This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Neuer

NEKROLOG

der

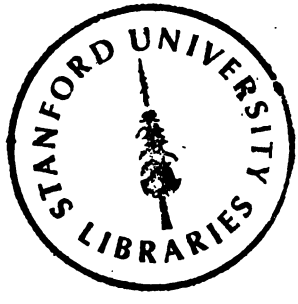
Deutschen.

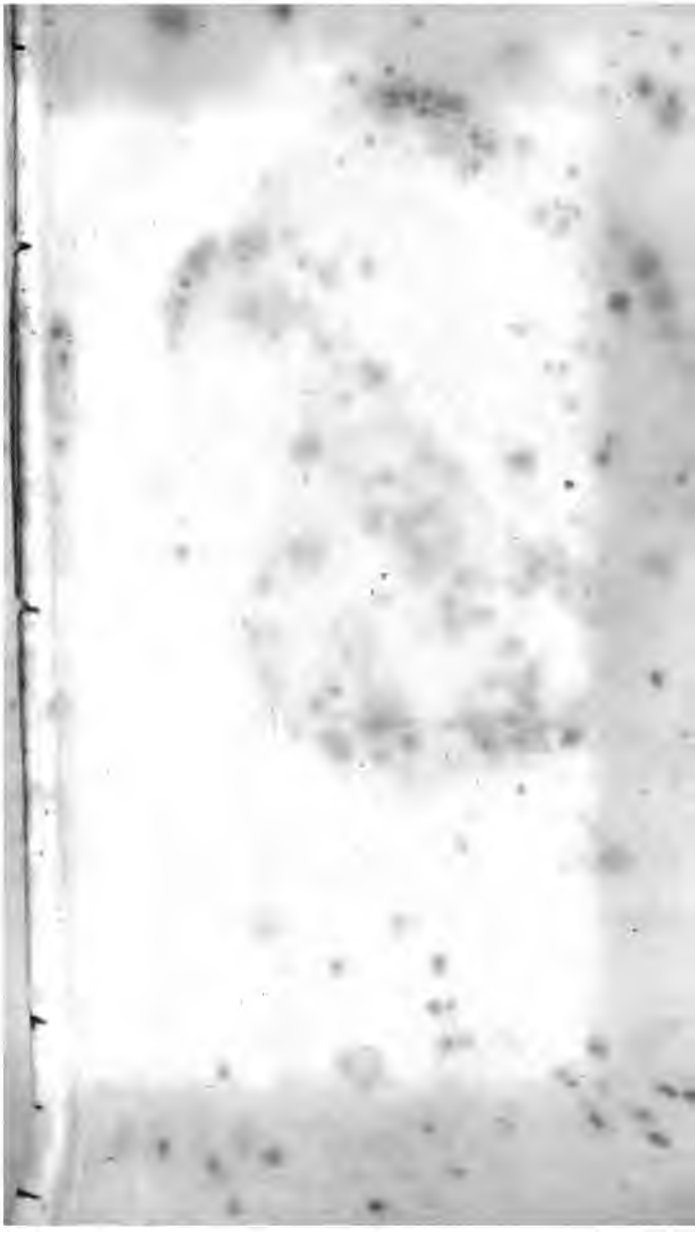
Zweiter Jahrgang 1824.

Erstes Heft.

Ilmenau 1826.

Gedruckt und verlegt bei B. F. Voigt.


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



A. Brückner fec

D. Christ. Gottl. Haubold

Ober-Hof-Gerichts-Rath, Domherr
und Professor zu Leipzig.

fine, cujus Artikel vnächst ij mehr für brauchbar
Otherwise für Dyvision. sind wäre:
Vay. 12. Pitisci Lexicon Antiquitatum Rom. ex asm.
T. I–III. Hay. 1737. fol. D. Gundolf.

Neuer

Nekrolog

der

Deutschen.

Herausgegeben

von

Friedrich August Schmidt,

Superintendenten und Oberpfarrer zu Ilmenau.

Zweiter Jahrgang, 1824.

Erstes Heft.

Ilmenau 1826.

Gedruckt und verlegt bei Bernh. Friedr. Voigt.

Der, nur der hat lange gelebt, um deſſen
Tod die Bürger erſeufzen. Jeder wählte
Sich die Tugend zur Göttin; alles andre rauben die Heren.

Herder.

Ihro Königlichen Hoheit,

der Frau Großherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach ꝛc.

Luise,

der geist- und gemüthvollen Freundin des Wahren und Guten

in

sinniger Erinnerung,

weihet

dieses Andenken an würdige Verstorbene

des

Jahres 1824

in unauslöschlich tiefster, unterthänigster Verehrung

der Herausgeber.

CT
1050
N5
v. 2
pt. 1

Vorbericht.

Wie wir am erreichten Ziele einer Wanderung erst einen klaren Ueberblick der zurückgelegten Reise gewinnen, so eröffnet sich uns auch an dem äußersten Grenzpuncte des Lebens die hellere Ansicht und Uebersicht desselben. Das Leben ist es aber, um das es sich handelt, wenn man Lebensbeschreibungen mehr und minder ausgezeichneter Menschen, die da kürzlich aus unserer Mitte geschieden sind, darzustellen versucht. Und nur zu reich war die Erndte des Todes im Jahr 1824, daher sich auch diese Blätter des Andenkens an sie, wider Willen des Herausgebers, so sehr anhäuften.

Sie sind nicht mehr, die wir schmerzlich ungern in das Verzeichniß der Heimgegangenen eintrugen, sie haben ihr irdisches Leben ausgehaucht. Doch wie die untergehende Sonne

noch in den Augenblicken ihres matten Dahinsinkens ihre letzten Strahlen im glühenden Abendroth uns zusendet und die Höhen der Berge vergoldet und die Tiefen im Wiederschein erhellt; so leuchten auch sie, die Verklärten, noch einmal zu uns herüber und werfen einen hellen Schein auf das Eine, was uns allen so werth und wichtig ist, auf das Leben, seine Höhen wie seine Tiefen, auf daß uns die reine, edle Ansicht desselben klarer werde.

Denn daß dieses auch eine niedere Deutung zuweilen erleide, lehrt die Erfahrung. Die gewöhnliche Umgangsweise spricht von einem guten Leben, damit man meistentheils eine Fülle von Gütern und äußeren Genüssen zu bezeichnen pflegt. Oft auch wendet sich die gewöhnliche Welt dem zweideutigen Grundsatze zu: leben und leben lassen und versteht darunter eine gegenseitige Bereitwilligkeit, des andern Thorheit, selbst Unredlichkeit zu bemänteln, wo nicht zu fördern. Tönet der Wunsch für das Leben von den Lippen Fröhliger, so wird er zu dem lauten Schalle eines: Lebe hoch! Ob in Glück und Ansehn, in Scherz und Freude, ob in noch höherer Rücksicht? Das aufwallende Herz der Erheiterten ist von zu mannichfaltigen Gefühlen durchströmt, um ein deutliches Bild von diesem

jauchzenden Worte ſich in ſo geſteigerten Momenten entwerfen zu können. Eine beſtimmtere, ſchärfer begrenzte Vorſtellung wohnet dem innigen Zurufe bei: Lebe lange! Denn die Kürze des Lebens iſt es offenbar, die manches Herz mit Bangigkeit erfüllt und manche Zähre gerechter Wehmuth dem Auge Gefühlvoller entlockt; es iſt und bleibt ja doch einmal, nach eines Meiſters Spruch, das Leben die ſüße Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens.

Wie nicht wenige aber der Edlen, welche dieſer neue Jahrgang aufgezeichnet, von einem Cramer, Spohn, Eugen, Haubold, van der Velde an und ferner, beſtätigen es, daß leicht die treueſten Arbeiter, die geiſtvollſten Männer, namentlich verdienſtliche Gelehrte ein Opfer ihrer Gewiſſenhaftigkeit, auch wohl ihres überbotenen Fleißes werden. Der Geiſt, möchte man faſt ſagen, zehrt die irdiſche Materie auf, während manche ſchlaffere Seele ohne beſondere Beweglichkeit lange in dem unangefochtenen Körper weilet. Das Leben muß demnach höher ſtehen, als es die Spanne Zeit mehr oder weniger ermißt.

Wehmuthsvoller fühlt ſich die Seele darnieder gebeugt, fordert das ernſte Geſchick dazu auf, ein: Lebe wohl zuzurufen, ſey es ihm, der nur auf Monate, Jahre von uns ſcheidet,

CT
1050
N5
v. 2
pt. 1

Vorbericht.

Wie wir am erreichten Ziele einer Wanderung erst einen klaren Ueberblick der zurückgelegten Reise gewinnen, so eröffnet sich uns auch an dem äußersten Grenzpuncte des Lebens die hellere Ansicht und Uebersicht desselben. Das Leben ist es aber, um das es sich handelt, wenn man Lebensbeschreibungen mehr und minder ausgezeichneter Menschen, die da kürzlich aus unserer Mitte geschieden sind, darzustellen versucht. Und nur zu reich war die Erndte des Todes im Jahr 1824, daher sich auch diese Blätter des Andenkens an sie, wider Willen des Herausgebers, so sehr anhäuften.

Sie sind nicht mehr, die wir schmerzlich ungern in das Verzeichniß der Heimgegangenen eintrugen, sie haben ihr irdisches Leben ausgehaucht. Doch wie die untergehende Sonne

noch in den Augenblicken ihres matten Dahinsinkens ihre letzten Strahlen im glühenden Abendroth uns zusendet und die Höhen der Berge vergoldet und die Tiefen im Wiederschein erhellt; so leuchten auch sie, die Verklärten, noch einmal zu uns herüber und werfen einen hellen Schein auf das Eine, was uns allen so werth und wichtig ist, auf das Leben, seine Höhen wie seine Tiefen, auf daß uns die reine, edle Ansicht desselben klarer werde.

Denn daß dieses auch eine niedere Deutung zuweilen erleide, lehrt die Erfahrung. Die gewöhnliche Umgangsweise spricht von einem guten Leben, damit man meistentheils eine Fülle von Gütern und äußeren Genüssen zu bezeichnen pflegt. Oft auch wendet sich die gewöhnliche Welt dem zweideutigen Grundsatze zu: leben und leben lassen un versteht darunter eine gegenseitige Bereitwilli keit, des andern Thorheit, selbst Unredli keit zu bemänteln, wo nicht zu fördern. I ner der Wunsch für das Leben von den ? pen Fröhliger, so wird er zu dem lauten Sc rufes: Lebe hoch! Ob in Glück und Ar in Scherz und Freude, ob in noch h Rücksicht? Das aufwallende Herz der terten ist von zu mannichfaltigen C durchströmt, um ein deutliches Bild v

jauchzenden Worte ſich in ſo geſteigerten Momenten entwerfen zu können. Eine beſtimmtere, ſchärfer begrenzte Vorſtellung wohnet dem innigen Zurufe bei: Lebe lange! Denn die Kürze des Lebens iſt es offenbar, die manches Herz mit Bangigkeit erfüllt und manche Zähre gerechter Wehmuth dem Auge Gefühlvoller entlockt; es iſt und bleibt ja doch einmal, nach eines Meiſters Spruch, das Leben die ſüße Gewohnheit des Daſeyns und Wirkens.

Wie nicht wenige aber der Edlen, welche dieſer neue Jahrgang aufgezeichnet, von einem Cramer, Spohn, Eugen, Haubold, van der Velde an und ferner, beſtätigen es, daß leicht die treueſten Arbeiter, die geiſtvollſten Männer, namentlich verdienſtliche Gelehrte ein Opfer ihrer Gewiſſenhaftigkeit, auch wohl ihres überbotenen Fleißes werden. Der Geiſt, möchte man faſt ſagen, zehrt die irdiſche Materie auf, während manche ſchlaffere Seele ohne beſondere Beweglichkeit lange in dem unangefochtenen Körper weilet. Das Leben muß demnach höher ſtehen, als es die Spanne Zeit mehr oder weniger ermißt.

Wehmuthsvoller fühlt ſich die Seele darnieder gebeugt, fordert das ernſte Geſchick dazu auf, ein: Lebe wohl zuzurufen, ſey es ihm, der nur auf Monate, Jahre von uns ſcheidet,

oder für dieſe Erde auf ewig von uns Abſchied nimmt. In ſo beugenden, doch auch zugleich ſinnigern Augenblicken iſt es alsdann, wo das Leben mit ſeinen Gaben und Gütern bewegend uns nahe tritt und mächtig auf Geiſt und Gemüth einwirkt. Die äußere Schaale deſſelben hat ſich gelöſ't, der innere Kern liegt offen vor uns da. Des Lebens bloße Erſcheinung iſt gewichen, ſein geiſtiger innerer Gehalt aber iſt zurückgeblieben; er iſt es allein, doch auch um ſo werther, an dem ich mich noch aufrecht zu erhalten vermag. Die nichtigen Träume von Leben und Lebensglück verſchwinden, die eiteln Hoffnungen und Wünſche ſinken dahin; aber der hohe Lebenszweck, das eigentliche Ziel unſers Daſeyns tritt um ſo lebendiger aus dem ſchweigenden Hintergrunde hervor.

Ein Athmen nur kann das Leben nicht ſeyn, noch eine Ernährung allein, dies theilen wir mit den geringſten der Erdengeſchöpfe, deren Leben ſinnleer dahin flieht; eine lange Dauer kann ſeinen tiefer liegenden Werth eben ſo wenig ausreichend erſchöpfen oder begründen, ſie iſt doch nur die äußere Fläche, auf welcher es ſich bewegt. Der vielgeſtaltige Wechſel der Lebensveränderungen iſt höchſtens die verſchiedenartige Farbenmiſchung, die Lichtpuncte oder Schattenpartieen, die auf dieſer Fläche ſich bald erheben, bald verſchwinden; das Le-

den ſelbſt berühren ſie wohl, aber beſtimmen es nicht.

Sein eigentliches Seyn muß nothwendig von ſeiner innerſten Seite erfaßt werden, iſt Wecken und Pflegen der höhern Potenz, iſt Heranbildung des Geiſtes und Herzens, eine fortgeſetzte Regung in Kraft und That, daß dieſe Veredlung ſich wirkſam erweiſe, in der Kette der Welt der Einzelne zu einem immer feſtern Ringe werde und man ſagen könne von dem Geſchiedenen: er hat nicht vergeblich gelebt. Hier und dort ſind der trefflichen Merkmale, der wackern Spuren ſeines einſtmaligen Seyns manche zurückgeblieben. Der treue Säemann iſt von dem Lebensacker geſchieden, aber ſeine daſelbſt reich ausgeſtreuete Saat geht auf und trägt, ob er ſie nicht mehr ſchauen kann, der Nachwelt vielfältige Frucht und deutet überzeugend darauf hin, wie man in ſeinem Geiſt fortan ſäen müſſe für die große Ewigkeitserndte.

Wie hoch aber iſt dieſe Aufgabe uns allen geſtellt, da dies Leben ſo kurz und die Kunſt ſo lang iſt, da des Wiſſens Höhen, des Glaubens Tiefen, des Wirkens Umfang ſo unerſchöpflich vor unſerm Geiſte ſich ausbreiten, und, um auch nur den gemäßigten Forderungen, die an die menſchliche Seele ergehen, Genüge geleiſtet zu ſehn, Licht, Kraft und Beharrlichkeit in den vielſeitigſten Anſpruch nehmen. Es gilt eine ſinnige Forſchung und die emſigſte

mal des Jahres 1824, so weit ausführlichere oder kürzere Nachrichten über sie gesammelt werden konnten — aller Sorgfalt ungeachtet wiederum in nicht zu verfehlender Unvollkommenheit dar; dies eine darf jedoch offen bekannt werden: es waltete dem anfänglichen Bilden, dem nachherigen Ordnen und in der Zusammenstellung derselben mindestens der gesteigerte Wunsch und das wachsende Bemühen vor, das Leben durch äußere oder innere Thatkraft Ausgezeichneter also zu schildern, daß die Darstellung sich gestalte zum klaren Spiegel und treuen Vorbild, darin sich das unsere nacheifernd beschauen und das ihrige andauernd sich verherrlichen möge. —

Der Herausgeber.

Erste Abtheilung.

Ausführlichere Nachrichten.

Peter von Randel *),

ehedem Officier im holländischen Marinedienste,

geb. den 24. Januar 1724.
gest. den 25. — 26. November 1823.

Wenn Biographien, als Individualgemälde aus er großen Gallerie der Menschengeschichte und des Menschenlebens, vornehmlich durch ihre bestimmtere eichnung und Farbengebung ein lebendigeres Interesse erregen, als allgemeine Geschichtswerke: so uß dies um so mehr bei der Lebensgeschichte eies Mannes der Fall seyn, der nicht nur im Fache issenschaftlicher Kenntnisse und seines gemeinnützien Strebens, folglich nicht blos in einem bestimmen Wirkungskreise, sondern auch als Mensch im

*) Ob von oder van, wie bei Gelegenheit einer otiz, seinen Tod betreffend (s. Gesellsch. v. 1823, St. 84, Anh. S. 1004), vielleicht nur aus einem Versehen es Setzers gelesen wurde, scheint bei einem Manne von Verdienst und Geist durchaus nicht von Belang. In en 62 Jahren seines Aufenthalts in Dessau hat er weer Standesdünkel, noch sonst einige Arroganz bewiesen, bwohl er, wie seine Vorfahren, sich früher in ehrenollen Diensten der Generalstaaten befanden, und er von Seiten der Heirath seines Vaters und Großvaters mit den delichen Häusern Zerbst und Capellen verwandt war, emnächst aber bei seinem ausgebreiteten Briefwechsel mit Gelehrten und Staatsmännern, ja in königl. Hand- nd Cabinettschreiben selbst, seinem Namen jederzeit das von unbedenklich beigefügt wurde.

Pl.

mal des Jahres 1824, so weit ausführlichere oder kürzere Nachrichten über sie gesammelt werden konnten — aller Sorgfalt ungeachtet wiederum in nicht zu verfehlender Unvollkommenheit dar; dies eine darf jedoch offen bekannt werden: es waltete dem anfänglichen Bilden, dem nachherigen Ordnen und in der Zusammenstellung derselben mindestens der gesteigerte Wunsch und das wachsende Bemühen vor, das Leben durch äußere oder innere Thatkraft Ausgezeichneter also zu schildern, daß die Darstellung sich gestalte zum klaren Spiegel und treuen Vorbild, darin sich das unsere nacheifernd beschauen und das ihrige andauernd sich verherrlichen möge. —

Der Herausgeber.

wo er durch Privatunterricht in wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen einen guten Grund legte, bis ihn, nach kaum vollendetem neunten Jahre, der im Ruheſtand lebende Viceadmiral Jacob (von K. gewöhnlich Admiral Jacobbel genannt), mit dem ſein Vater einſt lange und große Reiſen gemacht, aus Freundſchaft für dieſen, zur weitern Ausbildung der an dem Knaben bemerkten vorzüglichen Fähigkeiten, zu ſich nach Amſterdam kommen ließ. Der Admiral war ein kenntnißreicher Mann, der, im Beſitz eines in Indien erworbenen großen Vermögens, noch im hohen Alter einigen Lieblingswiſswiſſenſchaften, namentlich der Chemie und Experimentalphyſik, mit vielem Eifer oblag, und ſich, zum Behuf dieſer, ein eigenes Laboratorium eingerichtet hatte, in welchem, mit Beihülfe geſchickter Männer, unter ſeiner Leitung, unausgeſetzt mit großem Koſtenaufwand practiſche Verſuche ſtatt fanden, aus welchen ſich, in techniſcher Hinſicht beſonders, die gemeinnützigſten Reſultate ergaben. Alles, was in die Mineralogie, beſonders Metallurgie und Scheidekunſt der Metalle, dann aber auch überhaupt in die experimentelle Pharmacie einſchlug, blieb hierbei, ohne auf die Unkoſten zu achten, unermüdlichen Forſchungen ausgeſetzt. Der junge K. fühlte ſich hierbei ganz in ſeinem Elemente und legte, da er theoretiſchen Unterricht damit verband, zu Kenntniſſen den Grund, die ihn weiterhin durch ſein ganzes Leben ehrenvoll auszeichneten. Auch der berühmte Börhaave in Leyden, ein alter vieljähriger Freund des Admirals, der mitunter ſich gern einige Zeit bei ſeinen Amſterdamer Freunden aufhielt, hatte während ſeines diesmaligen Aufenthalts den Admiral beſucht, wo er zufällig mit K. zuſammengetroffen und den jun-

Peter von Randel *),

ehedem Officier im holländischen Marinedienste,

geb. den 24. Januar 1724.
gest. den 25. — 26. November 1823.

Wenn Biographien, als Individualgemälde aus der großen Gallerie der Menschengeschichte und des Menschenlebens, vornehmlich durch ihre bestimmtere Zeichnung und Farbengebung ein lebendigeres Interesse erregen, als allgemeine Geschichtswerke: so muß dies um so mehr bei der Lebensgeschichte eines Mannes der Fall seyn, der nicht nur im Fache wissenschaftlicher Kenntnisse und seines gemeinnützigen Strebens, folglich nicht blos in einem bestimmten Wirkungskreise, sondern auch als Mensch im

*) Ob von oder van, wie bei Gelegenheit einer Notiz, seinen Tod betreffend (s. Gesellsch. v. 1823, St. 284, Anh. S. 1004), vielleicht nur aus einem Versehen des Setzers gelesen wurde, scheint bei einem Manne von Verdienst und Geist durchaus nicht von Belang. In den 62 Jahren seines Aufenthalts in Dessau hat er weder Standesdünkel, noch sonst einige Arroganz bewiesen, obwohl er, wie seine Vorfahren, sich früher in ehrenvollen Diensten der Generalstaaten befanden, und er von Seiten der Heirath seines Vaters und Großvaters mit den adelichen Häusern Zerbst und Capellen verwandt war, demnächst aber bei seinem ausgebreiteten Briefwechsel mit Gelehrten und Staatsmännern, ja in königl. Hand- und Cabinettschreiben selbst, seinem Namen jederzeit das von unbedenklich beigefügt wurde.

Pl.

Laufe eines langen, ſtets thatenreichen Lebens, zugleich durch ſeine Schickſale und großen Reiſen merkwürdig und ausgezeichnet erſcheint. So ſchwer es aber auch iſt, einen ſolchen Mann treu, wahr und anſprechend zu ſchildern, wenn die in dieſer Abſicht zu benutzenden Nachrichten, wie im vorliegenden Falle, nicht ſelten zu beſchränkt und mangelhaft blieben, oder er ſelbſt die Eigenheit hatte, manche Partie ſeines Lebens, wie z. B. ſeine Herkunft und gewiſſe verwandtſchaftliche Verhältniſſe, unter einer kaum zu durchdringenden Decke zu halten: ſo darf ich doch glauben, im Nachſtehenden kein unintereſſantes Gemälde von dem Manne, der ſeinen Zeitverwandten zugleich ſeiner auffallenden Originalität wegen merkwürdig ſchien, aufgeſtellt zu haben.

Der Vater unſers Peter von Randel, Hans Anton, ſtand früher bei'm Regiment des Erbſtatthalters im Haag, und ward 1710 mit Penſion in Ruheſtand verſetzt. Mit dem Vermögen ſeiner Gattin, einer gebornen von Zerbſt, ward eine kleine ländliche Beſitzung bei Wieſup erkauft, wo ſie ihren Wohnſitz nahmen und unſer R. das Licht der Welt erblickte. Er war der mittlere von drei Brüdern; eine jüngere Schweſter war ſchon vor dem zehnten Jahre verſtorben. Durch einen Verwandten der Mutter empfohlen ward der Aeltere bei vollendetem Dienſtalter in däniſchen Dienſten angeſtellt und kam nach Rendsburg im Schleswigſchen zu ſtehn. Der Jüngere trat in engliſche Seedienſte, und hat noch um das Jahr 1775 in Worceſter gelebt.

Die Erziehung und frühere Ausbildung unſers R. fand unter den Augen ſeiner Aeltern ſtatt,

wo er durch Privatunterricht in wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen einen guten Grund legte, bis ihn, nach kaum vollendetem neunten Jahre, der im Ruheſtand lebende Viceadmiral Jacob (von R. gewöhnlich Admiral Jacobbel genannt), mit dem ſein Vater einſt lange und große Reiſen gemacht, aus Freundſchaft für dieſen, zur weitern Ausbildung der an dem Knaben bemerkten vorzüglichen Fähigkeiten, zu ſich nach Amſterdam kommen ließ. Der Admiral war ein kenntnißreicher Mann, der, im Beſitz eines in Indien erworbenen großen Vermögens, noch im hohen Alter einigen Lieblingswiſswiſſenſchaften, namentlich der Chemie und Experimentalphyſik, mit vielem Eifer oblag, und ſich, zum Behuf dieſer, ein eigenes Laboratorium eingerichtet hatte, in welchem, mit Beihülfe geſchickter Männer, unter ſeiner Leitung, unausgeſetzt mit großem Koſtenaufwand practiſche Verſuche ſtatt fanden, aus welchen ſich, in techniſcher Hinſicht beſonders, die gemeinnützigſten Reſultate ergaben. Alles, was in die Mineralogie, beſonders Metallurgie und Scheidekunſt der Metalle, dann aber auch überhaupt in die experimentelle Pharmacie einſchlug, blieb hierbei, ohne auf die Unkoſten zu achten, unermüdlichen Forſchungen ausgeſetzt. Der junge R. fühlte ſich hierbei ganz in ſeinem Elemente und legte, da er theoretiſchen Unterricht damit verband, zu Kenntniſſen den Grund, die ihn welterhin durch ſein ganzes Leben ehrenvoll auszeichneten. Auch der berühmte Börhaave in Leyden, ein alter vieljähriger Freund des Admirals, der mitunter ſich gern einige Zeit bei ſeinen Amſterdamer Freunden aufhielt, hatte während ſeines diesmaligen Aufenthalts den Admiral beſucht, wo er zufällig mit R. zuſammengetroffen und den jun-

gen genialen Mann von reger Wißbegierde, vom erſten Augenblick an lieb gewonnen hatte. Der junge Menſch erhielt nicht nur von da an freien Zutritt bei ihm, ſondern der würdige Veteran ſuchte ſeine Neigung zur Naturkunde und den damit vereinten Gegenſtänden noch mehr anzufachen, indem er die Abſicht damit verband, ihn für das Studium der Arzneiwiſſenſchaft zu gewinnen. In dieſer Abſicht leitete er dann ſelbſt die vielfältigen Verſuche, die ſowohl mit dem Unterricht in der pharmaceutiſchen Chemie in Verbindung ſtanden, als die in Beziehung auf die materia medica und die genauere Kenntniß der Arzneimittel unternommen wurden.

Bis zum vollendetem zwölften Jahre war R. im Hauſe ſeines Mentors, des Admirals, verblieben, worauf er von dem mit ſeiner Familie verwandten Schiffscapitän Adrian als Midſchipsmann auf die erſte Seereiſe nach Schweden und Rußland mitgenommen wurde. In den Häfen von Reval und Kronſtadt blieb der Delphin (ſo hieß das Schiff) geraume Zeit vor Anker, indeß Adrian den jungen R. nicht allein im ſogenannten Schwarzbrüderhauſe in Reval (dem Verſammlungsorte der dortigen angeſehenſten Familien und Kaufleute), ſondern auch bei ſeinen Freunden in Petersburg einführte. So geſchah es denn, daß unſer R. in dem dortigen engliſchen Clubb auch dem Fürſten Soltikow bekannt wurde, dem er bei ſeiner Lebhaftigkeit und gewandtem Weſen ſo ſehr gefiel, daß er ihm, ſo jung er war, Dienſte in der kaiſerlichen Marine antrug. Theils aber konnte Adrian, ohne Zuſtimmung der Aeltern, nichts über ihn beſtimmen, und theils widerſprach es geradehin der eigenen Neigung des Jünglings, der die Welt zu ſe-

hen und noch weitere Reisen zu machen wünschte. Bei der Rückreise nach Holland hatte der Delphin mit großen Stürmen zu kämpfen: er wurde zuerst nach Hela (einer Halbinsel zum Danziger Gebiet gehörig), wo sie mehrere Wochen zur Ausbesserung des Schiffs bedurften und bei dem Geistlichen des Orts indeß die gastfreieste Aufnahme fanden, dann aber, nach mancherlei neuern Fährlichkeiten, nach Schoonen verschlagen, woselbst sie sich einige Zeit vor Anker legten, indeß ein schwedischer Bergcommissär den jungen R. auf einer Reise nach Fahlun und in die dortigen berühmten Kupferwerke mit sich nahm. Dort war es, wo derselbe, in Gesellschaft mehrerer, die ersten Grubenwerke befuhr und die Gelegenheit wahrnahm, sich unter Leitung seines Führers schätzbare Kenntnisse anzueignen *). — Als merkwürdig führte er übrigens bei Gelegenheit dieser ersten Seereise an, daß er weder damals, noch in der Folge bei weit größeren Reisen, je einigen Anfall von der Seekrankheit erfahren.

Nach der Zurückkunft nach Holland wurden die chemischen Arbeiten nebst den physikalischen Experimenten im Hause des Admirals fortgesetzt. Auch das Scheiden der Metalle und das Legiren der Münzen waren Gegenstände des Unterrichts, den R. jetzt empfieng. Bald darauf bot sich ihm eine Reise ins sächsische Erzgebirge und bis Oberschlesien dar,

*) Noch bis ins hohe Alter äußerte er sich mit großer Achtung über die schwedischen Berg- und Hüttenwerke, besonders in Fahlun, die er als die vorzüglichste practische Unterrichtsschule pries. R. hatte sich dort vornehmlich mit der Bereitung des Kupfers im sogenannten nassen Wege bekannt gemacht.

bei der er einen Hrn. von Capellen begleitete und sich schöne Berg- und Hüttenkenntnisse erwarb. Um ein Jahr später (Frühjahr 1739) kam es zur ersten Reise nach der Havanna, wohin Capitän Adrian, den Gouverneur der holländischen Besitzungen in jener Weltgegend, überschiffte. R. begleitete ihn auf dieser Reise, die, bei der günstigsten Witterung, in weniger als sechs Wochen beendet wurde, wo sie glücklich Rio Janeiro erreichten. Dieser Hafen, den man für den ersten und schönsten in der neuen Welt hält, gewährte, nebst der Stadt, schon damals eine zum Bewundern schöne Ansicht. Die mit dem Delphin angekommene Mannschaft blieb zum größern Theil den Befehlen des neuen Gouverneurs untergeordnet, wogegen ein Theil der bisherigen Garnison nach Europa zurückkehren sollte. Auch die Besatzungen der einzelnen befestigten Punkte und Forts, die längs der Küste von Brasilien (dem jetzigen Columbia) zur Sicherung gegen die öftern Einfälle und Streifereien der Buschneger dienten, sollten mit neuern Truppen wechseln; und da über die vollständige Rückladung des Schiffs und seine Rückkehr nach Europa leicht einige Monate vergehen konnten: so wurde R., dem es um Kenntniß des Innern des Landes und der Plantageneinrichtungen zu thun war, auf sein Gesuch, den zur Ablösung bestimmten Commandos beigegeben. So gewiß nun R. auf diese Weise von den Schönheiten der neuen Welt nur einen schwachen Vorgeschmack bekommen hatte, und er daher wohl einsah, daß das Gefährliche und Unbequeme der weiten Reise sich nicht damit aufwiegen lasse, so stand doch der Entschluß fest bei ihm, daß er so Vieles, was er diesmal entbehrte, baldigst nachholen und sich mit Gegenständen, die sein höchstes Interesse erregten, in nähere Berührung setzen wolle.

Auch die Rückreise gieng mit gleichem Glück von statten, und R. traf wohlbehalten wieder bei den Seinigen ein, wo er aber betrübende Nachrichten vom Befinden seines Lehrers Börhaave vorfand. Er eilte also nach Leyden, ihn noch lebend zu finden, und, obgleich am Podagra und Schlagfluß leidend, schien er doch von der Freude des Wiedersehens wie neu beseelt. So schwer ihm das Sprechen ward, so drang er doch wiederholt in R., sich dem Studium der Medicin zu widmen; was auch Randel aus Erkenntlichkeit versprach, da er vernahm, daß B. ihm nicht nur zweitausend Gulden in dieser Beziehung vermacht, sondern ihm auch den größern Theil seiner medicinischen, chemischen und botanischen Bücher als ein Andenken zugedacht hatte *). Ein wiederholter Schlag nahm ihn hinweg, und zwar an dem Tage, wo er grade das 70ste Jahr erreicht hätte (den 10. Juli 1738). Gewiß dürfte B. der erste und einzige Arzt gewesen seyn, der bekanntlich zwei Millionen Gulden Vermögen hinterließ **), die er zugeständlich blos durch seine Praxis erworben hatte.

Nach Börhaave's Tode lag R. sodann ein volles Jahr in Leyden dem Studiren ob, indem er

---

*) Die ihr neuer Besitzer jederzeit sehr ehrenwerth hielt, wenn er sie gleich nur wenig benutzt haben mochte. In mehreren derselben hatte B. auf durchschossenem Papier und ad marginem Noten und Zusätze beigefügt, klein und sehr leserlich geschrieben. Wie R. versicherte, sey es ihm ein herzdurchbohrender Anblick gewesen, den größten Theil dieser Bücher, mit seinen Scripturen, bei der Plünderung, die er 1806 durch die Franzosen erlitt, zu Unterhaltung ihrer Bivouacfeuer verwandt und den Flammen geopfert zu sehen.

**) Zum Beweis des: „Dat Galenus opes". —

die gelehrten Hülfsmittel benutzte, die ihm aus der Verlassenschaft des Verstorbenen verblieben. Vorzüglich hörte er diejenigen Vorlesungen, bei denen Börhaave's *Institutiones medicae*, desgleichen seine *Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis etc.*, so wie seine Elemente der Chemie, was für ein wahres classisches Werk jener Zeiten galt, zu Grunde gelegt waren *). — Leider wurde dann der Cursus seiner Studien zu früh unterbrochen, weil er sich der fixen Idee einer baldigen zweiten Reise nach Westindien überließ. Capitän Adrian, wie er wußte, sollte aufs neue, mit Aufträgen der Westindischen Compagnie und für ihre Rechnung, nach Carracas befrachtet, mit dem Phönix, einem neuerbauten Dreidecker, nächstens in See gehen, und sein ganzer Sinn stand dahin, ihn zu begleiten, so manches auch sein Vater dagegen einwand. Der Alte hatte recht; denn es wäre ja nach beendigtem Studiren seines Sohnes immer noch Zeit gewesen, die Welt zu sehen und seinen Hang zum Reisen zu befriedigen. Aber der Admiral trat dazwischen, and pflichtete den Wün-

*) In jenen früheren Anleitungen und dem Kathederunterricht der Zeit, wovon hier die Rede ist, wo besonders auf einer holländischen Universität alles nach den Prinzipien und Ansichten eines Börhaave, Hemsterhuis und and. gemodelt und gleichsam darauf basirt wurde, dürfte denn wohl der Grund zu mancher verkehrten Ansicht und falschem unpassendem Urtheile zu suchen seyn, deren sich der Verstorbene bei vorkommenden medicinischen Fällen und in Absicht der neueingeführten Heilmethoden schuldig machte, gegen die er sich oft mit zelotischem Eifer aussprach und (wie Ref. sich erinnert) sogar mitunter auf den Hippokrates verwies — wie er es vermuthlich von seinem Lehrer, dem guten Börhaave, gewohnt war und (mißdeutend vielleicht) von ihm auf Treue und Glauben angenommen hatte.

schen des jungen Mannes bei, dem er zu dieser Reise nicht nur Empfehlungsbriefe an seine Freunde in Curacao und bis Mexiko hin, sondern auch baare Zuschüsse versprochen hatte, um im westlichen Theile Brasiliens in geognostischer Beziehung mehrere Districte nach Gefallen bereisen zu können.

Der junge R. hatte sich bereits in Amsterdam eingefunden, wohin sich auch seine Aeltern begaben, denen eine mehrjährige Trennung von ihm, worauf es diesmal angesehen schien, sehr schwer ward. Er liebte sie und den Wohlthäter seiner Jugend, den Admiral; aber weder dies, noch das Beschwerliche der militärischen Dienstpflichten, denen er sich, wie es gesetzlich war, bei der diesmaligen Reise unterziehen mußte, erzeugten einige Aenderung in seinem Entschluß.

Als schon alles zur Abreise bereit war und man nur noch auf günstigern Wind wartete, fanden sich die H. H. Barklay und Bolongaro, zwei angesehene Tabaksfabrikanten, beim Admiral ein, die unter seiner Vermittelung sich mit dem abreisenden R. auf folgende Unterhandlung einließen. Barklay nämlich war seit einigen Jahren erst aus Brasilien zurück, woselbst es ihm, angewandter Mühe und Kosten ungeachtet, nicht gelungen war, sich in den Besitz einiger dortigen Fabrikgeheimnisse, worauf es ankam, zu setzen. In den spanischen Besitzungen schienen Nachforschungen dieser Art sogar mit Gefahr verknüpft. Es lag ihm also daran, ob nicht unser R. (bei dem von seiner Seite, als Militär, dergleichen Forschungen weniger verfänglich schienen, sofern mit einiger Umsicht und Verschlagenheit zu Werke gegangen würde), sich nicht in Besitz der Geheimnisse setzen könne, worauf es vornehmlich bei Bereitung der spanischen Tabake und der dabei anzuwendenden Saucen an-

komme. Sofern dies ihm gelänge, und er sie (sey es durch briefliche oder mündliche Mittheilung) mit dieserhalb genau detaillirten Unterweisungen und Recepten versehen könne, so wollten sie sich gesetzmäßig und durch ein Notariatsinstrument in Solidum verpflichten, bei einem ihren Wünschen entsprechenden Erfolge, eine baare Summe von fünftausend holl. Gulden als Honorarium zu erlegen; ja, im Falle die Sache sich durchaus nach ihren Absichten auswiese, jeder noch insbesondere eine Gratification von eintausend Fl. nachzahlen. Die Sache, wenn sie gleich critisch schien, war jedoch nach Randels Meinung ausführbar, und er ließ sich darauf ein; und zwar ward das dieserhalb aufgenommene Notariatsinstrument vom Admiral und vom Vater des R., als Zeugen, mit unterschrieben.

Noch am Tage dieses abgeschlossenen Geschäfts erhob sich ein günstiger Wind, der in die Seegel des Phönix blies, und R. trat (vor der Hand als Sergeant) seine Dienste bei der Schiffsmannschaft an. Die Wimpel flatterten, Musik ertönte vom Verdeck, zehn Kanonensalven verkündigten die erste Abfahrt des neuen Schiffs, und unter dem wiederholten Hurrah der Matrosen und den Segenswünschen der am Ufer versammelten Freunde und Zuschauer, durchschnitt das Schiff rauschend die Wogen. So glücklich aber, dem Anscheine nach, die Abreise begonnen hatte, so wäre doch bald in den ersten Tagen der Fahrt ein großes Mißgeschick eingetreten. Es war in den ersten Stunden der Nacht, wo alles in tiefem Schlaf begraben lag, als der Feuerruf der Nachtwache ertönte. Alles fuhr erschrocken auf und stürzte zu den Pumpen hin. Uebermenschliche Kräfte wurden aufgeboten, und dennoch gelang es kaum, des durch die Unvorsichtigkeit

eines Schiffsjungen im Raume ausgebrochenen Feuers Herr zu werden, als schon die Gefahr aufs Höchste gestiegen war *). Bald darauf aber wurde durch einen conträren Südwest, der sie zu laviren zwang, das Schiff aus seiner Richtung verschlagen, so, daß sie lange die afrikanischen Küsten zur Linken ihrer Fahrt im Gesichte behielten, bis sie dann, vor der Insel Helena vorüber, die Richtung erst wieder gegen Brasilien nehmen und nach Ablauf drei voller Monate endlich vor Carracas landen konnten.

Für das Unangenehme der Dienstverhältnisse während der Fahrt glaubte R. in Amerika Entschädigung zu finden; statt dessen wartete seiner das Gegentheil. Kurz vor der Landung des Phönix war Nachricht eingelaufen, daß die Buschneger (deren schon einmal bei Gelegenheit der ersten Reise Erwähnung geschah und unter welchem Namen gemeinhin man die in das Innere des Landes zurückgedrängten, mit den holländischen Besitzungen grenzenden Indianer begreift) abermals Einfälle in die Colonien gewagt, mehrere Plantagen verwüstet und die ärgsten Gewaltthätigkeiten gegen die unbewehrten Pflanzer unternommen hätten. Mehrere ihrer Leute hatten sie getödtet, ihre Wohnungen beraubt und verheert und Weiber und Kinder fortgeschleppt. Frevel solcher Art verlangten

*) Wie R. versicherte, habe jener Augenblick der Gefahr für ihn und seinen Freund Adrian lange Zeit einen fürchterlichen Eindruck zurückgelassen, indem der größere Theil der Ladung grade damals aus leicht entzündbaren Stoffen und aus Munition bestanden habe. Der erste bedrohende Moment und die einstmalige Gefahr des Strandens bei Hela, wo man den Delphin nur durch unablässiges Pumpen über dem Wasser erhalten konnte, seyen die beiden gefahrvollsten Ereignisse gewesen, die ihm je auf seinen Seereisen zugekommen wären.

Ahndung; und so war man eben im Begriff, Truppen gegen sie abzuschicken, sowohl um Repressalien zu üben, als vornämlich die Gefangenen wo möglich zu befreien. Auch die nun erst angekommene Mannschaft wurde mit dazu befehligt, und unserm Randel wurde ein Commando untergeben. Indeß führte ein solcher Kriegszug viel Beschwerliches mit sich, da jeder auf mehrere Tage Proviant bei sich führen mußte, und die Wege, um den Feind bis in seine Craals (oder Dörfer) aufzusuchen, durch Wildnisse und öde dichtverwachsene Waldungen führten, wo sie sich erst Pfade durcharbeiten mußten, indem noch keines Menschen Fuß den Boden betreten zu haben schien. Die Füße durchs Dornengestrippe verwundet, und von Muskitos Tag und Nacht umschwärmt, deren sie sich auch durch Feuer und Rauch nicht zu erwehren wußten, langten sie ermattet und vom Durst gepeinigt endlich auf einem freien Blachfelde an, wo sich mehrere hundert schwarze Teufel ihnen entgegen stellten und ein Theil derselben, mit Schießgewehr bewaffnet, sie mit einer scharfen Salve empfing. Zum Glück wurden nur Wenige verwundet, und als die Soldaten pelotonmäßig unter sie feuerten, nahmen sie unter fürchterlichem Heulen die Flucht. Ihre Todten und Verwundeten schleppten sie mit sich, und da man ihnen auf dem Fuße folgte, langte man endlich bei ihren Wohnungen und Erdhütten an, wohin sie sich geflüchtet hatten. Vor mehreren derselben sah man Pfähle, auf denen Menschenschädel befestigt waren. Noch fielen hin und wieder Schüsse auf sie, was sie noch mehr empörte. Mit gefällten Bajonetts stürmten sie hinein; ihrer Wuth wurde alles, was lebte, geopfert; selbst Greise und Kinder blieben nicht verschont.

Auch Randel und sein kleiner Haufe war in

eine der entfernten Kabanen gedrungen, wo sich ihnen ein Auftritt darbot, der sie für einen Augenblick stutzen machte. Eine ganze Negerfamilie, bestehend in Vater und Mutter und sechs Kindern um sie her, lagen auf den Knien mit aufgehobenen Händen, und fleheten um Schonung. Die ältere Tochter hatte sich R., gleich bei seinem Eintreten, zu Füßen geworfen und sah mit Erbarmen erflehendem Blick zu ihm hinauf. Aber eben sollte die Blutarbeit beginnen, ohne ihrer zu achten, als R. mit zwischen ihnen und seinen Leuten gestrecktem Degen letzteren zurief, einzuhalten. „Was wollt ihr thun, Cameraden"? fragte er sie. „Wollt ihr Wehrlose tödten? Nein, laßt uns diesen Wilden zeigen, daß wir Menschen — daß wir Christen sind"! — Von diesen Worten ergriffen, setzten alle das Gewehr am Fuß, und einer aus dem Haufen, indem er auf der nächsten Bank ermattet niedersank, rief: „Gott, wie mich dürstet! Ich kann nicht mehr! Gebt mir einen Trunk Wasser, wir mögen euer Blut nicht"! Da stürzte Marieka, so hieß das Mädchen, hinaus, und brachte ein Gefäß mit Wasser und einen Topf voll Milch. Auch einige in Asche gebackene Waizenbrote und Früchte wurden herzugebracht, und die, welche seit länger als vier und zwanzig Stunden nichts genossen hatten, suchten sich Plätze zum Sitzen, oder lagerten sich am Boden und aßen und tranken, statt ihre Wirthe zu tödten. Das wilde Mädchen aber bediente sie alle, und setzte sich dann zu Randels Füßen, küßte ihm streichelnd die Hände und stammelte auf gebrochen Holländisch: „Ei will mit you, myn Heer, as you beleeft"! R. aber schüttelte den Kopf und bedeutete sie, daß sie, die Pflegerin der Aeltern, hier bleiben müsse. Da ging

ſie traurig hinweg, ſetzte ſich in einen Winkel des Gemachs und weinte.

„Glückliche Naturmenſchen"! dachte R. bei ſich ſelbſt. „Wer unter euch leben könnte"! und legte einige Stücke Geld auf den Tiſch für die gute Bewirthung — als eben die Trommel gerührt ward und die Truppen auf einen in der Mitte des Craals belegenen grünen Platz beſchieden wurden, wo ſie ſich ſammeln ſollten. Hier fanden ſich auch die indeß glücklich befreieten Gefangenen aus der Colonie Paulſen wieder, von welchen nur einer der Colonieknechte fehlte, der, wie es ſehr glaublich ſchien, bei dem von den Indianern kürzlich begangenen Sonnenfeſte, ihnen zum Opfer gedient hatte.

Jetzt traten ſie an, und zogen mit jenen Befreiten davon — ohne zu bemerken, daß ihnen eine junge Negerin folgte. Es war Marieka, die ſich unſerm R., als dem Lebensretter der Ihrigen, freiwillig zur Sclavin hingab und von da an ihn nicht verließ. Sofern man übrigens ein ſchwarzes Mädchen ſchön nennen kann, ſo verdiente ſie es, indem ſie mit dem beſten Ebenmaas der Glieder und dem hellen freundlichen Blick des Auges Züge von Gutmüthigkeit verband, die ihr ſehr zur Empfehlung dienten. Ihre dankbare Hingebung und Anhänglichkeit an R. fanden zwar bei dieſem, wie billig, Anerkennung; er hatte ſie, die früherhin blos einen Schurz um den Leib trug, mit leichter Bekleidung nach europäiſcher Art verſehen laſſen, und ſah es auch mit Vergnügen, daß ſie ſich mit Ernſt häuslichen Verrichtungen unterzog und in Zubereitung der Speiſen, Beſorgung der Leibwäſche und andern weiblichen Arbeiten unterweiſen ließ, aber er war nie einverſtanden damit, ſie um ſeinetwillen Vaterland und Familie aufgeben oder

ihm gar nach Europa folgen zu laſſen. Sie war jedoch durch nichts zur Rückkehr zu bewegen; ſelbſt der Verſuch eines Zwangmittels in dieſer Hinſicht blieb ohne Erfolg. Man hatte ſie nämlich, von einiger zuverläſſigen Mannſchaft begleitet, zu der väterlichen Heimath zurückgeſchickt, wo ſie ſich zwar des Wiederſehens der Ihrigen von Herzen gefreuet, auch Miene gemacht, wieder dort bleiben zu wollen, indeß, ſobald ihre Begleiter fort waren, hatte ſie ohne Abſchied zu nehmen, ſich ſo eilig davon gemacht, daß ſie auf ihr bekannten Nebenwegen, früher als jene, wieder bei R. eingetroffen war.

Endlich war R. ſeiner ſchwarzen Geſellſchafterin gewohnter geworden, denn er ſah wohl, daß weder durch Güte noch durch Ernſt etwas über ſie zu erhalten ſtand. So verging wohl länger als ein Jahr, als auch gegen die Boochis, einer mehr nach Süden wohnhaften indiſchen Nation, ein Kriegszug nothwendig wurde. Auch R. mußte ſich ihm anſchließen, und glaubte kaum ſeinen Augen trauen zu dürfen, als es zum Treffen kam und er Marieka, mit Waffen verſehen, an ſeiner Seite erblickte. Er verwies es ihr ernſtlich, indem er ſie zwang, ſofort das Schlachtfeld zu verlaſſen. Sie kam aber ſehr bald zurück und hatte ſich in die Montur eines der durch die feindlichen Kugeln gefallenen Soldaten geworfen, worauf ſie ſich mit in Reih' und Glied, gleich andern Soldaten, ſtellte.

Zu einer andern Zeit hatte ſie, der Sprache der Boochis kundig, ſich in ihr Lager geſchlichen, wo ſie erkundſchaftet hatte, daß in nächſtkommender Nacht ein Ueberfall ſtatt finden werde. Um aber ſicher zurück zu kommen, mußte ſie Umwege nehmen und konnte nur erſt, als die Indier ſchon die Vorpoſten umgangen und bis ins Lager ſchwärmten, bis zu R. gelangen, den ſie noch ſchlafend

fand und zur schleunigsten Flucht antrieb. Aber kaum hatte er sich einige zwanzig Schritte entfernt, als ihm eine Kugel am Fuß verwundete und er nicht weiter konnte. Da lud ihn die ehrliche Negerin mit mehr als Manneskraft auf ihre Schultern und entkam glücklich mit ihm unter dem Dunkel der Nacht. Von hier an und wo sie, bis zu seiner Heilung, sich ihm als die sorgsamste Pflegerin bewies, fühlte R. höhere Verpflichtungen für sie, und machte, während der ganzen fernern Zeit seines Aufenthalts in Indien, keinen Versuch mehr, sich von der treuerprobten Maruska, wie er sie nannte, zu trennen.

Mit der Heilung seiner Wunde gieng es langsam von statten. Sobald er sich aber hergestellt fühlte, suchte er um Urlaub nach, zur Vermehrung seiner naturhistorischen Kenntnisse verschiedene Punkte Brasiliens zu bereisen. Von dem Empfehlungsschreiben des Admirals waren die nach Pernambuco und Bogota, ingleichen die nach Peru bestimmten immer noch in seinen Händen. Bei dem längeren Aufenthalt an mehreren Orten wurde ihm durch die Freunde des Admirals vielfache Gelegenheit zu neuen geognostischen Kenntnissen und Erfahrungen. Das Befahren mehrerer Bergwerke, besonders der Goldminen bei Peru, ließen ihn vielseitig an practischen Kenntnissen gewinnen, überzeugten ihn aber auch, daß die mehresten der Werke, wie die Förderung edler Metalle, schon damals sehr läßig und nicht unter gehöriger Aufsicht betrieben wurden. Dennoch aber fand er (hiervon abgesehen) bei dem progressiven Fortschreiten in der Geistescultur und zu nationeller Wohlfahrt, in statistischen Hinsichten überhaupt, zu sehr erfreulichen Bemerkungen Gelegenheit. Besonders wurde ihm, durch die Freunde des Admirals, eine Uebersicht von dem reichen Ge-

sammtertrage der holländischen Colonien um damalige Zeit, wie sich solcher zugleich aus den Zoll- und Hafenregistern ergab, und das Ganze riß ihn zu hoher Bewunderung hin, besonders wenn von der Mehrzahl der Sklaven (Neger und Mulatten) der Maasstab zu dem Wohlstande der Colonien hergenommen wurde. Schon damals wurde die Zahl derselben auf 150,000 und die der Weißen auf 12000 angenommen. Um etwa zwanzig Jahr später (1760) war, nach den ihm aus Holland überkommenen Listen, die Zahl der farbigen und schwarzen Sklaven auf 170,000, die der weißen Colonisten aber auf 14,500 angewachsen *).

Bei seinen Reisen hatte R. bisher wenig oder gar nicht seiner Pflicht in Absicht solcher Notizen gedacht, als er den Amsterdamer Kaufleuten zu liefern übernommen hatte. Bei der Rückkunft aber

---

*) Nach einer der neuesten Nachrichten (s. Cour. Fr. März 1824) wurde die Anzahl der farbigen Sklaven auf Jamaika auf 350,000, und gegen 30,000 Weiße, angegeben, deren Besitzstand an Hornvieh sich auf 300,000 Stück belief. Der volle Betrag der Erndte bestand in 130,000 Orhoft Zucker, 60,000 Maas Rum und 18 Mill. Pfd. Kaffee. — Das ganze Kaiserreich Brasilien aber, worunter jenes mitbegriffen, zählt (nach Beauchamps neuesten Nachrichten sur l'independence de l'empire du Brésil) gegenwärtig 2 Mill. Bevölkerung, wovon 1823 200,000 Mulatten, die übrigen Neger waren. Die Gesammtsumme der jährlichen Einkünfte beträgt über 22 Mill. Thaler. Mollien in s. Reisen giebt die jetzige Bevölkerung und Einkünfte Columbias noch um ein Großes höher an. Auch auf Veredlung der Metalle und Bearbeitung der Diamantgruben sollten größere Summen und mehr Eifer verwandt werden. Dem Ertrage dieser letztern wurde schon, vor mehr als 70 Jahren, der aus den ergiebigen Eisen- und Kupferminen gleich geachtet; wie denn das Eisen von Parucaba dem besten schwedischen gleich zu halten ist.

Pl.

fand er einen Brief des Admirals vor, dem auch einer von Barklay beigefügt war, der ihn, da bereits zwei Jahre vergangen waren, an jenes Abkommen erinnerte. R. glaubte zwar jetzt Schwierigkeiten in der Sache zu finden, die ihm früher entgangen waren; aber dennoch hielt er sich zu fest an sein gegebenes Wort gebunden, um nicht zu dessen Lösung das Aeußerste zu thun. Am ersten Tage, wo es die Witterung zuließ, gieng er zu der einige Stunden entfernten Plantage, die nach ihrem Besitzer Meermannsgrund genannt wurde. Dort lag ein Landhaus im gefälligsten holländischen Styl auf einer kleinen Anhöhe, die ringsum von einem Olivenwäldchen umgeben war, und tiefer im Grunde zu beiden Seiten die Fabrikgebäude, an die sich in zwei langen Strecken Tabaks- und Zuckerplantagen lehnten. Der Besitzer, ein biederer Landsmann aus Delft, der schon seit achtzehn Jahren hier lebte, saß am Eingange seines Hauses, unter einem Berceau von Akazien, rauchte sein Pfeifchen und las in einem Buche. Als er den jungen Militär auf das Haus zukommen sah, stand er auf und ging ihm entgegen, mit freundlichem Befragen, was zu seinen Diensten stehe? Mit dem unbefangenen, einnehmenden Wesen, das unserm R. eigen war, äußerte dieser, daß er als sein Landsmann, da er im nahen Carracas in Garnison stehe, seine Bekanntschaft zu machen wünsche. Meermann hieß ihn verbindlich willkommen und ließ ihn, unter der schön beschatteten Laube, von wo man die herrliche Aussicht aufs Meer hinaus hatte, neben sich setzen, wo ihm bald, nach ächter Landessitte, eine gefüllte Pfeife und Thee präsentirt wurde, den er aber verbat und um Kaffee ersuchte. Es war, als ob mit dem braunen Trank die Unterhaltung Beider an Wärme und Herzlichkeit gewonnen hätte,

indem sie den Knaster in dicken Rauchwolken von sich bliesen. Schon hatten sich die Herren einander eine Uebersicht ihrer Schicksale mitgetheilt, als Mad. Meermann mit ihren beiden Töchtern und deren Gouvernante von einer Spazierfahrt kamen und der junge Gast ihnen als ein neuer Freund des Hauses vorgestellt wurde. Der Abend nahete schon, als R. sich empfahl, von Allen aufgefordert, seine Besuche bald und recht oft fortzusetzen. Früher schon, als die Damen gekommen, hatte er unter der Tasse, aus welcher er getrunken, unbemerkt einen Ducaten gelegt, der, als R. schon weit fort war, beim Abräumen des Tisches gefunden wurde. Dies, was so ganz gegen die westindisch-holländische gastfreie Sitte anstieß, konnte nicht anders als ungemein befremdend scheinen, und wurde denn auch bei dem nächsten Besuch, der in weniger als acht Tagen erfolgte, zur Sprache gebracht. Man drang mit gereizter Empfindlichkeit in ihn, das Geld zurück zu nehmen, was er, wie er erklärte, dem Dienstpersonal des Hauses, ein für allemal, als Gratification bestimmt gehabt, und weil es, wie er sehe, der Mißdeutung unterliege, nicht wieder statt haben solle. So schien denn damit die Sache abgemacht, zugleich aber Randels Zweck erreicht, sie über den tiefer liegenden Grund seines Benehmens irre zu führen, indem er sich, bei seiner übrigen Unbefangenheit, das Ansehen eines Uneigennützigen gäbe, der auch nicht einmal den Werth des Geldes hinlänglich unterscheiden gelernt.

Genug, statt Meermanns kaufmännisches Mißtrauen zu erregen, was leicht hätte seyn können, trat vielmehr bei wechselseitigem Attachement bald ein unbedingteres Vertrauen ein, und R., dem seit jener Verwundung am Fuße zu Zeiten das Gehen beschwerlich schien, wurde mit Meermanns Wagen

abgeholt, oder der Sohn des Hauses, ein Knabe von zehn Jahren (nach seinem frohsinnigen Wesen mit Recht Hilarius genannt), kam ihm oft in Begleitung des Hofmeisters mehr als halben Weges entgegen; und R. mußte, wenn es der Dienst verstattete, oft tagelang bei ihnen draußen bleiben. Da wurde denn, auf manchem mit der Familie unternommenen Spaziergange, das Herrliche der Meermannschen Anlagen und die solide Bauart der Fabrikgebäude bewundert, ohne daß von dem Innern der letztern absichtlich weiter die Rede gewesen wäre.

Bald aber bezeigte unser R. der jüngern Tochter seines Freundes, Constanze diejenige ausgezeichnete Aufmerksamkeit, die mehr einer zärtlichen Zuneigung und Liebe, als blos der achtungsvollern Freundschaft angehört. Die Aeltern bemerkten und billigten es, wenn R., der damals den Lieutenantsrang bekommen hatte, bei den geringen Aussichten zu weiterm Avancement, den Abschied nachsuchen und sich, ein Anbauer der neuen Welt zu werden, entschließen wollte. Meermanns erworbenes Vermögen war beträchtlich, und die dem R., als Schwiegersohn, angebotene Mittheilnahme in den Geschäften verdiente hohe Aufmerksamkeit; aber im Rath der höheren Mächte war es anders bestimmt, wenn auch R. sich, trotz seiner noch um Vieles nicht befriedigten Reiselust, darauf hätte einlassen, oder den emporstrebenden Geist schon so früh in beengende Fesseln hätte legen wollen.

Meermann nahm indeß die Sache ernstlich, weil sie seinen Wünschen entsprach und R. ihm in der Chemie große Kenntnisse gezeigt hatte, die ihm in mancher Beziehung mit zu statten kommen konnten. Er trug daher kein Bedenken, R. die wichtigsten Geheimnisse seiner Tabaksfabrik und das Ma-

niment in derselben bekannt werden zu lassen. Sogar hatte R. ihn selbst eingeführt und dem Factor und den Aufsehern der Tabaks-, wie der Zuckerfabrik, als seinen Freund dargestellt; und mehr bedurfte es nicht für R., um sich in allem, was zur Behandlung der Schnupf- und Rauchtabake mit Saucen und der Bereitung dieser letztern gehörte, daneben aber auch mit den Schneide-, Preß- und Rapiermaschinen, nach ihren genauesten Dimensionen, bekannt zu machen. In diesen Kenntnissen lag alles, was zum Unterricht der Amsterdamer Fabrikanten erforderlich schien und ihm hier auf unerwartete Art (wenn gleich nicht zur Mittheilung für Andere) zur Kenntniß gekommen war.

Noch im späten Alter erinnerte er sich jener Tage voll beseligender Aussichten für ihn. Alle frühern Entwürfe für sein Leben waren an der Sonne jener Liebe geschmolzen, und er ging nach und nach ohne weiteres Bedenken in die Absichten seines künftigen Schwiegervaters ein. Nur einmal noch wollte er nach Europa zurückkehren, seine alten Aeltern und den Admiral wiedersehn; dann wollte er sich in den friedsamen Thälern Brasiliens, an Constanzens Hand, ein Paradies anbauen, wo er, ohne des Treibens der Welt zu achten, nur sich und der Natur leben könnte. Leider, in dem Buche der Vorsehung stand es anders. Mit nächstem Frühjahre erzeugte sich ungewöhnlich viel Nässe, auf die heftige Südwinde mit Sirocco's folgten. Gelbe Fieber waren die Folge, und Meermanns Gattin — die edelste der Frauen, die beste der Mütter — ward das Opfer dieser Krankheit, gegen die sich früher schon einmal ihre Natur siegreich behauptet hatte. Alles, was ärztliche Kunst, was Sorgfalt und Pflege zweier geliebten Töchter, die nicht von ihrem Bette wichen, vermochten — alles

war vergeblich! und kaum hatte man ihre Hülle der Erde übergeben, als auch Constanze sich legte und die treue, sorgsame Pflege der geliebten Mutter mit dem Leben bezahlen mußte, an das sich eben damals so viele schöne Hoffnungen knüpften.

Randels leidender Zustand kam einer Geisteszerrüttung nahe, und er würde bei dem einsamen Hinbrüten, wo er wochenlang im verschlossenen Zimmer fast ohne alle Nahrung zubrachte und bei Nacht in Fieberphantasien ausbrach, in eine schwere Gemüthskrankheit verfallen seyn, wenn nicht der biedere Meermann (obwohl selbst als Gatte und Vater tief niedergedrückt) durch beruhigenden Zuspruch auf seinen Geist zu wirken und ihn mit dem Leben wieder auszusöhnen gewußt hätte. Auch nach Meermannsgrund kam er wieder; aber wie öde und abgestorben schien dort alles für ihn, der nun jeden der Spaziergänge, jeden der gewohnten Ruhesitze mied, wo er an der Seite der Verklärten sich einst so glücklich pries. An ihrem Sarge hatte er es sich selbst angelobt, unbeweibt zu bleiben *); fürwahr kein geringes Opfer, das er ihr brachte.

Das Feld der Aussichten für unsern Randel hatte sich so ganz umgewandelt, und so waren denn nach und nach veränderte Absichten und Pläne eingetreten. Er hatte schon seit länger als einem Jahre um seinen Abschied aus Militärdiensten geschrieben und den Admiral ersucht, sich mit seinem

*) Was seinem Leben fast allen Reiz entzog und ihm, bei zunehmendem Alter besonders, an derjenigen Pflege gebrechen ließ, die er von einer Gattin in ganz anderer Art, als von Miethlingen erwarten durfte. Jeder Miteinwohner Dessau's weiß, was der gute Mann bei der Untreue seiner Dienstleute verloren — er, dessen Herzensgüte und Verdachtlosigkeit ihn jedem Betrug, jeder Veruntreuung aussetzte.

ganzen Einfluß dieserhalb zu verwenden. Ja, er hatte auch Meermann, nach dem erlittenen schmerzlichen Verlust seiner Gattin und Tochter, zu dem Entschlusse bestimmt, sich in Ruhestand zu setzen und ihm nach Europa zu folgen, sobald sein Sohn zu dem gehörigen Alter gelangt seyn würde, den Besitzungen und damit verbundenen Geschäften vorzustehn. Im übrigen hatte M. es seinem Freunde nunmehr unbedingt anheim gestellt, ob und in welcher Art er von den in seiner Fabrik erlangten Einsichten und Fähigkeiten, bei irgend einer Gelegenheit, für sich selbst Gebrauch machen wolle.

Als K. eines Abends vom Lande herein kam, berichtete ihm seine Negerin, daß ein Fremder angelegentlich nach ihm gefragt habe und folgenden Morgens wieder kommen werde. Es fand sich, daß es ein geborner Schlesier, Namens Walther war, den K. bei Gelegenheit der Reise durch die westlichen Gegenden Columbiens, in Quito kennen gelernt, von wo aus er einen ausgebreiteten Handel mit Fabrikwaaren und schlesischer Leinwand nach Peru und Mexico betrieb und sich in vermögenden Umständen befand. Fortwährende Kränklichkeit seiner Frau, welcher das Klima nicht zusagte, und ihr Heimweh nach dem Vaterlande hatte ihn bestimmt, nach beinahe zwanzigjährigem Aufenthalt in Westindien, seine Handlung dem Bruder seiner Frau zu übergeben und mit seinem erworbenen Vermögen zurück nach Europa zu gehen, in welcher Absicht er sich auch schon mit dem Capitän eines zurückgehenden schwedischen Schiffs geeiniget hatte und zur Abfahrt nur auf günstigen Wind wartete.

K. äußerte ihm, auch er gedenke mit Capitän Adrian, der nächstens von einer Reise nach Madagaskar erwartet werde, nach Holland zurück zu

gehen, und suchte den W. wo möglich zu einer Verlängerung des Aufenthalts zu bewegen, damit sie beide in Gesellschaft die Reise machen könnten; aber Walther blieb für die frühere Abfahrt entschieden, und nahm daher Abschied von ihm. Er hatte sich leider zu fest in die sichere Zuversicht auf eine glückliche Reise eingewiegt, daß man ihm hätte warnend zurufen mögen:

Der Wind, der günstige, der stolz die Segel schwellt'
Wird leicht zum Sturm, der unser Schiff zerschellt;
D'rum traue nicht den falschen Wogen! —

Bei einem Theil der Unterredung zwischen Walther und Randel war unbemerkt Marieka zugegen gewesen, die sich da erst ganz überzeugt hatte, daß die längst befürchtete Abreise ihres Herrn näher, als sie es geglaubt, bevorstehe. Sobald sich also Walther entfernt hatte, warf sie sich vor R. nieder und flehete mit lautem Weinen, daß er sie mit nach Europa nehmen und nicht verstoßen möchte. Sie betheuerte, daß sie lieber todt, als von ihm getrennt seyn wolle. So sehr denn auch die flehentliche Art ihrer Bitte R. ergreifen mußte, so glaubte er doch, sie durch glimpfliche Vorstellungen zu beruhigen, indem die Trennung unumgänglich nothwendig sey und daß sie, in europäische Zonen verpflanzt, doch nie gedeihen, nie glücklich seyn könne. Dagegen sey für ihr ehrenvolles Unterkommen in Meermanns Hause gesorgt und daß es ihr, seinerseits, nie an einigem Bedürfniß mangeln solle. Wiewohl sie sich nun, von da an, der lauten Aeußerungen von Trostlosigkeit enthielt, so beharrte sie doch in einer Art von stumpfer Gedankenlosigkeit, tief in ihren Schmerz versenkt, bis der Phönix in den Hafen eingelaufen war und Capitän Adrian

seine Besuche machte. Hier hörte sie von den Zurüstungen der nahen Abreise, worüber sie von neuem außer sich kam. R. war indeß um diese Zeit mehrentheils außer dem Hause beschäftigt oder bei Meermanns, und die Sache blieb also völlig beim Alten.

Mit Adrians Ankunft hatte R. viel Neues aus Holland erfahren. Der alte Admiral, sein wohlthätiger Freund, war leider kurz vor dem Abgange des Phönix verstorben. Seine Mutter befand sich schon seit Jahren sehr kränklich und schwach; ihr einziger Wunsch war, nur noch bis zur Ankunft ihres Sohnes zu leben und in den Armen desselben den Geist aufzugeben. Randels gesuchte Dienstentlassung war bei der Admiralität am Tage vor seiner Abfahrt bereits unterzeichnet, und die Herren Bolongaro und Barklay hatten bald damals nach der Erwiederung des R., daß seine Verhältnisse ihn vielleicht noch Jahre in Indien zurückhalten könnten, sich mit einem Arkanisten eingelassen, und nach dessen Vorspiegelungen Verbesserungen in ihren Fabrikwesen eingeführt, womit es aber, wie man gehört, nicht den erwarteten Fortgang habe.

Der Tag der Abreise kam herbei; im Meermannschen Hause herrschte große Betrübniß. Es blieb aber bei der Abkunft, daß M. binnen längstens einigen Jahren seinem Freunde nach Holland folgen, die Negerin aber, wofern sie nicht lieber zu den Waldhütten ihres Volks zurückkehren wolle, in seinem Hause ein sicheres Asyl finden solle. Das Gepäcke und die Sachen des R. hatte diese letztere selbst an Bord bringen helfen, sich dann dabei hingesetzt, und über irgend einen Vorsatz zu brüten geschienen. Als R. endlich in Begleitung mehrerer Freunde kam, eilte sie ihm entgegen, warf sich

rere Minuten unter den Wellen begraben, bis sie lange nachher, eine weite Strecke davon, schwimmend in der Richtung gegen die Landesküste, wieder zu Gesichte kam. Bei diesem Anblick jubelten alle; mehrere aber glaubten, sie mit zunehmender Kraftlosigkeit gegen die Gewalt des Elements ringen zu sehn. Wohl galt es, wie jeder bemerkte, für einen ausgezeichnet unglücklichen Fall, daß, indem die arme Verzweifelte sich über Bord stürzte, der Wind sich umwarf und die Wogen anfingen höher zu gehn.

Von den Zuschauern dieser Scene war keiner, der nicht, in der Stille wenigstens, Unwillen geäußert hätte; jetzt aber brachen mehrere in laute Unzufriedenheit aus und meinten, die arme Schwarze hätte doch ein besseres Schicksal verdient; und es wäre Hundert gegen Eins zu wetten, die schon durch ihr Herschwimmen Erschöpfte werde sich nicht mehr durch die hohle See und die Uferbrandung an das Land gearbeitet haben *). „Ich traue auf die Gnade des Höchsten, wie auf ihre von Jugend auf geübte Schwimmfertigkeit, nahm R. hier das Wort, und glaube nicht, daß sie umgekommen ist. In jedem Falle aber scheint es hart, mir Vorwürfe hierüber machen zu wollen, da man weder mein Verhältniß zu dieser Schwarzen, noch die ihrigen zu mir, zu

*) Die mehr als harte, ja grausame Behandlung eines ihm treuergebenen Geschöpfs, das einst seine Lebensretterin ward, gehörte zu denjenigen im Jähzorn verübten Handlungen, an die R. sich nie ohne bittere Reue und Wehmuth erinnern konnte. Das Bild jener Unglücklichen, die, nach ihrer Aeußerung, ihm wieder erscheinen wollte, mag in Träumen, wie in Fieberphantasien, ihm nur zu oft leibhaft vor der Seele gestanden haben, wie dies auch aus einer seiner Aeußerungen in der letzten Krankheit, kurz vor seinem Tode, hervor zu gehen schien. Pl.

beurtheilen weiß — wie Sie das wissen, Capitän"! indem er sich an Adrian wandte. „Wohl weiß ich", begann dieser, „daß für ihren Unterhalt und Unterkunft edelmüthig gesorgt ist und daß man sie zum bloßen Vergnügen nach Linkolnsfort und wieder zurück, mehrere Seemeilen weit, hat schwimmen gesehn. Mir selbst hat sie erst kürzlich, als ich auf der Rhede lag, auf mehr als Kanonenschußweite, an einem und demselben Tage dreimal Briefe überbracht". — „Mich hatte, ich gestehe es, setzte R. hinzu, der Aerger übermannt, sie gegen meinen ausdrücklichen Befehl mir nachkommen zu sehn. Aber, wenn sie umgekommen wäre": — er fuhr gerührt mit der Hand über die Augen — „würde es mir doch die Freude verbittern, das Vaterland und meine ergraueten Aeltern wieder zu sehen"?

Die Fahrt wurde auch diesmal, außer einem Sturm, der sie fast bis an die Küste Guinea's verschlug, mit ziemlichem Glücke in sechs und dreißig Tagen vollbracht. Es war an einem trüben unfreundlichen Octoberabend, als sie im Texel einliefen, von wo R. mit dem ersten besten Fahrzeuge nach Amsterdam abzugehen wünschte. Sich gegen die naßkalte, empfindliche Witterung zu sichern, war er und der Capitän in eine der längs dem Strande erbaueten hölzernen Baraken getreten, in der sie Feuerung erblickten und sich Thee bereiten ließen. Hier sahen sie, beim Eintreten, Gruppen ärmlich bekleideter oder halbnackter Männer, Weiber und Kinder auf Stroh um das Feuer her gelagert, über das ein Kessel hing, worin sie sich Fische siedeten, indeß mehrere ihren Hunger vorläufig an einer Brotrinde zu stillen suchten. Der Anblick forderte R. und seinen Gefährten um so mehr zu Mitleid auf, da alle, die sie hier sahen, durch Schiffbruch verunglückt waren und mehren-

theils nur das bloße Leben gerettet hatten. Nur von den wenigsten wurden sie um eine Gabe angesprochen, allen aber wurde Mildthätigkeit erwiesen. Tiefer im Hintergrunde des dürftigen Behältnisses, wohin nur ein schwacher Lichtstrahl drang, wurden sie erst ganz zuletzt einer auf Stroh gelagerten Familie inne, der sie sich näherten, als ihnen ein Mann von bleichem, entstelltem Ansehn entgegentrat, der die Annahme der ihnen dargereichten Gabe verweigerte, aber mit einem zum Himmel gewandten, jammervollen Blick dem von ihm erkannten Randel die Hand drückte. Dieser nahm ihn unterm Arm und führte ihn näher zum Feuer hin, wo er ihm mit dem Zuruf: „Freund Randel" in die Arme sank. Es war Walther, der einige Tage früher in den hülfloseſten Umständen hier angekommen war. Wie sehr bedauerte er es jetzt, dem Zureden der warnenden Freundesstimme nicht gefolgt und noch in Carracas verblieben zu seyn. Bald nach den ersten Tagen einer glücklichen Fahrt, lautete sein Bericht, habe sich ein Sturm erhoben, wodurch sie bis Helena verschlagen worden, an dessen Felsenriffen ihr Schiff einen Leck bekommen, an dem es gesunken sey. In den ausgesetzten Böten habe sich der größere Theil der Mannschaft und Passagiere gerettet, alle nur, wie sie gingen und standen. Auch er und die Seinigen hätten ihre ganze Haabe, bis auf das Wenige, was sie bei sich trugen und was kaum zu ihrem bisherigen Lebensbedürfniß hinreichte, verloren und nur ihr nunmehr dürftiges Leben als Beute davon getragen. Thränen der Wehmuth und Verzweiflung entstürzten seinen Augen, und R. mischte mit den Zähren seines Freundes die seinigen. Aber Hülfe war nöthig; Thränen allein vermochten es nicht.

Die Familie Walther wurde sofort in eine der

nächsten Tabernen geführt und neben nöthiger Erquickung mit Speise, zuvörderst für einige Bekleidung gesorgt; es war ein fast empörender Anblick, Walthers Gattin, stets an Wohlstand und Bequemlichkeit gewöhnt, in einem Zustande zu erblicken, worin sie kaum die Blöße bedecken konnte. Gleich am folgenden Morgen wurde ein leichtes Fahrzeug bestiegen, mit dem Walthers in Amsterdam eintrafen und dem auch der Phönix desselben Tages folgte. Aber schon hier im Texel hatte R. bei einem Freunde Adrians, dem Hafencapitän, beruhigende Nachrichten von dem Befinden seiner Aeltern vorgefunden, auch daß der Admiral zwar noch am Leben, aber mit Podagra und Wassersucht behaftet sey.

Die Wonne des Wiedersehens, wenn ein geliebter, mit Sehnsucht erwarteter Sohn, wenn ein Freund nach zehnjähriger Abwesenheit wiederkehrt, läßt sich denken, aber nicht schildern. Nur die Freude der Seligen bei der Wiedererkennung ihrer Geliebten, von welchen der Tod sie einst trennte, dürfte ihr gleich zu achten seyn. Das fast erlöschende Flämmchen am Lebensdocht der Mutter schien bei der Erscheinung des geliebten Sohnes neue Nahrung erhalten zu haben, und loderte noch einmal hell auf. Auch der Vater, der noch in voller Lebenskraft da stand, war dem Wiederkehrenden mit vor Freude genetztem Blick, aber mit der väterlichen herzlichen Bitte entgegen geeilt, seine Aeltern nicht wieder verlassen zu wollen, was er auch, sofern es irgend die Umstände erlaubten, versprach. Dann, nach den wechselseitigen Ergießungen der Herzen, trat erst der Zeitpunkt ein, wo der Bericht von dem vielen bisher Erlebten gegen einander Zug für Zug ausgetauscht wurde; und hier fand sich ein zu reichhaltiger Stoff für die Unter-

haltung vieler Tage, binnen welcher auch dem würdigen Admiral die schuldige Aufmerksamkeit nicht entzogen wurde. Für diesen hatte besonders der Theil der Unterhaltung mit R. ein entschiedenes Interesse, der sich auf dessen Reisen durch einige Antheile Brasiliens bezog, in Hinsicht deren er jene Empfehlungsschreiben ihm mitgegeben hatte.

Nächstdem wurde denn auch das Schicksal der Waltherschen Eheleute keineswegs aus dem Auge verloren. Randel und der Schiffscapitän glaubten vollenden zu müssen, was sie in wohlthätiger Absicht für sie begonnen hatten. Schon waren diese seit den zwei Tagen ihrer Ankunft, für Randels Rechnung, mit Wäsche und Kleidung versehen worden. Zu diesem fügte R. noch eine Summe hinzu, die zu den Reisekosten bis Posen, wo einer seiner Brüder ansehnliche Handelsgeschäfte betrieb, völlig zureichte. Die Wirthshausrechnung hatte Adrian bezahlt und, außer dem, was Randel gethan hatte, noch einige hundert Gulden hinzugefügt. Auch der Admiral, der durch R. mit seiner hülflosen Lage bekannt war, hatte ihm dreihundert Gulden überschickt, und von drei Handelshäusern, mit denen er zur Zeit seines Wohlstandes, von Brasilien aus, in Geschäftsverbindung gestanden und denen er seine nunmehrige Lage persönlich geschildert, hatten ihm fünfhundert Gulden in Bancozetteln übersandt; so, daß er, auf diese Weise, zwar wieder mit einiger Baarschaft versehen, dagegen aber ohne Aussicht für die Zukunft und keines Entschlusses fähig war. Das Wenige was er nun besaß, war, wenn er auch gleich noch auf einige Familienunterstützung rechnen durfte, zu keiner Unternehmung hinreichend, um ihm mit den Seinigen ein anständiges Auskommen zu sichern. Planlos für sein künftiges Leben sah er, wohin

er um ſich blickte, den Horizont trübe und mit Wolken umhüllt. Ihm blieb demnach nichts übrig, als mit Randel ſeiner Zukunft wegen in Berathung zu treten; und für dies ſein Vertrauen zu ihm ſah er ſich über Erwarten belohnt.

Man hatte ſich nämlich bis um jene Zeit (d. i. bis zum Lauf der Jahre 1760 bis 1770) ausſchließlich nur mit Bereitung mehr oder minder guter Fruchteſſige beholfen, den eigentlichen feinern und ſtarken Weineſſig aber blos aus Frankreich bezogen, wo (wie überhaupt in den ſüdlichen Gegenden) die beim Preſſen der Weine zurückbleibenden, nicht völlig des Weinſtoffs entladenen Treſter zur Eſſigfabrikation verwandt werden. Randel hatte ſich durch chemiſche Operation mit der Bereitung eines Weineſſigs bekannt zu machen gewußt, der an Güte und Feinheit dem franzöſiſchen gleich zu halten war, ohne daß bei ſeiner Bereitung Weine oder Weintreſter erforderlich geweſen wären. Wie natürlich, konnte damals der Beſitzer einer Fabrik nach Randelſcher Art auf einige Weiſe ſogar mit franzöſiſchen Weineſſigfabrikanten Concurrenz halten, und ſein Werk durch den raſchverbreiteten Debit in große Aufnahme bringen *); und da übrigens eine ſolche Anlage keinen beträchtlichen Koſtenaufwand erfordert, ſo war es gerade die wohlthätigſte Art der Ausſtattung, die der gutmüthige R. dem hülfsbedürftigen Freunde mit auf den Weg geben konnte. Das genaue Verfahren dabei wurde dem W. in die Feder dictirt und zu-

*) Mehrere der angeſehenſten Kaufleute in Deſſau (wie die Herren L. und R.) haben, wie bekannt, durch Eſſigfabrication nach Randelſcher Art zu ihrem Wohlſtande den Grund gelegt.

Pl.

gleich noch verschiedene Recepte zu kunstmäßiger Bereitung eines Jamaikarums, eines indischen Araks, des brasilischen Aqua ardens und anderer in Westindien üblicher starker Getränke hinzugefügt. In dem einen, wie in dem andern des Randelschen Unterrichts, waren die deutlichsten Fingerzeige enthalten, den guten W. auf den Weg des Glücks zurück zu führen und zum Theil wenigstens die Wunden zu heilen, die ihm das Schicksal geschlagen hatte. Folgenden Tages begann die Abreise. Die Rührung von beiden Seiten war groß. W. versprach seinem wohlthätigen Freunde, bald von sich hören zu lassen; aber war es Zufall oder Absicht, es vergingen eine Reihe von Jahren, ehe R. etwas Bestimmtes vom Schicksal der Waltherschen Familie erfuhr.

Schon am Tage nach Randels Ankunft in Amsterdam, hatten sich die Herren Barklay und Bolongaro der Sohn (denn sein Vater, der vorige Fabrikbesitzer, war indeß verstorben) bei ihm eingefunden und auf die Erfüllung des mit R getroffenen frühern Abkommens angetragen, indem sie anführten, daß sie in der Ungewißheit über seine damals lange ausgebliebene Antwort, zwar durch einige an sich gebrachte Arcane und deren Benutzung dem Fabrikengange aufzuhelfen gesucht, ohne jedoch damit den Zweck erreicht zu haben. Es wurde daher ein Tag bestimmt, wo sie die Institutionen und den Unterricht des R. in Empfang nehmen und demnächst, zu ihrer Ueberzeugung, unter Leitung des R., im Laboratorium des Admirals diesfällige Versuche unternommen werden sollten. Aber schon, als die schriftlichen genauen Instructionen bestimmtermaßen sich in ihren Händen befanden, bezeigten sie ihm das Vertrauen, die Zahlung der stipulirten Honorarsumme, ohne wei-

tere Erprobung der Angaben, in Gegenwart des Admirals baar zu erlegen. Der Erfolg entſprach demnächſt ganz der Erwartung, und ſo geſchah es, zu Randels nicht geringer Verwunderung, daß Barklay und Bolongaro ſich, nachdem kaum wenige Tage vergangen waren, in Begleitung eines Notarii wiederholt bei ihm einfanden und, außer dem ſchon abkommensmäßig Gezahlten, ſich noch zu einem Recompens von zweitauſend Gulden erboten, wenn R. ſich gerichtlich anheiſchig machen wollte, im Verlauf der nächſten zehn Jahre, Niemanden weder in- noch außerhalb Holland dieſelben Mittheilungen zu machen, die ſie erhalten hatten; und da R. eine ſolche Verpflichtung einzugehen kein Bedenken trug, ſo wurde in dieſer Beziehung ein Notariatsinſtrument aufgenommen und durch Mitunterſchrift des Admirals in legaler Art vollzogen, worauf ſodann Zug für Zug die erbotene Zahlung erfolgte.

Wohl mochte der gute Randel ſich noch nicht im Beſitz ſo beträchtlicher Baarſchaften, als ihm ſeit wenigen Tagen zugekommen waren, befunden haben. Weder damals, noch in ſeinen ſpäteren Lebensepochen, bewies er ſich, vermöge ſeiner Gutmüthigkeit und zu wenigen Rückſicht auf die Zukunft, als der Mann, der einer wirthſchaftlichen Ordnung oder ſparſamen Einrichtung fähig geweſen wäre. Hatte er viel, ſo hatte es alle Welt. Das, was er ſo leicht, d. i. durch Mittheilung ſeiner Kenntniſſe zu erwerben gewußt, hatte zu wenig Werth für ihn. Wer ihn benutzen wollte, hatte leichtes Spiel, und die, die ſeine Spielpartie machten, waren, wenn ſie wollten, ſtets im Vortheil gegen ihn. Keiner hatte ſchlechtere Domeſtiken, als er; ſie betrogen und beſtahlen ihn, wo ſie nur konn-

ten. Er wußte es; aber seine Gemüthlichkeit selbst seine Indolenz, ließen keine Abänderung zu.

In der Nähe des prachtvollen Amsterdamer Bankgebäudes war schon damals ein Kaffeehaus (zu jener Zeit Boô-Seelkirks genannt), was sehr besucht war und wohin sich auch R. zur Abendzeit gewöhnlich zu einer Biribipartie einzufinden pflegte. Es wurde hoch gespielt, und unser R., den man nur zu bald als einen eben so arglosen, als unvorsichtigen Spieler erkannte, hatte hier in kurzer Zeit einen Theil seiner Baarschaft in Umlauf gebracht. Der Admiral, der die verderbliche Leidenschaft des Spiels an seinem Zögling wahrgenommen hatte, ließ ihn unbemerkt beobachten und erfuhr alles. Es wurde also, ihn davon zurück zu bringen, eine Reise nach Leyden eingeleitet, wo nicht nur Genüsse für den Geist, durch wissenschaftliche Unterhaltung aller Art, sondern auch seit Jahren schon Geschäfte auf ihn warteten. Jenes ihm von dem würdigen Börhave, wie wir wissen, vermachte Legat an Geld und Büchern hatte man in das Depositorium der akademischen Gerichte niedergelegt. Jetzt nahm er beides in Empfang und benutzte seinen Aufenthalt nicht nur zum Umgange mit seinen gewesenen Lehrern, sondern fand auch, auf Urlaub und für kurze Zeit, den berühmten Guischard daselbst, den er schon früherhin kennen gelernt, und dessen Bekanntschaft ihm, mehrere Jahre nachher, wo er zufälliger Weise in Potsdam mit ihm als Quintus zusammentraf, bei Friedrich dem Zweiten, unter sehr mißlichen Verhältnissen, zu besonderer Empfehlung diente *). — Mehreres vereinte sich, unserm R.

*) Guischard hatte, seit jener ersten Bekanntschaft mit R., theils bei der alliirten Armee, theils unter dem Prinzen Heinrich, und die letzteren Jahre als Comman-

den Aufenthalt zu Leyden auch diesmal annehmlich zu machen; und schon ging er damit um, die akademischen Hörsäle wieder, wie ehedem, zu besuchen, als eine Nachricht vom Admiral einging, die keine solche Entschließung zuließ. Capitän Adrian traf Vorkehrungen, mit einem neu erbauten Schiff, die Fortuna, eine Reise nach der Levante zu thun. Für R., der den Norden, Süden und Westen bereiset hatte, war nur der Orient als Gegenstand neuer Forschungen übrig, und die Gelegenheit, die sich ihm darbot, war zu einladend, zumal der Admiral, wie es schien, in Absicht der diesmaligen Reise die Aeltern zur Einwilligung gestimmt hatte, indem er eine Zerstreuungsreise dieser Art für das sicherste Mittel hielt, ihn völlig von der Neigung zum Spiel zu heilen. Die Mutter sogar, so sehr sie an diesem Sohne hing, hatte der Absicht wegen dem Plan der Reise beigestimmt; und R. begab sich also nach Amsterdam zurück.

Eine Reise nach Smyrna und Alexandrien, wohin die Bestimmung der Fortuna ging, ließ, wenn nicht ungünstige Verhinderungen eintraten, auf keine zu lange Abwesenheit rechnen. Die Göttin

---

deur eines eigenen Freicorps, den siebenjährigen Krieg mitgemacht. Als beim Frieden sein Regiment mit reducirt wurde, behielt ihn der König bei sich in Potsdam, wo er ihn avanciren ließ und, als Vorleser, seines nähern vertrauten Umgangs würdigte, nachdem er ihm zuvor, in Beziehung auf eine gewisse, ihm gelungene Expedition, den Namen des Römers Quintus Icilius beigelegt, der sich einst, unter ähnlichen Umständen, durch eine gleiche Unternehmung ausgezeichnet hatte. — Mehreres, was Quintus über die Kriegskunst der Alten, besonders der Griechen und Römer, geschrieben, hat ihn übrigens als einen kenntnißreichen Militär bezeichnet.

Pl.

des Glücks selbst schien mit Lächeln aus ihren Höhen auf ihren Schützling herab zu blicken, indem, nach den Auspicien bei der Abreise zu urtheilen, alles auf eine beglückte Reise deutete. Auch ging es lange Zeit mit der Fahrt durchaus erwünscht von statten, bis das Schiff die Höhe von Maltha erreicht hatte; da wurde eines Morgens ein tunesischer Corsar erblickt, der Jagd auf dasselbe machte und dessen Angriff die nur schwach bemannte Fortuna wahrscheinlich unterlegen haben würde, wenn nicht im Augenblick der höchsten Gefahr ein englisches Kriegsschiff herbeigekommen wäre, bei dessen Anblick das Räuberschiff abließ und schnell das Weite suchte.

In Smyrna, das sie nun glücklich erreichten, fand R., durch die Empfehlungen des Admirals, die erwünschteste Aufnahme vorbereitet. Sein Aufenthalt an diesem großen Handlungsorte, wo er ein wundersames Gemisch europäischer und asiatischer Nationen erblickte, wurde nicht nur ungemein unterhaltend, sondern auch belehrend für ihn, seitdem er durch das Consulat dem Hause du Bosk, einem der angesehensten damaliger Zeit, empfohlen war und Gelegenheit fand, sich in den diesem Hause zugehörigen Garn- und Saffianfärbereien, mit manchen Kenntnissen zu bereichern und besonders das Färben der türkischen Garne und Caschemire sich eigen zu machen.

Da indeß bis zur Rückbefrachtung der Fortuna wenigstens drei Monate vergehen durften, und es R. unmöglich fand, diese Zwischenzeit unthätig in Smyrna zu verweilen, so schiffte er sich auf einem englischen Schooner nach Argos und Mytilene ein, worauf er von dort weiter nach Cyprien, Syrien und Alexandrien überschiffte, wo er an letzterem Ort die Ankunft der ebenfalls dahin bestimmten

Fortuna abwartete. Von einem Orte zum andern durch die Consulate empfohlen und genugsam mit Geld und Anweisungen versehen, konnte die Reise im Orient ihm die Welt nicht anders, als in immer neuen, verschönten Ansichten zeigen, wenn ihm gleich der Aufenthalt in Aegypten und die Reise tiefer nach Arabien hinein, wo er sich den Caravanen anschließen mußte, auch wieder manche unangenehme Kehrseite zuwandte.

In Smyrna hatte er bei du Bosk sechs Ballen türkischer Garne und weiterhin in Alexandrien, in Auftrag des Herrn Barklay, ansehnliche Quantitäten türkischer Tabaksblätter gekauft. Beide Ankäufe waren bei der Zurückkunft für ihn mit namhaftem Vortheil verbunden; besonders aber ergab sich der Ankauf der auf eigene Speculation gekauften türkischen Garne als eine der dankbarsten Unternehmungen. Selbst der in Smyrna erlangte Unterricht in der türkischen Art zu färben ward ihm von einem marseiller Kaufmann mit 6000 Fr. bezahlt, so daß in jedem Betracht die Reise sich ihm reichlich bezahlt gemacht hatte; und merkwürdig war es, daß auch noch bei seinem Aufenthalt in Rosette sich ihm eine Industrieerfahrung darbot, worauf er nicht gerechnet hatte. Bei Gelegenheit kleiner Excursionen, die er von dieser Stadt aus, blos in seines Dolmetschers und eines Janitscharen Begleitung, zu Besichtigung der in der Gegend vorhandenen vielen Alterthümer machte, kam er zu den ärmlichen Hütte eines Arabers, in die er hineintrat, um sich einige Augenblicke vor der Hitze des Tages zu bergen. Der Bewohner der Hütte saß vor einem spärlichen Feuer, das er mühsam mit Kameelmist unterhielt; und als R. sich, mit Hülfe des Dolmetschers, näher über seine Beschäftigung mit ihm einließ, hörte er zu großer Verwunderung,

daß derselbe, bei diesem ganz kunstlosen Verfahren, seinen selbst verfertigten Salmiak sublimire. R. ließ sich nun zuerst den Salmiak zeigen, den er vorzüglich gut, so wie dessen Sublimation durchaus unverbesserlich fand, und stand in sich selbst beschämt da, daß es ihm zeither, trotz der mühsamsten chemischen Forschungen, nie mit der Sublimation hatte glücken wollen. Der arme Mensch, nur mit der Sache selbst bekannt, wußte ihren Werth so wenig zu schätzen, daß er dem R., gegen das Anerbieten eines Vierfrankenstücks, sein Verfahren bei der Sublimation, wie bei der Salmiakbereitung, unbefangen mittheilte, wo denn unser R. Aufschlüsse enthielt, die eine Lücke seiner Kenntnisse ausfüllte und weiterhin ihm sehr zu statten kam.

Um die Zeit der Ankunft der Fortuna in Alexandrien waren auch Briefe aus Holland eingelaufen, welche die traurige Kunde vom Tode des Admirals enthielten, wie dies nach seinem sehr mißlichen Befinden bei der Abfahrt leider zu erwarten stand. Die Aeltern des R. wünschten mit Sehnsucht die Zurückkunft des Sohnes, indem es mit dem Befinden der Mutter höchst bedenklich stand, und da der Vater selbst dieserhalb dringend an Adrian geschrieben hatte, so konnte es nicht fehlen, daß die Abreise möglichst beschleuniget wurde. Die Anker wurden gelichtet, und von da an schien es, als ob die Fortuna gleichsam auf Flügeln günstiger Winde der Bestimmung schneller zueile. Schon nach wenig Wochen hatte man die Freude, Hollands Küsten wieder zu sehn, und Randel war so glücklich, seine Mutter, obwohl sehr krank und zum Sterben entkräftet, noch am Leben zu finden. „Nun, nun", war ihre Rede, „hab' ich nichts mehr zu wünschen! Gott hat mein Gebet erhört! Sein

Name sey gelobt"! Diese wenigen Worte, wiewohl nur schwach betont, hatten mit der Freude des Wiedersehens ihre Kräfte erschöpft. Sie sprach nun lange nichts weiter. Endlich gab sie ihrem Sohne einen Wink, der näher herzutrat und sein Gesicht über das ihrige bog. Da küßte sie seine Wange, legte die eiskalte Rechte mit Mühe auf seine Stirn, und mit den Worten: „Gott segne dich!" die kaum hörbar von ihren Lippen säuselten, ließ sie das Haupt sinken — und verschied.

Da stand nun der Gatte, noch standhaft selbst im höchsten Schmerz, indem er die gebrochenen Augen ihr zudrückte und den bethränten Blick zum Himmel richtete. „Du gabst sie mir, Gott! Du nahmst sie wieder! O nimm auch mich zu dir!" — Hier erfolgte eine Stille, wie die des Grabes, bis es dem alten Manne einfiel, daß er noch einen Sohn habe. Er umarmte diesen und suchte ihn aus der Trostlosigkeit, worin er versunken war, zu sich zu bringen. Besonders machte dieser sich jetzt Vorwürfe darüber, die letzte Reise unternommen zu haben, und gab seinem Vater unaufgefordert das Wort, hinführo durchaus keine Reise mehr unternehmen und sich nicht von ihm trennen zu wollen; was sein Vater (freilich nur bedingungsweise) annahm. Sodann wurde der weitere Lebensplan von Vater und Sohn entworfen. Ersterer, da er auf den Tod der Gattin längst vorbereitet seyn konnte, hatte schon darauf gedacht, sein Besitzthum an Ländereien zu Geld zu machen. Dies geschah, eh' ein halbes Jahr verging, und er war entschlossen, den Rest seines Lebens bei seinem älteren Sohne, der in holsteinischen Diensten und in Rendsburg in Garnison stand, zuzubringen. Die Zeit bis dahin hatte denn auch sein jüngerer Sohn, unser R., zur Beseitigung seiner Geschäfte

des Glücks selbst schien mit Lächeln aus ihren Höhen auf ihren Schützling herab zu blicken, indem, nach den Auspicien bei der Abreise zu urtheilen, alles auf eine beglückte Reise deutete. Auch ging es lange Zeit mit der Fahrt durchaus erwünscht von statten, bis das Schiff die Höhe von Maltha erreicht hatte; da wurde eines Morgens ein tunesischer Corsar erblickt, der Jagd auf dasselbe machte und dessen Angriff die nur schwach bemannte Fortuna wahrscheinlich unterlegen haben würde, wenn nicht im Augenblick der höchsten Gefahr ein englisches Kriegsschiff herbeigekommen wäre, bei dessen Anblick das Räuberschiff abließ und schnell das Weite suchte.

In Smyrna, das sie nun glücklich erreichten, fand R., durch die Empfehlungen des Admirals, die erwünschteste Aufnahme vorbereitet. Sein Aufenthalt an diesem großen Handlungsorte, wo er ein wundersames Gemisch europäischer und asiatischer Nationen erblickte, wurde nicht nur ungemein unterhaltend, sondern auch belehrend für ihn, seitdem er durch das Consulat dem Hause du Bosk, einem der angesehensten damaliger Zeit, empfohlen war und Gelegenheit fand, sich in den diesem Hause zugehörigen Garn- und Saffianfärbereien, mit manchen Kenntnissen zu bereichern und besonders das Färben der türkischen Garne und Caschemire sich eigen zu machen.

Da indeß bis zur Rückbefrachtung der Fortuna wenigstens drei Monate vergehen durften, und es R. unmöglich fand, diese Zwischenzeit unthätig in Smyrna zu verweilen, so schiffte er sich auf einem englischen Schooner nach Argos und Mytilene ein, worauf er von dort weiter nach Cypern, Syrien und Alexandrien überschiffte, wo er an letzterem Ort die Ankunft der ebenfalls dahin bestimmten

Fortuna abwartete. Von einem Orte zum andern durch die Consulate empfohlen und genugsam mit Geld und Anweisungen versehen, konnte die Reise im Orient ihm die Welt nicht anders, als in immer neuen, verschönten Ansichten zeigen, wenn ihm gleich der Aufenthalt in Aegypten und die Reise tiefer nach Arabien hinein, wo er sich den Caravanen anschließen mußte, auch wieder manche unangenehme Kehrseite zuwandte.

In Smyrna hatte er bei du Bosk sechs Ballen türkischer Garne und weiterhin in Alexandrien, in Auftrag des Herrn Barklay, ansehnliche Quantitäten türkischer Tabaksblätter gekauft. Beide Ankäufe waren bei der Zurückkunft für ihn mit namhaftem Vortheil verbunden; besonders aber ergab sich der Ankauf der auf eigene Speculation gekauften türkischen Garne als eine der dankbarsten Unternehmungen. Selbst der in Smyrna erlangte Unterricht in der türkischen Art zu färben ward ihm von einem marseiller Kaufmann mit 6000 Fr. bezahlt, so daß in jedem Betracht die Reise sich ihm reichlich bezahlt gemacht hatte; und merkwürdig war es, daß auch noch bei seinem Aufenthalt in Rosette sich ihm eine Industrieerfahrung darbot, worauf er nicht gerechnet hatte. Bei Gelegenheit kleiner Excursionen, die er von dieser Stadt aus, blos in seines Dolmetschers und eines Janitscharen Begleitung, zu Besichtigung der in der Gegend vorhandenen vielen Alterthümer machte, kam er zu der ärmlichen Hütte eines Arabers, in die er hineintrat, um sich einige Augenblicke vor der Hitze des Tages zu bergen. Der Bewohner der Hütte saß vor einem spärlichen Feuer, das er mühsam mit Kameelmist unterhielt; und als R. sich, mit Hülfe des Dolmetschers, näher über seine Beschäftigung mit ihm einließ, hörte er zu großer Verwunderung,

trat, an Schickſalen und Erfahrungen den erſten um ſo Vieles überwiegen würde.

Bald nach ſeiner Ankunft wurde R. veranlaßt, eine Reiſe nach Leipzig und Magdeburg zu thun, wo er, an erſterm Ort, mit einigen der erſten Drogueriehändler, an letzterm aber durch Empfehlung mit dem damals berühmten Handlungshauſe, Gebrüder Schwarz, ſo wie weiterhin auch mit Nathuſius bekannt wurde. Von allen hörte er übereinſtimmend die Klage, daß es für ihren großen Bedarf an Vitriol und Farben zu wenig Fabriken gäbe, daher ſie die feinern cypriſchen und römiſchen Vitriole, ingleichen Mineralfarben mit ungemeinen Koſten auswärts beziehen müßten. Beſonders die Herren Schwarz, die von Randels chemiſchen Einſichten ſchon manches Vortheilhafte gehört hatten, legten ihm ſelbſt die Idee näher, daß die von ihnen zeither gewünſchte Anlage eines guten Vitriol- und Farbenwerks für ihn ſelbſt wol keine unerſprießliche Unternehmung ſeyn möchte. Gleich einem Funken, der Zunder faßt, hatte dieſer Vorſchlag ſein ganzes Innere ergriffen, und da er ſich aller zur Sache erforderlichen Kenntniſſe bewußt war, ſo ſtand die Möglichkeit der Ausführung lebendig vor ihm da. Er gab ihnen die Hand darauf, ihren Vorſchlag verwirklichen zu wollen, wogegen ſie ihm heilig die Verſicherung gaben, ihren ganzen Waarenbedarf dieſer Art ausſchließlich von ihm zu beziehen, vorausgeſetzt, daß die gefertigten Fabrikerzeugniſſe der Erwartung entſprächen.

Zur Ausführung ſeines Entwurfs kam es R. ungemein zu ſtatten, daß ein kleines, aber ſehr artiges Etabliſſement in der Nähe von Deſſau, der Geiſthof genannt, eben damals zum Kauf ausgeboten war. Es beſtand außer einem Wohnhauſe von mehrern Stuben und einem großen, als Ma-

gazin gebrauchten, massiv erbauten Wirthschaftsgebäude, in Scheuer, Stallung, Gärten, etwas Acker und Wiesenland *), und wurde ihm für die Summe von circa 2000 Thlr. preuß. Cour. zugeschlagen. Das größere Gebäude wurde, nach geringer Reparatur, zur Fabrik eingerichtet. Mit der Einrichtung seines Innern, wie mit Anschaffung alles nöthigen Fabrikgeräthes und der Utensilien, kam man in weniger als einem halben Jahre zu Stande, wo man denn bereits mit der Fabrication beginnen konnte. Der Ruf von seinem Etablissement verbreitete sich, bei der Güte der gefertigten Eisen- und besonders cyprischen Vitriole, durch die leipziger und braunschweiger Messen in kurzem weit umher, und es konnte nicht fehlen, daß von allen Seiten Bestellungen einliefen. Aber auch an Zuspruch fehlte es nicht und es kamen Reisende, die theils Neugierde, theils Verlangen nach Unterricht herbeiführten und bei der indisch-europäischen Gastfreiheit unsers R. mehrentheils gute Aufnahme fanden.

Das Werk wurde, sobald es im Gange war, unter Randels unermüdeter Aufsicht mit vieler Energie betrieben; nur waren der Bestellungen unendlich mehr, als befriedigt werden konnten. Sein Werk gehörte damaliger Zeit zu den seltenern Industrieerscheinungen, und bald kam es dahin, daß man R. als den Vater der Vitriolfabricanten betrachtete, indem, durch sein Beispiel gereizt, hin und wieder nun bald, mit und ohne sein Zuthun, ähnliche Unternehmungen entstanden. In Absicht eines zu Schwemsal in Sachsen angelegten Werks,

*) Letztere beide wurden, um landwirthschaftlicher Geschäfte überhoben zu seyn, in der Folge den mit dem Grundstück grenzenden Nachbarn überlassen.

das nicht den gehörigen Fortgang hatte, wurde er auf Requiſition des kurſächſiſchen Miniſterii vom Berg- und Hüttenweſen zu einer Reviſion deſſelben aufgefordert, und es gelang ihm, daſſelbe auf einen ſoliden, etatsmäßigen Fuß zu ſetzen *). Bei der Menge der eingehenden Beſtellungen für den Geiſthof wurde übrigens, in Abſicht der Zahlungsſicherheit, die Maasregel getroffen, daß jeder Beſteller den Betrag der Waaren entweder ſofort decken, oder die Zahlung, bei Ablieferung der fertigen Waaren, Zug für Zug baar leiſten müſſe.

Auch von entfernten Orten liefen bald Aufforderungen und Bitten um Berathung ein. Sogar hatte der Eigenthümer einer Bleiweißfabrik zu Zips, bei Krems in Ungarn, ſich mit R. in Briefwechſel geſetzt; aber die blos briefliche Belehrung, zu Erreichung ſeines Zwecks, nicht zureichend gefunden und darauf angetragen, daß R., wo möglich, in Perſon die Reiſe machen und zu ihm kommen möchte. Ein Anſinnen, das R. von der Hand weiſen mußte, indem die Umſtände keine ſo lange Entfernung von ſeinem Werke geſtatteten. Da indeß die Anträge bald, unter hinzugefügten ſehr

*) Für welche Reform er die angebotene Gratification verweigerte und ſich blos mit dem Erſatz der Reiſekoſten und den liquidirten Diäten begnügte, um, wo möglich, weitern Anträgen ähnlicher Art auszuweichen. Dennoch ergingen ſpäterhin anderweitige Aufträge an ihn, indem der Miniſter Gr. von Einſiedel zugleich, im Namen ſeines Hofes, ihm ein Jahrsgehalt antrug, das er zwar nicht annahm, jedoch den Aufträgen auf dieſelbe Art, wie das erſtere Mal, genügte und übrigens anheim ſtellte, ob der Hr. Miniſter bei irgend einer weitern Veranlaſſung auf eine Gratification für ihn Bedacht nehmen könne.

einladenden Bedingungen *), dringender wiederholt wurden und R. sich grade um diese Zeit mit einem Freunde geeiniget hatte, der ihm (gegen stille Theilnahme im Werke) bei Leitung der Fabrikgeschäfte, neben Besorgung der Correspondenz, mit Rath und That unterstützen und selbst in Rechtsfällen a consiliis seyn konnte, so ließ er sich, auf dessen eigenes Anrathen, auf die entfernte Reise ein, die nun für das nächste Frühjahr festgesetzt blieb. Bei den eigenen Einsichten seines Freundes in der technischen Chemie konnte er übrigens, auch im Falle längerer Entfernung, ziemlich ohne Besorgniß seyn, wie sich dies schon bisher bei Gelegenheit kleiner Reisen des R. erwiesen hatte.

Um diese Zeit war es, wo ein Mann herzugereiset kam, dessen Benehmen und Aeußeres Interesse erregten, wenn er auch sonst für R., dem er sich als Besitzer der Büttnerschen Vitriolfabrik zu Hof im Baireuthschen zu erkennen gab, nicht schon um deswillen Aufmerksamkeit und die gastfreundlichste Aufnahme verdient hätte. Auf Befragen, ob R. sonst einer besondern Veranlassung die Ehre seiner Bekanntschaft verdanke, äußerte er unbefangen, daß allerdings ein solcher Fall vorhanden sey und er sich vertrauungsvoll seines Raths in einer ihm wichtigen Sache bedienen müsse. Zwar dürfte er glauben, als ein routinirter Mann in seinem Fache gekannt zu seyn, da die Erfahrungen seines Vaters ihm schon früh einen sichern Leitfaden gereicht hätten; dennoch treffe ihn seit einiger Zeit das besondere Schicksal, daß ihm beträchtliche Vitriolvor-

*) Man erbot sich, außer Reisekosten und Diäten, zu einem namhaften Aequivalent, als Entschädigung für den etwanigen, dem R. durch seine Abwesenheit erwachsenden, Schaden und Nachtheil.

räthe verdorben wären, und zwar auf die Art, daß, sobald die Vitriole einige Zeit gelegen und dann von der Luft berührt würden, sie ihre Consistenz verlören und in Brocken verfielen. Noch nie sey ihm ein solcher Fall vorgekommen, und was er zur Remedur der Sache bisher versucht habe, sey ohne Erfolg verblieben. Im Vertrauen auf die bewährten chemischen Kenntnisse des R. nehme er (wie man es ihm in Leipzig gerathen) seine Zuflucht zu ihm. Der fernere gute Ruf seines Werks, sein ganzes Wohl und Wehe beruhe darauf, indem ihm seit den letzten beiden Messen die versendeten Waaren remittirt worden und er nun schon einige Magazine damit habe anfüllen müssen. Sofern ihm geholfen und die Vitriole wieder gut gemacht werden könnten, so werde er vom unfehlbaren Ruin gerettet und zur höchsten Dankbarkeit verpflichtet. R. verlangte sodann eine Probe des Vitriols, die er erhielt; und nachdem er mehrere Stücke durch eine Lauge genau untersucht, gab er sie mit den Worten zurück: „Es gereicht mir zur Freude, Herr Büttner, Ihnen vorläufig sagen zu können, daß Ihnen geholfen werden kann und soll!" Hier warf sich ihm B. mit einer Freude, die an wildes Ungestüm grenzte, um den Hals, nannte ihn seinen Freund, seinen Wohlthäter, und wußte sich nicht zu mäßigen. Auf Befragen erfuhr nun R. weiter, daß B. ein Faß von ungefähr anderthalb Ctr. mit sich gebracht, und äußerte, daß auch eine geringere Quantität zum nöthigen Umarbeiten schon hinreichend gewesen seyn würde. Aber B. müsse, um den Erfolg abzuwarten, wenigstens einige Tage bei ihm verweilen, wofern ihm anders nach Wunsch gedient werden solle. Doch mache sich's R. zur Bedingung, daß, da er den B. seit dem Eintritt in sein Haus als einen

Freund betrachte, und wegen deſſen, was durch Gottes Fügung zu ſeiner Zufriedenheit vielleicht zu bewirken ſtehe, B. durchaus nicht wieder von Dankbarkeit, von Wohlthat ſprechen müſſe, indem, wie er ſich auf's Beſtimmteſte erkläre, bei ihm in keiner Art von Erkenntlichkeit die Rede ſeyn dürfe.

Hierauf forderte R. ſeinen Gaſt auf, ſich bis zur Eſſenszeit mit ſeinen Fabrikeinrichtungen, wie mit den Apparaten und Vorrichtungen zu ſeinen chemiſchen Arbeiten bekannt machen zu laſſen. B. hatte nun, wie er es gewünſcht, Gelegenheit, ſich von dem Gange der Fabrikarbeiten, nach Randels Anordnung, zu überzeugen; vornehmlich ſchien die Conſiſtenz der Mutterlauge und die davon abhängige Formation der Vitriolkryſtalle, nebſt der Conſtruction des Fabrikofens, ſeine volle Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, was R. mit Vergnügen bemerkte. Demnächſt wurden die Geräthſchaften und Gefäße geordnet, deren B. bei dem Umſieden ſeines Vitriols und den weitern Operationen bedurfte, wozu ihm R. zwei ſeiner beſten Arbeiter anwies, denen die pünctlichſte Befolgung der Inſtruction des Hrn. B. eingeſchärft wurde.

Auf dem Rückwege und ehe man ſich zu Tiſche ſetzte, wurde dem B. das ganze Verfahren bezeichnet, worauf es bei der Umarbeitung ſeiner Vitriole ankam, und wobei R. ſo inſtructiv und deutlich war, daß es ſeiner eigenen Gegenwart dabei nicht einmal bedurfte. Bei ſeinem geübten Blick hatte es dem B. nicht gefehlt, ſich bald zu überzeugen, wo der Fehler zu ſuchen ſey, wenn es mit ſeinen damaligen Fabrikoperationen überhaupt nicht vorwärts ging und daß es nicht blos in den mangelhaften Anſichten und den Fehlgriffen ſeines Factors gelegen. Das zutrauliche Benehmen des R. während der Mahlzeit hatte ſein Gegenvertrauen

erweckt und er gestand offen und ohne Hehl, daß er zwar nach dem Tode seines Vaters das schon damals in gutem Ruf gestandene Werk in Hof im soliden Gange überkommen, daß aber eben der mehrseitige theoretische Unterricht auf früheren Reisen, wo er die Vorlesungen und den Unterricht eines Jacquire in Wien, Tralles in Breslau, Trommsdorf in Erfurt und Lampadius in Freiberg benützt, wozu denn bei seinem Aufenthalt in Berlin sich auch die Ideen eines Hermbstädt und Klaproth gesellt, da, wo es auf practische Anwendung angekommen, eine nachtheilige Verwirrung der Begriffe erzeugt und ihn nach und nach von dem wahren Wege, zu welchem er nun wieder zurück zu kehren gedenke, abgeleitet hätte. Vornehmlich habe er sich ganz überzeugt, daß, mehr oder weniger, in der Mutterlauge das eigentliche Princip, die Basis des Ganzen zu suchen sey. R. reichte ihm mit Herzlichkeit und der Versicherung die Hand, daß er dem schmeichelhaften Vertrauen, das er ihm bezeige, auch weiterhin entsprechen wolle.

Nach aufgehobener Mahlzeit, bei der R. mit seinem Gastfreunde auf das Wohlgelingen der Geschäfte angestoßen, hatte R. seinen Platz auf dem Sopha genommen, wo er sein gewohntes Mittagsschläfchen machte; B. hingegen eilte in die Fabrik, wo indeß die Arbeiter, nach der Anweisung ihres Herrn, schon mit dem ersten Umsieden des Büttnerschen Vitriols den Anfang gemacht hatten; und als, nach den vorschriftmäßigen Zusätzen, in Beiseyn des B., auch die zweite Coctur erfolgte, brachen die der Sache kundigen Leute bald in laute Freudensbezeigungen aus, indem sie dem B. für gewiß eine Mutterlauge versprachen, die, trotz ihrer eigenen, am besten gerathenen, die gediegensten Krystalle hoffen lasse. Und so fand es sich wirk-

lich auch, als sie bald darauf, durch Tröpfeln auf Glas, Proben damit unternahmen. Die ihnen von B. zugesicherte gute Belohnung wurde in der großen Freude darüber auf das Doppelte erhöhet, und er eilte, des guten Erfolgs gewiß, zu seinem Wirth, um von dem Geschehenen ihm frohe Kunde zu bringen.

R. schlief nicht mehr, sondern las in einem Buche, obwohl seine Gedanken, in Erwartung der kommenden Dinge, über das Gelesene hinschweiften. Endlich vernahm er ein Rascheln an der Thür; es war B., der leise öffnete, um R. nicht zu stören. „Nur näher"! rief ihm dieser zu. „Wie steht's? Hat sich das Bewußte gefunden?" „Ja!" entgegnete B., „so gut, als gefunden! Gott sey dafür gepriesen! Wir werden bis morgen früh cyprische Vitriole haben, in schön angeschossenen Krystallen! Meine Freude darüber hat keine Grenzen!" — „Auch ich preise Gott dafür! Er wird Ihnen auch weiter helfen!"

Mit Wohlbehagen wurde nunmehr der Kaffee geschlürft, und die Pfeifen angebrannt. Die Unterhaltung fiel nun auf die Farbenbereitung, womit R. sich seit kurzem ausschließlich viel beschäftiget hatte. Besonders war ihm eine vortreffliche blaue Farbe gelungen, die er bleu céleste nannte und völlig dem Mineralblau der Alten glich, das nach mehr als einem Jahrtausend sich in den Wandgemälden zu Pompeji und Herculanum in wundervoller Schönheit und Frische erhalten hat. Unter Gesprächen, die für B. manche neue Belehrung enthielten, wurde ein Spazirgang in der Umgegend unternommen. In der frohen Stimmung, worin er war, schien sich die ganze Natur für ihn verschönt zu haben, und der Abend wurde hierauf in einem gebildeten Zirkel im Ploskyschen Gast-

hause zugebracht, in welchem R. gewöhnlich seine Unterhaltung fand. Noch, als sie spät zu Hause kamen, eilte B., ehe er sich zur Ruhe verfügte, nochmals in die Fabrik, wo er sich vom Fortgange des Geschäfts und dem weitern guten Erfolg überzeugte.

B. schlief sanft, aber mit dem frühesten Morgenstral rief es ihn gleichsam vom Lager auf. Er eilte dahin, wo er sich von den Wundern neuer Schöpfung überrascht sah, sich aber auch überzeugte, daß die Natur nicht aus ihrem Geleise weiche oder in ihren Schöpfungen sich je vorgreifen lasse. Ungeduld und Willkür vermögen nicht, dasjenige auf Stunden zu beschränken, was, nach ewigen Gesetzen, sich nur in Tagen oder Wochen gestalten läßt; und da B. überdies einen Boten aus Leipzig mit der Nachricht erhielt, daß ihm dort Zahlungstermine vorstanden, so entschloß er sich, das Weitere nicht abzuwarten, da nunmehr, selbst nach Randels Urtheil, der gewünschte Erfolg gewiß schien und die gefertigten Vitriole seiner Zeit ihm nachgeschickt werden konnten. Die Abreise ward also gleich nach dem Mittagsessen bestimmt, das um deswillen früher angeordnet wurde, und die Vormittagsstunden wurden benutzt, sich aus Randels ihm mitgetheilten Papieren Auszüge zu machen, die sowohl auf das Verfahren bei Bereitung dauerhafter Mineralfarben, als auf die Benutzung schwefelartiger Kiese zu Kupfer Bezug nahmen, welches letztere ihn auf neue Wege der Industrie hinwies.

Die Mahlzeit war kaum beendet, als der Wagen vorfuhr, und die Stunde des Abschieds da war, für zwei Männer, die sich einander unter so übereinstimmenden Neigungen genähert und den Freundschaftsbund geschlossen hatten. R. selbst,

von jeder unmännlichen Empfindelei entfernt, konnte seine Rührung nicht bergen, und B., mit gebogenem Knie, hob seine Hände zum Lenker der Schicksale empor, der ihn in R. einen Freund, einen Engel der Rettung finden ließ. „Wie, aber?" brach er dann in die Worte aus, „darf ich ein Haus, worin ich mein Glück fand, als ein Undankbarer verlassen? Welcher Lohn gebührt Ihnen? Welchen kann ich geben?" — „Es bedarf keines!" rief R. unwillig. „Auch wissen Sie ja die Bedingung, unter der ich Ihnen zu rathen versprach. Bleiben Sie mein Freund! Und dann kein Wort mehr davon! Aber — was ist das?" indem er entrüstet auffuhr, als er diesen Augenblick zwei von B. hingelegte Geldrollen erblickte, die er für Zehn- oder Zwanzigthalertüten halten mochte. „Meinen Sie etwa, daß ich ein Lohndiener bin oder Gastwirthschaft treibe? Wer wäre denn jetzt von uns Beiden der schofelste? Wer zahlt Freundschaft mit Geld? Nein, Herr! Nehmen Sie augenblicklich den Bettel da zurück und — reisen dann mit Gott!" Er sagte dies mit einer Bewegung der Hand nach der Thür hin, und indem er sich unwillig von ihm weg wandte. Jener stand, und starrte erstaunt ihn an. „Hör' ich recht?" nahm er das Wort. Oder sind Sie nicht, der Sie waren? Muß ich vielleicht meinen guten Engel bitten, mich mit Taubheit zu schlagen? — Nein, bei Gott nein! Wir verstehen uns wol nur nicht! Oder that ich vielleicht nicht genug? Nun, dann! So fordern Sie! Sie müssen nicht glauben Herr von Randel, daß ich nur so ein schlechter, schon ruinirter Vitriolmacher bin. Ich kann zahlen! Uebrigens — auf das Geld hinweisend, mögen Sie's entschuldigen, wenn ich Ihnen blos spanisches Geld zahlen kann. Bei meinen diesmaligen Meßzahlungen bekam ich kein anderes

Geld. Es ſind Stücke von Achten!" — „Stücke von Achten, ſagen Sie?" Jetzt nahm R. eine der Tüten in die Hand, und überzeugte ſich. — „In beiden Rollen dort" nahm B. weiter das Wort, „ſind zweitauſend Thaler! Beſtimmen Sie, wenn es mehr ſeyn muß." — „Teufel und Hölle! Mehr, ſagen Sie? — Nein, nein! Wie ich Ihnen geſtern ſchon erklärt habe! Ich nehme nichts! Weder Gold, noch Zehnthalertüten!" — „So ſag' ich Ihnen, Sie müſſen nehmen, oder Sie beſchimpfen mich! Ich darf, ich will Ihr Schuldner nicht bleiben! Will nicht ſchofel ſeyn, wie Sie es genannt haben! Oder — wollen Sie brechen mit mir? Ihre Freundſchaft zurück nehmen? Noch einmal, nehmen Sie dort, was ich ohne meinen Nachtheil geben kann! Oder — wenn Sie denn durchaus nicht anders wollen! Behalten Sie vorerſt die Hälfte! Sehn Sie her! da nehm' ich die zweite Rolle zurück! — mit dem Beding, daß ich mich wegen des zweiten Tauſend als Ihren Schuldner betrachten darf und daß Sie mir's melden, wenn Sie je etwas bedürfen! *) Nicht wahr, ſo ſind Sie's zufrieden?" — „Wenn ich muß!" — indem er ihn umarmt hielt, „obgleich mein Dienſt mit Ihrer Belohnung zu ſehr außer Verhältniß iſt!" — „Und nun", ſagte B., „noch eine Bitte zuletzt! nämlich die, daß Sie mich hoffen laſſen, Sie einſt bei mir in Hof zu ſehen! Auch dort werden Sie den dankbaren Freund in mir finden".

Noch eine herzliche Umarmung, und B. eilte davon — nachdem R. durch ſeinen noch nicht dreitägigen Beſuch in den Beſitz von tauſend Thalern

*) Nach der erlittenen Plünderung, im
kam es R. wohl zu ſtatten, jene alte Sch
Büttnerſchen Erben in Anſpruch nehmen zu konne

geſetzt war, die ihm zur Erweiterung und Vervollkommnung ſeines Werks gar wol zu ſtatten kamen. Um dieſe Zeit grade ſtand er, großer Beſtellungen wegen, mit den Magdeburger Häuſern Schwarz und Nathuſius in Verbindung, und da ihm kurz zuvor einer ſeiner Fabrikaufſeher mit Geld und Waaren davon gegangen war, ſo befand er ſich in der Nothwendigkeit, zwei mit Waaren beladene Wagen perſönlich nach Berlin zur Ablieferung zu begleiten.

Es war noch hell am Tage, als er, vor ſeinem Wagen herreitend, gegen Abend des zweiten Tages in Potsdam eintraf, wo er in einem der Wirthshäuſer in der Allee vor dem Berliner Thore einkehren wollte, das er noch nicht erreicht hatte, als ihm ein Officier, in einen Mantel gehüllt, begegnete, der ihn unverwandt anſah und, da R. ſein Pferd anhielt und ſich ihm näherte, ihn bei Namen rief. R. entſchuldigte ſich mit ſeinem ſchwachen Geſicht, daß er ihn nicht kenne. „Aber, zum Wetter!“ brach jener aus, „Kennſt du denn deinen Quintus nicht mehr?“ — „Quintus? Quintus?“ frug R., und konnte ſich nicht beſinnen. — „Freilich hieß ich damals Guiſchard, und war in Leyden. Jetzt bin ich Vorleſer beim Könige, den es beliebt hat, mich zu Quintus Icilius umzutaufen. Eben muß ich zu ihm nach Sansſouci, meinen Dienſt zu verſehn. Aber wie kommſt du hieher? Was biſt du jetzt? Was treibſt du?“ Jetzt erfuhr Quintus, R. ſey Fabricant bei Deſſau und verfertige Vitriole, wovon er Proben aus der Taſche zog, die Quintus, ihres ſchönen Aeußern wegen, ganz vortrefflich fand, auch ſich den Gebrauch und Nutzen des Vitriols erklären ließ. „Laß mir die Proben!“ hob er nunmehr an, und kehre im

Stern ein! Bei meiner Zurückkunft sprechen wir dort weiter. „Ich habe dir viel zu sagen."

Es währte bis in die zehnte Stunde, eh' Quintus zurück kam, der nun sofort damit begann, daß er dem Könige den Vitriol gezeigt und über dessen Gebrauch belehrt habe. Da sey der König aufmerksam darauf geworden und habe geäußert, daß wenn Randel eine solche Fabrik bei ihm anlegen wolle, er ihm in Potsdam ein Haus bauen lassen und alles, was zu einem wohleingerichteten Werk erforderlich, hergeben wolle. R. aber, der vor dem alten Friedrich große Scheu trug, erklärte sich, die Gnade des Königs nicht anzunehmen, indem er seine Fabrik auf dem Geisthofe mehr in Flor zu bringen gedenke und dabei, neben der Unabhängigkeit, seines guten Auskommens versichert bleibe. „Kann dir's nicht verdenken, alter Freund!" fiel Quintus lächelnd ein. „In deiner Stelle würde auch ich denken: Procul a Jove, procul a fulmine! Will's dem alten Herrn schon wieder ausreden!" Und jetzt setzten sie sich vor einer dampfenden Punschbowle nieder und theilten einander ihre, seit sie sich nicht gesehen, erlebten Schicksale mit, bis der Hahnenruf den annähernden Morgen verkündigte. Beim Abschiede mußte R. versprechen, ihn in Glieneke zu besuchen, woselbst ihm der Monarch ein artiges Landhaus und Garten geschenkt hatte. *)

*) Diese ländliche Besitzung ist späterhin vom Staatskanzler, Fürsten von Hardenberg, bewohnt worden, der nach Schließung des Friedens 1814 das Dorf Glieneke vom Könige zum Geschenk erhielt. Was übrigens Quintus dem Könige, bei jener Veranlassung, von Randel Vortheilhaftes gesagt und auch wol den beiden Cabinetsräthen Köper und Müller zur Kunde gekommen seyn mochte, schien auf einen guten Boden gefallen, indem

Bei seinem Aufenthalt in Berlin wurde er vornehmlich mit dem damaligen Bergrath Gerhard bekannt, der ihn auch dem Minister Freiherrn von Heinitz, als Chef des gesammten Berg- und Hüttendepartements, vorgestellt haben würde, wenn dieser nicht auf einer Departementsbereisung begriffen gewesen wäre. Nächst diesem wurde ihm auch die Bekanntschaft mit den als Chemiker bekannten, akademischen Gelehrten Hermbstädt und Klaproth zu Theil, und der Grund zu den Verhältnissen gelegt, die ihn weiterhin an das k. Oberbergamt und dessen Chef durch eine lange Reihe von Jahren gefesselt hielten. Auf dem Geisthof wurde er bei seiner Zurückkunft durch einen Brief überrascht, der über Holland aus Indien eingegangen war, nachdem er bald drei Jahre vergebens auf Nachrichten von dort gewartet hatte. Der Brief war von dem Hauslehrer Harmsen im Meermannschen Hause, der dadurch einem auf dem Todtenbette seines Principals ihm ertheilten Auftrage genügte. Der biedere M. nämlich, der seines Freundes in Europa noch sterbend mit Liebe gedachte, war leider mitten unter den Vorkehrungen zu seiner Rückreise in's Vaterland von jener, dem Clima eigenen, gefährlichen Fieberkrankheit ergriffen und in's Grab gestreckt worden, wo er nun an der Seite seiner Gattin ruhete. Auch sein einziger Sohn und Erbe, Hilarius, der bald nach des Vaters Tode, der Erbschaft wegen, eine nothwendige Reise zu seinem Vatersbruder nach Boston unternahm, war auf

---

es ihm zehn Jahre später in einem Falle, wo er unverschuldet mit der französischen Zoll- und Acciseregie in Unannehmlichkeit gerathen war, zu einer günstigen Entscheidung der Sache, unmittelbar vom Könige selbst, behülflich wurde. Pl.

dieser Reise mit dem Schiffe verunglückt. Jetzt sey er, schrieb er, nachdem er die Meermannsche jüngere Tochter (Constanzens Schwester) geheirathet, alleiniger Besitzer der Meermannschen Plantagen und Fabriken geworden, die er durch seine Führung, da er durch die lange Reihe von Jahren der Meermannschen Geschäfte kundig geworden, fortwährend in Flor zu erhalten gedenke.

Es mochten demnächst kaum einige Wochen seit Randels Zurückkunft aus Berlin vergangen seyn, als eines Morgens ein Wagen vor dem Geisthof hielt, aus dem der Bergrath Gerhard mit einem seiner Collegen ausstieg, die theils das Fabrikwerk zu besehen wünschten, theils aber mit einem Auftrage vom Oberbergamte und dessen Chef, dem Minister, versehen waren. Sie fanden die zuvorkommendste Aufnahme, und erkannten das, was sie sahen, ihres ganzen Beifalls würdig. Jener Auftrag aber bestand in dem commissarischen Ersuchen, sie, wenn es möglich, in Person nach Eisleben und Hettstädt zu begleiten oder ihnen mit nächstem dahin zu folgen, um in Absicht der Vitriolfabrication an Ort und Stelle sein Gutachten abzugeben und Verbesserungsvorschläge zu thun, wofür R. auf ausgezeichnetste Beweise königlicher Erkenntlichkeit rechnen dürfe. R. äußerte, daß ihm, auch ohne auf letztere zu sehn, das ihm wiederfahrende ehrenvolle Zutraun genüge; und er wolle, aus Achtung, da ihm seine Geschäft grade eine Entfernung erlaubten, sie bei ihrer weitern Reise begleiten und, durch seine Kenntnisse und Erfahrungen, für das Beste des königlichen Interesse mitwirkend seyn *). Noch an demselben Tage reisete R.,

*) Da indeß der sehr zu besorgende Nachtheil, bei künftiger Concurrenz mit den königlichen Werken, sei-

in ihrer Begleitung, über Halle nach Eisleben und nach Hettstädt ab, wo es ihm gelang, den auf ihn gerichteten Erwartungen völlig zu genügen und er, bei seiner Abreise, ihnen zusagen mußte, sich recht bald in Berlin einzufinden, indem der Minister seine persönliche Bekanntschaft zu machen wünsche.

Bald darauf ging auch ein Schreiben aus Hof ein, worin ihm Büttner den weitern glücklichen Erfolg bei der Umarbeitung seiner Vitriole meldete, ihn aber auch dringend ersuchte, dort zur Stelle ihm zur Erbauung eines Schwefelofens behülflich zu werden, wie er dessen zu Verarbeitung seiner Kiese zu Kupfer bedürfe. Sowohl die Freundschaft für B., als die ihm aufgelegte Verbindlichkeit, liessen keine abschlägige Antwort zu, zumal bei der nun bald vorzunehmenden Reise nach Zips der Umweg über Hof nicht eben in Betracht zu kommen schien. Da indeß die Dauer seines Aufenthalts in Hof, wie in Zips, sich nicht bestimmen ließ, so glaubte R., unter diesen Umständen, die versprochene Reise nach Berlin, wohin ihn ohnedies Geschäfte beriefen, nicht aufschieben zu dürfen.

Seine Aufnahme bei'm Minister hätte nicht ehrenvoller seyn können, was denn auch, wie natürlich, auf die günstige Gesinnung des Oberbergamts-Collegii Einfluß bewies. Ueberhaupt hatte R. das Glück, wenn ihm auch nicht das Verdienst

---

nem Scharfblick schwerlich entgangen seyn kann: so scheint es, als habe ihm irgend schon damals eine lebhafte Ahndung von sich annähernden officiellen Verhältnissen vorgeschwebt, die sich (wenn auch nicht gleich und unmittelbar) an dieses erste Ereigniß ketten und ihm, für eine lange Reihe kommender Jahre, anderweitige Vortheile von Bedeutung zusichern würden.

liche mehrseitiger Kenntnisse und Erfahrungen zu statten gekommen wäre, durch sein biederes, durchaus anständiges und zwangloses Benehmen sich die Achtung und das Vertrauen eines Jeden, mit dem er in Berührung kam, zu sichern. Sein Gutachten, seine Entscheidung wurden in Fällen, worüber er zu Rathe gezogen wurde, fast immer als richtig und der Sache angemessen erkannt, indem er (in jenem blühendern Mannesalter vornehmlich), mit Gegenwart des Geistes einen Scharfblick verband, dem der richtige Punct, worauf es ankam (orenomenon causae), selten entging. Auch Klaproth und Hermbstädt ließen, in Absicht chemischer Gegenstände, ihm Gerechtigkeit wiederfahren und gestanden zu, daß er bei fortgesetztem Studium, mittelst damit begleiteter practischer Versuche, mit der Zeit fortgegangen sey, wenn gleich mitunter die Ansichten und Grundsätze der alten Schule einigermaßen hervorblickten.

N. fühlte allmälig, daß es ihm schwerlich länger vergönnt seyn werde, sich blos in den eng gezogenen Linien seines zeitherigen Wirkungskreises zu bewegen, und daß es mit seiner so lange behaupteten Unabhängigkeit kaum Bestand behalten könne. Der Minister, bei welchem N. sich in so vorzüglichem Grade empfohlen hatte, gewann und imponirte dagegen in demselben Maße auch bei ihm; daher es denn nicht fehlte, daß jener dem N. die Zusage entnahm, künftig nicht nur den an ihn kommenden Aufträgen des Oberbergamts genügen zu wollen, sondern auch bei commissarischer Bereisung der Departements, die alljährlich durch den Minister geschah, sich den ihn jedesmal begleitenden Bergräthen anzuschließen. Die Bedingungen waren ehrenvoll, wiewohl nur als provisorisch zu betrachten, indem ihm bald darauf durch Gerhard,

im Namen des Ministers, das Anerbieten einer Bergrathsstelle geschah. Aber R. nahm auch diese nicht an, da er sich einmal zur Reise nach Ungarn verbindlich gemacht hatte und, wie er glaubte, wenigstens vor der Hand ungebunden bleiben müßte *).

Die Reise über Hof nach Zips blieb bis gegen den Sommer ausgesetzt, indem er zunächst, als Folge des neu eingegangenen Verhältnisses, sich erst als Mitcommissarius einer Bergcommission in Alvensleben anschließen mußte; und als er dann endlich in Hof eintraf, so fand er daselbst, außer dem von ihm zu dirigirenden Bau des Schwefelofens, so viele Anstände und zu treffende neue Einrichtungen, daß er bis zum Winter hin vollauf beschäftigt war, wodurch man in Zips, bei seinem Ausbleiben, in die äußerste Verlegenheit gerieth. Nach den brieflichen Aeußerungen des R. kam es, zu einer radicalen Verfeinerung des Fabricats, auf bauliche Einrichtungen an, die fast eine gänzliche Reform des Werks zur Folge hatten. Schon waren in dieser Hinsicht die Arbeiten der Fabrik den Sommer über eingestellt worden und da, durch Randels Säumniß, dem Eigenthümer großer Schaden erwuchs, so sah sich dieser gedrungen, bei der vorgesetzten k. k. Bergcommission um ein Requisitionsschreiben an die fürstlich dessauische Regierung

*) Sein guter Genius schien damals ihn verlassen zu haben, wie er noch in späten Jahren dies sich oft selbst gestand. Seine Lage von da an blieb precär, wenn es ihm gleich, eh' Alter und Krankheit eintraten, bei seinen Talenten nicht an Erwerb- und Auskunftsmitteln gebrach, die leider zuletzt unzureichend verblieben und ihn fühlen ließen, er habe das fronte capillata est nicht beherzigt, was Schiller so schön paraphrasirte, indem er sagt:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück"! Pl.

liche mehrseitiger Kenntnisse und Erfahrungen zu statten gekommen wäre, durch sein biederes, durchaus anständiges und zwangloses Benehmen sich die Achtung und das Vertrauen eines Jeden, mit dem er in Berührung kam, zu sichern. Sein Gutachten, seine Entscheidung wurden in Fällen, worüber er zu Rathe gezogen wurde, fast immer als richtig und der Sache angemessen erkannt, indem er (in jenem blühendern Mannesalter vornehmlich), mit Gegenwart des Geistes einen Scharfblick verband, dem der richtige Punct, worauf es ankam (crenomenon causae), selten entging. Auch Klaproth und Hermbstädt ließen, in Absicht chemischer Gegenstände, ihm Gerechtigkeit wiederfahren und gestanden zu, daß er bei fortgesetztem Studium, mittelst damit begleiteter practischer Versuche, mit der Zeit fortgegangen sey, wenn gleich mitunter die Ansichten und Grundsätze der alten Schule einigermaßen hervorblickten.

R. fühlte allmälig, daß es ihm schwerlich länger vergönnt seyn werde, sich blos in den eng gezogenen Linien seines zeitherigen Wirkungskreises zu bewegen, und daß es mit seiner so lange behaupteten Unabhängigkeit kaum Bestand behalten könne. Der Minister, bei welchem R. sich in so vorzüglichem Grade empfohlen hatte, gewann und imponirte dagegen in demselben Maße auch bei ihm; daher es denn nicht fehlte, daß jener dem R. die Zusage entnahm, künftig nicht nur den an ihn kommenden Aufträgen des Oberbergamts genügen zu wollen, sondern auch bei commissarischer Bereisung der Departements, die alljährlich durch den Minister geschah, sich den ihn jedesmal begleitenden Bergräthen anzuschließen. Die Bedingungen waren ehrenvoll, wiewohl nur als provisorisch zu betrachten, indem ihm bald darauf durch Gerhard,

im Namen des Ministers, das Anerbieten einer Bergrathsstelle geschah. Aber R. nahm auch diese nicht an, da er sich einmal zur Reise nach Ungarn verbindlich gemacht hatte und, wie er glaubte, wenigstens vor der Hand ungebunden bleiben müßte *).

Die Reise über Hof nach Zips blieb bis gegen den Sommer ausgesetzt, indem er zunächst, als Folge des neu eingegangenen Verhältnisses, sich erst als Mitcommissarius einer Bergcommission in Alvensleben anschließen mußte; und als er dann endlich in Hof eintraf, so fand er daselbst, außer dem von ihm zu dirigirenden Bau des Schwefelofens, so viele Anstände und zu treffende neue Einrichtungen, daß er bis zum Winter hin vollauf beschäftigt war, wodurch man in Zips, bei seinem Ausbleiben, in die äußerste Verlegenheit gerieth. Nach den brieflichen Aeußerungen des R. kam es, zu einer radicalen Verfeinerung des Fabricats, auf bauliche Einrichtungen an, die fast eine gänzliche Reform des Werks zur Folge hatten. Schon waren in dieser Hinsicht die Arbeiten der Fabrik den Sommer über eingestellt worden und da, durch Randels Säumniß, dem Eigenthümer großer Schaden erwuchs, so sah sich dieser gedrungen, bei der vorgesetzten k. k. Bergcommission um ein Requisitionsschreiben an die fürstlich dessauische Regierung

*) Sein guter Genius schien damals ihn verlassen zu haben, wie er noch in späten Jahren dies sich oft selbst gestand. Seine Lage von da an blieb precär, wenn es ihm gleich, eh' Alter und Krankheit eintraten, bei seinen Talenten nicht an Erwerb- und Auskunftsmitteln gebrach, die leider zuletzt unzureichend verblieben und ihn fühlen ließen, er habe das fronte capillata est nicht beherzigt, was Schiller so schön paraphrasirte, indem er sagt:

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Giebt keine Ewigkeit zurück"! Pl.

anzusuchen, damit R. im Wege Rechtens zu Erfüllung seiner gerichtlich eingegangenen Verbindlichkeit, so wie zum Schadenersatz und zu Erstattung des ihm über Leipzig angewiesenen Reisegeldes, angehalten würde.

In Dessau wurde, dem Requisitoriate zu genügen, ein Curator absentis (in der Person eines Hrn. v. B., der damals der juristischen Praxis oblag) ernannt, und ein Termin zur Hörung der Parteien anberaumt; die an R. gerichtete Citation aber seinem Freunde und Stellvertreter behändiget, der sie ihm an den Ort seines Aufenthalts übermachte. Als sie bei diesem einging, schickte er sich eben, da die Geschäfte in Hof beendigt waren, zur Abreise nach Ungarn an. Die Nachrichten von Dessau aber waren geeignet, ihn zur schleunigsten Rückreise dahin zu bestimmen. Dort ließ er gleich nach der Ankunft sein Erstes seyn, den gegen ihn eingeleiteten Proceß zu sistiren, indem er vor Gericht erklärte, zwar an der Reise nach Zips zeither verhindert gewesen zu seyn, aber er erkenne sich zu jeder Schadloshaltung des Gegners verpflichtet, und sey gesonnen, gleich kommenden Tags die Reise nach Ungarn anzutreten. Auch bat er, von dieser seiner Erklärung ungesäumt den Gegner in Kenntniß setzen zu lassen.

Die Reise selbst wurde dergestalt beschleunigt, daß der Brief kaum um einen Tag früher, als er selbst, eintraf. Auch in Wien hatte R. nicht länger verweilt, als nur der Wechsel der Pferde es bedurfte; und so war sein plötzliches Erscheinen um so überraschender, als eine solche Pünctlichkeit mit der bisherigen Säumniß im größten Contrast zu seyn schien. Man that aber auch alles, ihn als einen ausgezeichneten Gast zu empfangen, und vornehmlich wurde (wie sich dies in den östreichischen

Staaten überhaupt nicht anders erwarten läßt) für die bestmöglichste Defrayirung, neben guter gesellschaftlicher Unterhaltung, gesorgt. Die Fabrik wurde nun, nach einigen baulichen Einrichtungen, sofort wieder in Thätigkeit gesetzt, und die Resultate, da unter Randels Leitung die Arbeiten aus dem Kleinen in's Größere übergingen, gereichten demselben zu vieler Ehre, indem dem bisher gefertigten Weiß binnen Kurzem ein so hoher Grad von Feinheit und Güte zu Theil ward, daß dasselbe von da an unter dem Namen Cremser Weiß überall seinen ausgezeichneten Ruhm behauptet hat.

Bei der Verlängerung seines Aufenthalts, wo R. auch mit der ganzen Umgegend von Crems bekannter wurde, wandten sich mehrere Grubeneigenthümer an ihn, denen er mit Rath und That zu statten kam. So ward er veranlaßt, unter andern die Gruben eines Werks zu befahren, das man, als nicht mehr bauwürdig, seit geraumer Zeit ganz aufgegeben hatte. R. hingegen, dem man einige Stücke des erst kürzlich im Innern gebrochenen Erzes zur Beurtheilung vorlegte, äußerte, nach näherer Untersuchung derselben, große Unzufriedenheit mit jenem Benehmen. „Die dem ungeübten Blick verborgenen Operationen der Natur" (lautete sein auf geognostische Erfahrung gestütztes Urtheil) lassen da, wo noch Beweise solcher Production vorhanden, auf keinen Stillestand in ihrer Wirksamkeit, auf keine Erschöpfung schließen; es käme also in jetzigem Falle auf genaue Untersuchung und sachkundige Beurtheilung des Innern an, und da es zu umständlich und nicht füglich abzuwarten wäre, entfernte Bergwerkskundige herbei zu rufen, so wolle er zu selbst eigener Ueberzeugung (wenn es gleich mit einiger Gefahr verbunden schien) das Werk befahren". Es wurde demnach ein Tag dazu

angesetzt, bis wohin der verfallene Eingang zur Grube aufgeräumt und die sonst nöthigen Vorkehrungen getroffen werden mußten.

R. fand für gut, da die vor Alters im Gesteine gehauenen Stufen verfallen und für Leitern kein sicherer Stützpunct vorhanden schien, sich, mit Grubenlicht und Hacke versehen, in einem Korbe hinunter zu lassen. In einer Tiefe von nicht völlig zehn Lachtern kam er zuerst zu einer Strecke, wo er aussteigen und sichern Fuß fassen konnte. Hier konnte er deutliche Spuren einer seit Jahren erst eingestellten Arbeit entdecken, und schritt von da einen Nebengang ein, zu dem er mehrere steinerne Stufen herabsteigen mußte. Die verdickte Luft, die hier kaum das Athemholen zuließ und das Geschwirre der Fledermäuse, die sein Grubenlicht umschwärmten (in der Sprache der Bergleute Berggeister genannt), hätte den beherztesten Mann zurück geschreckt; nur Randel schritt vorwärts, obwohl, je weiter er kam, die an vielen Stellen sehr morsch und wandelbar gewordene Verzimmerung auf ein äußerst hohes Alterthum schließen ließ. Wo er über sich oder zur Seite mit der Hacke einhauete, staunte er über den Reichthum gediegener Erze, die er nirgends, selbst in Westindien nicht, in so vollkommener Ausbeute erblickt hatte, und kaum begreiflich schien es ihm, daß bis dahin kein Auge eines Sachverständigen, seit Jahrhunderten vielleicht, so weit gedrungen war. Aber so unheildrohend das weitere Vorschreiten auch schien und obwohl sich warnende Stimmen hinter ihm aus der Entfernung hören ließen (indem mehrere der oben Verbliebenen indeß, aus Besorgniß, ihm gefolgt waren), so glaubte er es doch sich selbst schuldig, nachdem sein herzhafter Muth ihn bereits von Entdeckung zu Entdeckung geführt hatte, nicht (als sey es aus Feigheit)

zurück zu kehren. Er empfahl seine Seele dem Schöpfer und trat beherzt in einen abermals vertieften Nebengang hinein, wo er aber nur wenige Schritte gethan hatte, als es unter ihm brach und er mit allem, was unter und neben ihm war, in mehr als Mannestiefe hinabsank. Zum Glück, daß er im Sinken sich in der aufrechten Stellung erhielt, wo er dann aber bis über den Unterleib im nachstürzenden Gerüll und Schutt begraben stand. Da, wo er nunmehr nach erloschenem Grubenlicht wie von ewiger Nacht umhüllt schien, rief er laut und zu mehreren Malen um Hülfe. Die ihm gefolgt waren, hatten zwar bei dem furchtbaren, durch den untern Wiederhall verstärkten Krachen des Einsturzes die Flucht ergreifen wollen; als sie aber Randels Rufen nach Hülfe vernahmen, eilten sie, so schnell sie konnten, herzu und befreieten ihn, der zur Hälfte lebendig begraben schien, außer einigen leichten Quetschungen aber keinen Schaden erlitten hatte. Indem sich jetzt mehrere Grubenlichter näherten und R. um sich blickte, brach er in das höchste Erstaunen aus: denn in einer unabsehbaren Strecke ward er eine Ausbeute von Erzstufen gewahr, die, ihrem anscheinenden Inhalt nach, leicht einen Gewinn von 60 oder 70 Procent gewärtigen ließen. Die zum Theil verwitterten Spuren vormaliger Arbeit, nebst der mitunter ganz vermorschten Verzimmerung, ließen dabei auf ein sehr hohes Alterthum schließen und daß dieser Theil des Schachtes vielleicht schon zur Römerzeit in Arbeit gewesen und entweder durch ein Erdbeben verschüttet worden, oder seit den Einfällen der Mongolen, gegen welche die Bergknappen mit in den Krieg ziehen mußten, gleich mehrern andern Bergwerken liegen geblieben seyn mochte, wo er alsdann nach und nach ganz verfallen und unbearbeitet verblieb

ben. — Mit Jenen, die zur Hülfe herzu eilten, war auch der Besitzer des Grubenwerks erschienen, der hier, bei den neuentdeckten Kunstschätzen angelangt, kaum seinen Augen trauen wollte. Eine unerwartete reiche Ausbeute seines Werks, von der er auch nicht die leiseste Ahndung gehabt, lachte ihm entgegen; und als er in laute Dankversicherungen gegen R. ausbrach, deutete dieser nach oben hin, und erwiederte weiter nichts, als: „Unsere Hülfe kommt vom Herrn!"

Aber der schnell sich verbreitete Ruf von den durch R. gemachten wichtigen Entdeckungen konnte nicht ohne Folgen bleiben, wie sich dies fast voraussehen ließ. Die obern Bergbehörden wurden aufmerksam darauf, und es währte keine acht Tage, als sich, um davon nähere Kunde zu nehmen, eine Bergdeputation einfand, die, nach Befahrung der Gruben, wozu man sich den R. zum Führer erbat, im Namen der obern Landesstelle sofort in den Besitz der neuentdeckten Schachten einschritt und erklärte, daß das Werk, als zum landesherrlichen Bergregale gehörig, nach Ermittelung der dem Besitzer gebührenden Entschädigung, für kaiserliche Rechnung in Arbeit genommen werden solle. Als ein Grund mehr zu einer solchen Maßregel galt noch der Umstand, daß der innere Bezirk der eben besichtigten Schachte mit ihren subterrane'n Verzweigungen sich großentheils über die Grenzen des Grubenwerks hinaus und in einen landesherrlichen Domainendistrict erstrecke. Man versicherte indeß, daß, wie billig, auf eine angemessene Belohnung des von Randel, als Entdeckers, bei der höchsten Behörde angetragen werden solle.

Die Sache war damit beendigt, da gegen den Befund der vorgesetzten Behörde keine Einwendung des Grubenbesitzers statt fand. Die Commission

reis'te ab, nachdem mit den Grubenarbeiten inne gehalten war, und R. trat nun ebenfalls, in sehr heiterer Stimmung, seine Rückreise an, nachdem ihm nicht nur die vortheilhafteste Reform der Bleiweißfabrik, sondern auch in der letztern Zeit Entdeckungen gelungen waren, wovon folgenreiche große Resultate zu erwarten standen *).

Seiner Ankunft in Wien, wo er sich auf der Rückreise einige Zeit verweilte, war der Ruf von den Ereignissen in Crems voraus gegangen. Die persönliche Bekanntschaft des Edlen von Born (damals k. k. Hofkammerrath, und als Mann von Einfluß bekannt) und Jacquiers, mit dem er früherhin schon in Briefwechsel gestanden hatte, gereichte ihm zu unendlichem Vergnügen. Von mehreren der ersten Staatsbeamten des Kaiserstaats wiederfuhr ihm ehrenvolle Auszeichnung; auch war er kaum in Dessau angekommen, als Born ihm meldete, daß die k. k. Oberbergamtsbehörde, jener glücklichen Entdeckungen wegen, auf eine namhafte Belohnung höchsten Orts angetragen habe, die nun auch bereits genehmiget sey. Uebrigens schien es nach diesem Schreiben, als stehe es nur bei R., sobald er wolle, ein glücklicher Mitbewohner des Kaiserstaats zu werden.

Bei seiner Zuhausekunft fand er ein Commissorium des k. Oberbergamts vor sich, durch welches ihm die Revision des königlichen Alaunwerks in Freyenwalde übertragen wurde. Dieses bisher

*) Uebrigens sprach R. noch oft, mit Vergnügen, von der besondern Aufmerksamkeit, mit der man ihn in Zips auf das Gastfreundlichste behandelt, und daß die Prälaten und vornehmsten Geistlichen der Gegend besonders, ihn (ohne alle Rücksicht, daß er Protestant sey) zuvorkommend und mit biederer Herzlichkeit behandelt hätten.

verpachtete Werk war in seinem Ertrage dermaßen zurückgekommen, daß keiner der Pächter zurecht kommen konnte. R. wurde beauftragt, in Absicht eines vortheilhaftern Betriebes und geregelter Umformung Vorschläge zu thun. Auch dieser Auftrag gab ihm Gelegenheit, nicht nur selbst neue Kenntnisse und Erfahrungen sich anzueignen, sondern auch mit Inbegriff der Steinkohlenfeuerung ein neues Verfahren bei Bereitung des Alauns in Gang zu bringen, auf dessen Grund das Werk binnen wenig Jahren dergestalt in Aufnahme kam, daß der Pächter Aaron Meyer in Berlin ein mehrfach erhöhetes Pachtquantum zahlen konnte und das königliche Interesse folglich nun Vieles gewann. Während seines verlängerten Aufenthalts zu Freyenwalde wurde er zu mehreren Malen mit Besuchen des Ministers beehrt, der sich von dem völligen Gedeihen des Ganzen zu voller Zufriedenheit überzeugte *).

Ueberhaupt war es R. gelungen, sich mehr und mehr in dem Vertrauen und der Gunst des Ministers fest zu setzen, als dessen Beweis er ihn

*) Es konnte nicht fehlen, daß bei der Nähe von Berlin sich, außer Randels Bekannten und Freunden, eine Menge neugieriger Fremden einfanden, das neuorganisirte Werk zu sehn. Bei einem solchen Besuch, wo eine Gesellschaft von guten Bekannten des R., unter denen sich auch Nicolai, Gedicke, Wiester, Zöllner und der noch lebende Dr. Friedländer befanden, das Werk befahren wollten, versah es einer von ihnen beim Einsteigen in den herabzulassenden Kübel, trat daneben und wäre beinah in die Tiefe gestürzt, wenn ihn nicht R., als ein Mann von ausgezeichneter physischen Kraft, noch bei den Beinen ergriffen und glücklich zurückgezogen hätte. Dieser, mit Gefahr seines eigenen Lebens, ihm gelungenen Rettung erinnerte sich der gute Mann nie ohne lebhafte Rührung und Dank gegen Gott.

auch, nach beendigtem Aufenthalt in Freyenwalde, auf die schlesische Departementsbereisung mit sich nahm, auf welcher ihn, außer dem Geh. Oberbergrath Freih. von Reeden, mehrere Bergräthe und Assessoren begleiteten. Nach der Revision des Arsenikalwerks zu Reichenstein und der Geschäftsführung des k. Bergamts zu Waldenburg, wurden die in der Umgegend von Waldenburg und Altwasser belegenen königlichen Steinkohlengruben in Augenschein genommen, worauf es von dort zum Vitriol- und Farbenwerk Schreiberau, unweit Warmbrunn, ging. Hier hatte sich der das Werk verwaltende Factor und Rechnungsführer Pr**, schon seit Jahren, den Unwillen des Ministers zugezogen, da unter seinem Betriebe nicht nur das Werk fast um die Hälfte im Ertrage zurückgekommen war, sondern er auch dasselbe, wie sich selbst, bei seiner unfriedsamen Gemüthsart, in mancherlei Händel und Processen mit den Grenznachbarn verwickelt; es wurde also unserm R., unter vortheilhaften Bedingungen, der Antrag gemacht, die Führung desselben auf so lange, als dessen Verbesserung es nöthig machen würde, über sich zu nehmen. Aber nur die besondere Rücksicht auf das Wohlwollen des Ministers und des Geh. Oberbergraths konnten ihn zu einer abermaligen langwierigen Entfernung von seinem Geisthof bestimmen, obwohl die Geschäfte auf letzterm, unter seines Freundes und eines Factors Leitung, in seiner Abwesenheit bisher nie Stillestand erlitten hatten. Indeß machte er sich Bedingungen dabei, und erklärte unumwunden, die Direction des Werks nur dann übernehmen zu können, wenn der zeitherige Factor zuvor abgefunden und ihm, dem R., die Beseitigung der noch obschwebenden Processe, im Wege des Vergleichs, zugestanden würde. So trat er

Zeit heftig vom Podagra befallen, und ließ Niemand vor sich. Dennoch blieb R. dabei, durch die Umstände bedrängt, dem Könige selbst seine unverschuldete üble Lage vortragen und auf ungesäumte strenge Untersuchung durch sachverständige Commissarien antragen zu wollen, wozu er Hermbstädt und Klaproth in Vorschlag brachte. Köper, dem das, was Quintus vor Jahren dem Könige, wie ihm selbst und seinem Collegen Müller, zu Randels Vortheil gesagt, noch in Erinnerung war, versprach ihn kräftig zu unterstützen, und wies ihn an, sich folgenden Vormittags im Vorzimmer des Königs einzufinden, um zu versuchen, ob ihm ein persönlicher Vortritt beim Monarchen gelinge; er glaubte übrigens, nach Lage der Sache, dem R. keine ungünstige Entscheidung versprechen zu dürfen.

Nachdem er, vor Unruhe und Erwartung, die Nacht ohne Schlaf zugebracht, fand er sich zur bestimmten Zeit im Vorzimmer ein, als Köper eben aus dem Zimmer des Königs trat und ihn, auf das wiederholte Gesuch um Audienz, mit möglichstem Glimpf zurück zu weisen suchte. R. aber kehrte sich in seinem Unmuth nicht daran, sondern brach, als der Geheimerath noch die Thür zum königlichen Zimmer in der Hand hielt, überlaut und mit Unwillen in die Worte aus: „Ich will, ich muß mit dem Könige sprechen. Ihr Monarch übt Gerechtigkeit, und ich bedarf Hülfe! Ehre und Wohlfahrt steh'n für mich auf dem Spiel!" — „Laßt ihn herein!" rief der König, als er das hörte — und R. trat ein, und sah den großen Mann in der Mitte des Zimmers sitzen, tief gebückt, in seinen Mantel gehüllt und mit dem Hut auf dem Kopf; die Füße, auf einem Tabouret ruhend, waren mit Kissen belegt. Obwohl nun R. mit Ruhe

Nachdem sich das schreiberauer Werk, während R. Aufsicht und Leitung, ansehnlich gehoben hatte und ihm ein ergiebiger Ertrag gesichert war, ohne daß es der längern Gegenwart des R. bedurfte, so begab er sich, mit Bewilligung des Ministers, wieder auf den Geisthof zurück, nachdem ihm zuvor als Belohnung ein auf die Revenüen des Werks angewiesener Jahrgehalt von 300 Thaler zugesichert war *).

Auf dem Geisthof fand R., in Hinsicht mehrerer, besonders von magdeburger Häusern, eingegangenen Bestellungen ansehnlich vorgearbeitet, und es konnte noch im Laufe desselben Monats eine nach Berlin bestimmte Waarenversendung statt finden, die aber für unsern R. zu großen Unannehmlichkeiten Anlaß gab. Auf der preußischen Grenze nämlich wurde die in 42 Centner verschiedener Vitriole bestehende Ladung von den Zollbedienten, unter dem Vorgeben, daß die Angabe im Frachtbriefe unrichtig sey und der Fuhrmann die zollbare Straße verfahren habe, in Beschlag genommen und für confiscirt erklärt, wobei überdies auf namhafte Geldstrafe erkannt ward. Für R. schien hierbei das einzige Mittel, nach Potsdam zu eilen und unmittelbar bei'm Könige selbst Schutz und Gerechtigkeit zu suchen. Wie er aber schon bei'm Cabinetsrath Köper erfuhr, war der König zu jener

*) Die ihm auch durch die ganze Reihe von Jahren bis 1819 ausgezahlt worden, wo sie alsdann aus dem Grunde cessirten, weil wegen Mangel an Material die Arbeiten der schreiberauer Fabrik eingestellt und auf ein anderes nahe belegenes Werk transferirt werden mußten, worauf dann der König, auf Randels Ansuchen, die weitere Zahlung der Pension selbst übernahm und auf die Domainencasse der Merseburger Regierung anweisen ließ.

Zeit heftig vom Podagra befallen, und ließ Niemand vor sich. Dennoch blieb R. dabei, durch die Umstände bedrängt, dem Könige selbst seine unverschuldete üble Lage vortragen und auf ungesäumte strenge Untersuchung durch sachverständige Commissarien antragen zu wollen, wozu er Hermbstädt und Klaproth in Vorschlag brachte. Köper, dem das, was Quintus vor Jahren dem Könige, wie ihm selbst und seinem Collegen Müller, zu Randels Vortheil gesagt, noch in Erinnerung war, versprach ihn kräftig zu unterstützen, und wies ihn an, sich folgenden Vormittags im Vorzimmer des Königs einzufinden, um zu versuchen, ob ihm ein persönlicher Vortritt beim Monarchen gelinge; er glaubte übrigens, nach Lage der Sache, dem R. keine ungünstige Entscheidung versprechen zu dürfen.

Nachdem er, vor Unruhe und Erwartung, die Nacht ohne Schlaf zugebracht, fand er sich zur bestimmten Zeit im Vorzimmer ein, als Köper eben aus dem Zimmer des Königs trat und ihn, auf das wiederholte Gesuch um Audienz, mit möglichstem Glimpf zurück zu weisen suchte. R. aber kehrte sich in seinem Unmuth nicht daran, sondern brach, als der Geheimerath noch die Thür zum königlichen Zimmer in der Hand hielt, überlaut und mit Unwillen in die Worte aus: „Ich will, ich muß mit dem Könige sprechen. Ihr Monarch übt Gerechtigkeit, und ich bedarf Hülfe! Ehre und Wohlfahrt steh'n für mich auf dem Spiel!" — „Laßt ihn herein!" rief der König, als er das hörte — und R. trat ein, und sah den großen Mann in der Mitte des Zimmers sitzen, tief gebückt, in seinen Mantel gehüllt und mit dem Hut auf dem Kopf; die Füße, auf einem Tabouret ruhend, waren mit Kissen belegt. Obwohl nun R. mit Ruhe

und Anſtand ſeinen Vortrag begann, ſo unterbrach der Monarch ihn doch bald, indem er mit der Hand winkte. „Köper hat mir ſchon alles geſagt," hob er an, „und ich zweifle nicht, daß er unſchuldig iſt. Wie ich mich erinnere, hat Quintus mir ſchon viel Gutes von ihm geſagt. Geh' er in Frieden, ihm ſoll Gerechtigkeit und volle Genugthuung werden!"

Damit war die Audienz beendigt, und R. wurde angewieſen (indem ſofort die nöthigen Befehle nach Berlin erlaſſen und die genaueſte Unterſuchung der Sache, mit Zuziehung Hermbſtädts und Klaproths, eingeleitet war) den Ausgang ruhig in Potsdam abzuwarten. Der Zeitraum von einigen Tagen, bis nämlich das Reſultat der in Berlin abzuhaltenden commiſſariſchen Unterſuchung einging, konnte, bei ſeiner Ungeduld, dem R. nicht anders als äußerſt langweilend ſeyn. Er logirte, nach Köpers Anrathen, indeß (bei Benkerts) in der Nähe des Schloſſes, wo er aber, ſeinen Grillen und der Langenweile zu entgehen, am L'hombretiſch Zuflucht geſucht und ſein Geld verloren hatte; doch der Ausgang der Sache war ganz nach ſeinen Wünſchen. Es erwies ſich, daß die Zollbedienten blos aus Unkunde der Vitriole und des Unterſchieds der Sorten gefehlt, ſonach alſo ſich kein Falſum hatten zu Schulden kommen laſſen, und daß der Wagen keinen Augenblick von der befahrenen Landſtraße gewichen war. Kurz, R. wurde durchaus für unſchuldig erklärt und die Confiscation aufgehoben; der Regiedirection aber fielen nicht nur die Unterſuchungskoſten anheim, ſondern auch der Erſatz und die Entſchädigung für die durch dieſe Chikane verurſachte Zeitverſäumniß, was zuſammen wol zwiſchen drei- und vierhundert Thaler betra-

gen mochte. Der Befehl des Königs ging dahin, dem R. den Inhalt des commissarischen Berichts und die Entscheidung mitzutheilen, ihn aber zugleich zu bedeuten, daß er nun je eher, je lieber wieder abreisen könne.

Nach der ihm gewordenen Publication trat er dann seine Abreise mittelst eines ihm von Köper gemachten Vorschusses (denn seine Baarschaft war durch's L'Hombre geschmolzen) um vieles vergnügter an, als er gekommen war. Die confiscirt gewesenen Vitriole blieben zu seiner Disposition gestellt, und als Schadenersatz und Entschädigung für verlorene Zeit wurde ihm eine Summe ausgezahlt, mit welcher er völlig zufrieden seyn konnte. Aber es schien einmal Bestimmung, daß er sich des Bleibens auf dem Geisthof nicht lange erfreuen sollte. Ein Brief aus Bernburg benachrichtigte ihn, daß der Fürst von Anhalt Bernburg aufmerksam auf ihn geworden sey und es dem R. vielleicht nicht unangenehm seyn dürfte, wenn er zur Annäherung an diesen Herrn die Gelegenheit wahrnähme und, wofern es möglich, eine Reise nach Ballenstädt mache. R. erwiederte hierauf, daß jede Veranlassung ihm schätzbar sey, sich des fürstlichen Wohlwollens zu versichern, und er wolle, wenn es auch mit Zurücksetzung eigener Geschäfte seyn müßte, nach Ballenstädt kommen; jedoch wünsche er zu wissen, in welcher Beziehung er sich des Fürsten Durchl. dienstfertig oder gefällig zu erweisen das Glück haben könne? Man benachrichtigte ihn nunmehr, der Fürst habe seit einigen Jahren, unter Leitung der fürstl. Kammer, auf der sogenannten Silberhütte unweit Harzgerode, ein Vitriolwerk entstehen lassen, mit dem es keinen Fortgang gewonnen und dessen weitere Bearbeitung, wenn nicht

Vorkehrungen getroffen würden, das landesherrliche Interesse gefährde.

Randel säumte nun nicht, dem Fürsten aufzuwarten, der durch sein herablassendes humanes Benehmen ihn sich bald anzueignen wußte, so daß er es über sich nahm, mit dem Werk und dessen bisherigem Betriebe sich bekannt zu machen und das, was zur Verbesserung nöthig sey, in Vorschlag zu bringen. Was nun immer R. in Antrag bringen mochte, fand Genehmigung; jedoch äußerte der Fürst, daß, sofern es ihm nicht gelinge, einen Mann von bewährten Einsichten, wie R., an die Spitze desselben zu stellen, er das Werk lieber aufgeben wolle. Die ehrenvollen Bedingungen, wozu der Fürst bei dieser Gelegenheit sich erklärte und sein ungemein verbindliches Benehmen bestimmten R. endlich zu der Erklärung, das Werk durch seine Leitung in Stand setzen zu wollen, wenn er, wie er sich's zur Bedingung mache, durchaus nichts mit der Kammer oder einer sonstigen Behörde des Fürsten zu thun habe, sondern nur unmittelbar unter ihm selbst nnd seiner höchsteigenen Revision stehe; so, wie er auch nur vom Fürsten selbst und nicht aus der Domainencasse seine Besoldung beziehen wolle. Alles fand unbedingte Genehmigung.

Das Ganze gewann zusehends, bei'm rascheren Betriebe, seitdem die Direction und Geschäftsführung ausschließlich von R. abhing; auch der Debit mehrte sich ansehnlich, da die gefertigten Vitriole sich durch einen höheren Grad von Güte, wie durch ihr Aeußeres, empfahlen Der Fürst kam zum öftern selbst, sich vom guten Fortgange zu überzeugen; und so war es denn auch von keinem Einfluß und wurde nicht beachtet, wenn der Factor und die übrigen Officianten, die jetzt unbedingt von R. ressortirten, durch falsche Insinuationen dem neuen

Geschäftsgange und Randels Absichten entgegen zu wirken suchten. Ehe sie von den veralteten Begriffen und dem gewohnten Schlendrian wichen, setzte es manchen harten Kampf; aber die gute Sache behielt die Oberhand, und das Vertrauen des Fürsten nahm zu, da um diese Zeit, auch im Betreff des fürstlichen Münzwesens, durch Randels Einrathen vortheilhafte Bestimmungen statt fanden.

Eines Abends, wo R. vom Fürsten aus Ballenstädt zurück kam, fand er bei der Nachhausekunft einen Mann seiner warten, der ihm von seinem Freunde auf dem Geisthofe einen Brief überbrachte. Sein Aeußeres zeigte von Dürftigkeit; aus seinen Gesichtszügen sprachen tiefer Gram und Kummer. Er hieß Nicolaus Kokular, und war einer der Unglücklichen, die bei Suwarows Sturm auf Praga, der Vorstadt Warschau's (1794), bei welchem mehr als dreitausend Menschen das Leben verloren, aus dem blühendsten Wohlstande in bittere Armuth versunken waren. Ohne alle Aussichten für sich und die Seinigen hatte er sich an einen Freund in Posen gewandt, der ihn mit einigem Reisegeld unterstützte und ihm rieth, sich nach Dessau an einen Herrn von Randel zu wenden, der sich auch ihm, einem unglücklichen Schiffbrüchigen, vor vielen Jahren in Holland äußerst liebevoll und als ein wohlthätiger Freund erwiesen, und dessen Rathgebungen er seinen erneueten Wohlstand verdanke *). Der arme Kokular hatte die Wege nach Posen und von da nach Dessau, wo er Ran-

*) Man sieht, daß Kokulars Freund in Posen wol kein anderer als Walther seyn konnte, den R. bei seiner Ankunft aus Westindien im Texel fand und ihm damals, neben baaren Unterstützungen, den Unterricht zu verschiedenen Fabrikunternehmungen mittheilte.

wetter einfiel und R. plötzlich verreisen mußte, ohne eine vorherige Anzeige davon dem Fürsten machen zu können. Eines Morgens nämlich (es war am 5. Aug 1797) kam ein königlicher Kammerwagen mit vier Pferden bei der Silberhütte vorgefahren, dessen Vorreiter ihm ein Schreiben aus dem Cabinet, mit dem Beischluß von hundert Ducaten, überbrachte, in welchem R. ersucht wurde, ungesäumt nach Potsdam zu kommen. Seiner Majestät war nämlich bei Ihrer Krankheit der Gebrauch der Lebensluft verordnet, und sowohl die H. H. Medic. Räthe Klaproth und Hermbstädt, als der k. Leibarzt Geh. R. Selle, hatten geäußert, daß die chemische Bereitung der wahren Lebensluft, nach engl. Art, von Niemand in solcher Vollkommenheit als von dem von Randel in Dessau zu erwarten sey *). Es geschah also auf höchste Veranlassung, wenn man ihn ersuchte, in dieser Hinsicht, sobald nur immer möglich, nach Potsdam zu kommen. Noch war jenes Schreiben mit einem andern von Klaproth begleitet, der ihm meldete, wie es gekommen sey, daß man ihn dem Könige zu diesem Behuf in Vorschlag gebracht, und R. möge doch ja bei den mißlicher werdenden Gesundheitsumständen desselben die Reise nach Potsdam zu beschleunigen suchen; wie denn auch dafür gesorgt sey, daß er in dieser Rücksicht überall unterweges Relais finden werde.

So schien denn für R. nichts dringender, als die erforderliche Wäsche und Kleidung einpacken zu lassen und seine Abreise zu beschleunigen. Die Veranlassung zu seiner eilfertigen Abreise behielt er sich

*) Diese Aeußerung bezog sich auf eine frühere Unterredung mit R., über die Anwendung der Lebensluft in Krankheitsfällen und über deren, ihm bekannte, zweckmäßigste Bereitungsart.

von da an einen der eifrigsten Anhänger des unglücklichen Königs abgab und ernstlich darauf dachte, wie dem drückenden Geldmangel desselben abzuhelfen sey. Der arglose R. bemerkte nicht, daß es rund um den König her gedungene Aufpasser gäbe, die von jeder seiner unschuldigsten Handlungen, wie von jedem, der sich in Person ihm nahete, unbemerkt genaue Kundschaft nahmen *). Aber dergleichen Rücksichten änderten in Randels Handlungsweise nichts; er ruhete vielmehr nicht, bis er einen reichen Particulier, der sein guter Bekannter war, dahin gebracht sahe, daß er dem Könige, gegen seine Handschrift, zu zweien Malen fünftausend Thaler vorstreckte **), bei deren Auszahlung R. jedesmal, dem Abkommen gemäß, als Zeuge zugegen seyn mußte.

Zu den Verbesserungen auf der Silberhütte, die nach den Anträgen des R. vom Fürsten genehmiget waren, gehörte auch der Bau eines zweckmäßig einzurichtenden Schwefelofens, dessen Mauerwerk ungefähr schon bis zu der Höhe, wo die Wölbung beginnen sollte, aufgeführt war, als lange anhaltendes, für den Bau nachtheiliges, Regen-

*) So konnte es seyn, daß damals vielleicht auch R. beobachtet war und sein Name längst im schwarzen Register gestanden, ehe das Unglück vom Jahr 1806 über ihn ausbrach. Zum wenigsten glaubte R. davon fest überzeugt zu seyn, und einige Umstände bei der Plünderung schienen es fast zu bestätigen.

**) Was nach der damaligen Lage für ein äußerst gewagtes Darlehn gelten konnte und wol nur durch Randels Interposition bewirkt seyn mochte. Um so mehr verdient es aber auch gerechte Anerkennung, daß (nach der Versicherung unsers R.) jene Handverschreibungen Ludwigs bei seiner Throngelangung, und zwar mit Beifügung einer ansehnlichen Gratification (statt der Interessen), unerinnert abgelöset worden.

wetter einfiel und R. plötzlich verreisen mußte, ohne eine vorherige Anzeige davon dem Fürsten machen zu können. Eines Morgens nämlich (es war am 5. Aug 1797) kam ein königlicher Kammerwagen mit vier Pferden bei der Silberhütte vorgefahren, dessen Vorreiter ihm ein Schreiben aus dem Cabinet, mit dem Beischluß von hundert Ducaten, überbrachte, in welchem R. ersucht wurde, ungesäumt nach Potsdam zu kommen. Seiner Majestät war nämlich bei Ihrer Krankheit der Gebrauch der Lebensluft verordnet, und sowohl die H. H. Medic. Räthe Klaproth und Hermbstädt, als der k. Leibarzt Geh. R. Selle, hatten geäußert, daß die chemische Bereitung der wahren Lebensluft, nach engl. Art, von Niemand in solcher Vollkommenheit als von dem von Randel in Dessau zu erwarten sey *). Es geschah also auf höchste Veranlassung, wenn man ihn ersuchte, in dieser Hinsicht, sobald nur immer möglich, nach Potsdam zu kommen. Noch war jenes Schreiben mit einem andern von Klaproth begleitet, der ihm meldete, wie es gekommen sey, daß man ihn dem Könige zu diesem Behuf in Vorschlag gebracht, und R. möge doch ja bei den mißlicher werdenden Gesundheitsumständen desselben die Reise nach Potsdam zu beschleunigen suchen; wie denn auch dafür gesorgt sey, daß er in dieser Rücksicht überall unterweges Relais finden werde.

So schien denn für R. nichts dringender, als die erforderliche Wäsche und Kleidung einpacken zu lassen und seine Abreise zu beschleunigen. Die Veranlassung zu seiner eilfertigen Abreise behielt er sich

*) Diese Aeußerung bezog sich auf eine frühere Unterredung mit R., über die Anwendung der Lebensluft in Krankheitsfällen und über deren, ihm bekannte, zweckmäßigste Bereitungsart.

vor, dem Fürsten von Potsdam aus zu melden. Die Casse und die Bücher wurden dem Factor übergeben und dieser, nebst den übrigen Officianten, angewiesen, den weiteren Befehlen des Fürsten entgegen zu sehen. Sämmtlichen Hüttenofficianten schien übrigens Randels Abreise räthselhaft und sehr bedenklich; sie schüttelten die Köpfe, und Mehrere wollten sogar Wetten eingehen, daß R., da er gesehen, daß es mit dem Bau des Schwefelofens nicht gelinge, sich lieber bei Zeiten aus dem Staube gemacht und schwerlich je wiederkommen werde. Der Factor aber setzte sich augenblicklich zu Pferde, um von diesem Vorgange dem Fürsten Rapport zu machen, wo er denn seinen Bericht mit vielen anzüglichen Bemerkungen über das Benehmen des R. und das Fehlerhafte des Ofens begleitete. Der Fürst hörte alles an, und erklärte sodann, daß er sein Urtheil über die unerwartete Abreise des R., bis dieser ihm geschrieben, dispensiren wolle; da er aber mit dessen Benehmen stets zufrieden gewesen, auch in Absicht der Geschäftsführung mit Niemand sonst zu thun haben möge, so wolle er durchaus nicht, daß man sich hämische Urtheile über R. oder gar Invectiven erlaube. Der Factor solle in der von R. eingeleiteten Ordnung mit den Hüttenarbeiten fortfahren, den Bau des Ofens aber vor der Hand sistiren und die aufgeführten Mauern, zum Schutz gegen den Regen, von oben mit Brettern überlegen lassen.

In Potsdam wurde R. mit großem Verlangen erwartet, da auf das von ihm herbei zu schaffende Mittel die allgemeine Erwartung gerichtet war. Die von Weltkenntniß zeigende, ungezwungene Art, nebst der Loyalität des Benehmens, womit sich R. hohen, wie niederen Personen zu seinem Vortheil zu zeigen wußte, hatten ihm eine ausge-

zeichnet gnädige Aufnahme gesichert. Besonders interessirte sich die Gräfin Lichtenau für ihn, durch die er in aller möglichen Art für seine gute Aufnahme und Bequemlichkeit gesorgt fand. Den König fand er zwar sehr krank, doch ziemlich heiter an Geist und in einer Stimmung, in der man wol von seinen Umgebungen unterhalten zu seyn wünscht. Am Krankenlager befand sich Selle; auch Klaproth und Hermbstädt wurden herzu gerufen, und da Randel, auf Befragen, die Bereitung der verordneten Lebensluft in der erforderlichen Art unbedenklich über sich nahm, so wurden sofort im Cavalierhause des Marmorpalais, (in welchem sich der König während seiner Krankheit befand) außer mehreren Zimmern zur Wohnung, eine große Küche als Laboratorium angewiesen. Auch wurden ihm, vom Könige selbst, zwei Hoflakaien zur Bedienung, auch einige Leute als Gehülfen bei den chemischen Arbeiten zugegeben. Die allgemeine Erwartung war gespannt, und schon desselben Nachmittags wurde, in Klaproths und Hermbstädts Beiseyn, zur Sache geschritten. Gleich der erste Versuch gelang über Erwarten, und man fand die Lebensluft so ganz von den erforderlichen Eigenschaften und Güte, daß mit ihrer Einwirkung auf den Gesundheitszustand des Monarchen ungesäumt vorgeschritten wurde.

Einstimmig war der Beifall, der unserm R. zu Theil wurde. Sein Credit war nunmehr befestigt; vorzüglich wurde er vom Könige selbst mit herablassendem Vertrauen und vieler Achtung behandelt, und die diätetischen Regeln, welche R. angab, wurden von diesem Tage an mit gewissenhafter Genauigkeit befolgt, da Selle und Hermbstädt sie der Cur angemessen erklärten. Randeln blieb zu jeder Stunde des Tages, wie bei Nacht, der Zu-

tritt zum Krankenlager des Königs frei, und der König fand die Unterhaltung des erfahrenen, vielgereis'ten Mannes so werth, daß er ihn fast immer um sich zu haben wünschte. Die Gräfin L., die je länger, je mehr auf ihn hielt, hatte gleich bei einer der ersten Audienzen den König aufmerksam auf sein Alter gemacht und daß er vielleicht nicht lange stehen könne; es wurde also stets bei seinem Eintreten ein Stuhl für ihn zum Bette des Königs hingerückt. Sogar auch darauf war Rücksicht genommen, daß er ein leidenschaftlicher Raucher war. In den Zimmern, die er bewohnte, standen auf allen Tischen Teller mit dem besten Knaster, neben schon gefüllten Pfeifen und brennendem Licht, und der Thee wurde stets in Maschinen warm erhalten, Mittags und Abends aber stand für ihn und die Herren Selle, Hermbstädt und Klaproth (wer grade von ihnen sich in Potsdam befand) ein Tisch mit Speisen und Wein von der königl. Tafel servirt.

Da die Unterhaltungen des R. mit dem kranken Könige oft viele Stunden wegnahmen, so wurde er von der Gräfin und dem Monarchen selbst erinnert, sich durchaus nicht das gewohnte Pfeifchen abgehen zu lassen. Ja, der Monarch ging gar so weit, ihm in seiner Gegenwart das Rauchen erlauben zu wollen, was R., wie natürlich, zwar nicht annahm, aber um so öfter stundenlang in sein Zimmer entlassen wurde, sich ohne Zwang nach eigener Neigung wohl zu thun. An vielseitigem Stoff zur Unterhaltung mit dem Könige konnte es übrigens R. wol nicht fehlen, zumal jener ihn gern von seinen Schicksalen auf den weiten Reisen und während seines mehrjährigen Aufenthalts in Westindien sprechen hörte. Aber worauf der König in der Unterhaltung öfters zurück zu kommen pflegte, war Ludwig der Achtzehnte in seinem Unglück und

wachen; alles war umsonst; und da auch die Gräfin der Meinung der Aerzte beitreten zu müssen glaubte, so schien nun der letzte Funke von Hoffnung für die Erhaltung des Monarchen erloschen. Nur einmal noch sah er den erhabenen Kranken, der ihn noch wohl zu erkennen schien. Die Gräfin war eben allein zugegen, daher R. einen Moment wiederkehrender Besinnung bei'm Könige ergriff, durch die eindringlichsten Vorstellungen ihn noch, wo möglich, für den Gebrauch kräftig wirksamer Reizmittel zu gewinnen; der Monarch aber, der stundenlang gegen fürchterliche Beängstigungen gekämpft hatte, war schon zu schwach und erwiederte kein Wort. Als die Aerzte hierauf eintraten und R., auf einen Wink der Gräfin, sich entfernte, begab er sich auf sein Zimmer, wo er sich betend auf die Knie warf. Wenige Stunden noch vergingen in schauerlicher erwartungsvoller Stille — und der Monach war verschieden.

Für R. war der 16. Nov. 1797 allerdings ein sehr entscheidungsvoller wichtiger Tag, indem (wie er es oft mit tiefer Rührung gestand) mit dem Todestage des Königs zugleich manche frohe Erwartungen für ihn untergegangen waren. Nicht bloß für die Millionen, denen R. in dem Beherrscher zugleich den Vater zu erhalten wünschte, — nein, auch für sich selbst, hätte er so gern die Existenz des Verewigten auf viele Jahre noch zu verlängern gewünscht: denn er war ja des Umtreibens auf der hohen gefährlichen Fluth des Lebens müde, und wünschte sich, nach so viel glücklich umschifften Felsenriffen, einen ruhigen Ankerplatz für sein übriges Leben *).

*) Ein Wunsch, zu dessen Gewährung mit dem Tode Friedrich Wilhelm II. jede Hoffnung zerrann. Minder-

Auch dem darauf folgenden Souper wohnte der König mit Heiterkeit bei. Die Gegenstände, Ludwig und die Emigrirten betreffend, wurden von neuem zur Sprache gebracht. Die Gräfin L., die ebenfalls sich in die Unterhaltung mischte, ließ hierbei unglücklicherweise den König, der mit vielem Appetit aß, ganz außer Acht und bemerkte nicht, daß er, in der Zerstreuung über das lebhafte Gespräch, eine vor ihm stehende Schüssel mit Schnepfenbutter fast ganz allein verzehrt hatte. Endlich ward sie es gewahr, und nahm, ohne auf den Unwillen des Königs zu achten, den noch verbliebenen Rest hinweg. Leider aber war das Schlimmste geschehen, und der Genuß der fetten, unverdaulichen Speise brachte auf der Stelle ein Uebelbefinden zu Wege; daher sofort die Leibärzte herzugerufen wurden. Auf ihre Verordnung wurde der Monarch sogleich zu Bett gebracht und die unter den Umständen dienlichen Mittel verordnet. Zwar bestand R. auf gemeinschaftliche Consultation mittelst einer Conferenz, und äußerte, daß unausbleichlich die schlimmsten Folgen eintreten müßten, wenn nicht ohne Säumniß durch Klystiren und durch Vomitiv Erleichterung hervorgebracht würde; was er aber immer mit dem wärmsten Eifer in Vorschlag bringen mochte und, als gut und zweckdienlich, volle Anerkennung fand, blieb dennoch unbeachtet, und die königlichen Aerzte versicherten, daß drastische Mittel, die bei jedem andern Patienten zum Zweck führen, wegen des persönlichen Widerwillens, den der König dagegen habe, hier durchaus keine Anwendung fänden. Eine Erklärung, die den R. beinah außer sich setzte, indem er bei Nichtberücksichtigung seines Raths die schlimmste Catastrophe gewiß herbeigeführt sah. Alle seine Anstrengungen, sein mehr als dreimonatliches Mühen, seine Nacht-

wachen; alles war umsonst; und da auch die Gräfin der Meinung der Aerzte beitreten zu müssen glaubte, so schien nun der letzte Funke von Hoffnung für die Erhaltung des Monarchen erloschen. Nur einmal noch sah er den erhabenen Kranken, der ihn noch wohl zu erkennen schien. Die Gräfin war eben allein zugegen, daher R. einen Moment wiederkehrender Besinnung bei'm Könige ergriff, durch die eindringlichsten Vorstellungen ihn noch, wo möglich, für den Gebrauch kräftig wirksamer Reizmittel zu gewinnen; der Monarch aber, der stundenlang gegen fürchterliche Beängstigungen gekämpft hatte, war schon zu schwach und erwiederte kein Wort. Als die Aerzte hierauf eintraten und R., auf einen Wink der Gräfin, sich entfernte, begab er sich auf sein Zimmer, wo er sich betend auf die Knie warf. Wenige Stunden noch vergingen in schauerlicher erwartungsvoller Stille — und der Monach war verschieden.

Für R. war der 16. Nov. 1797 allerdings ein sehr entscheidungsvoller wichtiger Tag, indem (wie er es oft mit tiefer Rührung gestand) mit dem Todestage des Königs zugleich manche frohe Erwartungen für ihn untergegangen waren. Nicht bloß für die Millionen, denen R. in dem Beherrscher zugleich den Vater zu erhalten wünschte — nein, auch für sich selbst, hätte er so gern die Existenz des Verewigten auf viele Jahre noch zu verlängern gewünscht: denn er war ja des Umtreibens auf der hohen gefährlichen Fluth des Lebens müde, und wünschte sich, nach so viel glücklich umschifften Felsenriffen, einen ruhigen Ankerplatz für sein übriges Leben *).

*) Ein Wunsch, zu dessen Gewährung mit dem Tode Friedrich Wilhelm II. jede Hoffnung zerrann. Mehrere

so daß er nun nach und nach, ohne besorglichen Nachtheil für's Werk, aus der bisherigen Verbindung heraustreten konnte *), indem ihm eine lebenslängliche Pension von dreihundert Thalern auf die fürstlichen Domainen versichert blieb.

Es trat hierauf für unsern R. ein Zeitraum von Jahren ein, in welchem er zwar, auf den Betrieb seines Geisthofs beschränkt, nebenher sich dennoch durch vielfachen Rath und Unterricht Andern nützlich erwies. Häufige Erfahrungen vom Undank der Menschen, woran es ihm hierbei nicht fehlte, änderten in seinem Benehmen nicht das Mindeste. Sein Wohlthätigkeitssinn blieb derselbe; denn da er selbst redlich dachte und den Stoff alles Guten, die Neigung zu wahrer Menschenfreundlichkeit, in seinem Innern trug, so glaubte er es nur mit guten Menschen zu thun zu haben, und belohnend für ihn selbst war es, an seinem Wohnort durch seine Rathgebungen verschiedene Unternehmungen mit Weinessig und starken Getränken dermaßen in Flor gebracht zu haben, daß deren Eigenthümer (zu welchen besonders R** und L*** gehören) in einer Reihe von Jahren mit zu den vermögendsten Handlungtreibenden des Orts zu zählen waren. — Noch verdient ein in diesen Zeitabschnitt fallendes Ereigniß erwähnt zu werden, das Randels zur Menschlichkeit hingeneigtes Gemüth tief niederbeugte. Zwei seiner Fabrikarbeiter, auf die

*) Die Silberhütte, die nach Randels Abgange mit allmälig verringerter Lebhaftigkeit in Betrieb erhalten wurde, ist, wie man gehört, weiterhin bald im Ertrage ganz zurückgekommen; wobei ungetreues und durchaus pflichtwidriges Verhalten des dem Werke vorgesetzten Beamten den Fürsten mehrseitig in großen Schadenstand versetzt und die strengsten Maaßregeln zur Folge gehabt haben soll.

er ihres Fleißes und ihrer Ordnung wegen ganz vorzüglich hielt, waren durch die Unvorsichtigkeit, vor dem Schlafengehen Kohlen in ihrem noch mit Glut angefüllten Ofen aufgeschüttet zu haben, während des Schlafs erstickt, und wurden des Morgens todt in ihrer Lagerstätte gefunden. So schleunig auch Wundärzte herbeigerufen und zu ihrer Rettung Anstalten gemacht wurden, so blieben doch die gegen seinen Rath angewandten Tabaksklystire ohne einige Wirkung *).

So kam denn mit den Jahren 1805 der unglückliche Krieg mit Frankreich zum Ausbruch, der als Folge der Unglückstage bei Jena und Auerstädt die Auflösung der preußischen Armeen veranlaßte und die von Friedrich dem Großen einst so fest begründet geschienene Monarchie bis nahe zum Abgrunde führte. Die Folgen wurden zunächst auch für das Dessauische und die daran grenzenden Lande auf das Aergste und Bedrückendste empfunden. Indeß schienen unter so vielen Individuen Wenige oder Keiner die Zornruthe des Schicksals, wie N., empfunden zu haben. War es zu großes Vertrauen auf die französische gentillesse oder sonst eine falsche Ansicht (was, da er selbst Soldat gewesen und so viele Erfahrungen gemacht, nicht wol begreiflich scheint): genug, er hatte, selbst bei der glaubwürdigen Nachricht vom Vordringen und Annähern der Franzosen, auf seine und seiner Effecten Sicherheit keinen Bedacht genommen, folglich noch weniger an eine Sauvegarde gedacht,

*) N. bedauerte es noch in späten Jahren, die gewaltsame Procedur mit so angreifenden Klystiren zugegeben und die Verunglückten, die noch nicht ganz ohne Anzeigen des Lebens waren, nicht mittelst Brechens und gelind ausleerender Mittel selbst behandelt zu haben.

Erst, als es beinahe zu spät war, indem die Gegend um den Geisthof schon von feindlichen Truppen durchschwärmt wurde, nahm er erst (seiner Versicherung zu Folge) Maßregeln, was er an Prätiosen und Sachen von Werth, als Uhren, Dosen, Ringen u. dgl. besaß, ingleichen sein Silberzeug, so gut es immer in der Eile möglich, zu verbergen und in Sicherheit zu bringen. Aber in Absicht der glimpflichen und menschlichen Behandlung, worauf R. gerechnet hatte, fand er sich ungemein getäuscht. Eine der größten Heeresabtheilungen lag in dieser und der dessauischen Umgegend mehrere Tage hindurch im Bivouak, indem sie alle vier und zwanzig Stunden von neuen Truppen abgelöst wurde. Ungeachtet das dessauische Land in die abgeschlossene Convention mit einbegriffen seyn sollte, wurde gleich ihr erstes Erscheinen mit Plünderung, Rauben und Verwüstung bezeichnet, und die isolirte Lage der Randelschen Besitzung schien vollends die Gefahr noch zu mehren; selbst die mit Sauvegarden versehenen Güter waren vor der ungezähmten Wuth des ersten Anfalls um nichts gesicherter gewesen.

R. war als ein Mann von ausnehmender physischer Kraft bekannt, von welcher Seite er sich bei mehreren Gelegenheiten ausgezeichnet hatte *). Die

*) Nur eines von Vielem anzuführen, hatte R. einst, bei Veranlassung einer freundschaftlichen Wette, es übernommen, die vier Ecken eines Tisches mit der Hand herunter zu schlagen, und als es geschehen war und sodann die vorige Wette um ein Ansehnliches dahin erhöhet wurde, daß R. doch nicht den Tisch selbst in der Mitte von einander schlagen könne, als wozu man ihm drei Schläge erlaubte, so gelang es ihm, mit einem einzigen Faustschlag den Tisch, in zwei Hälften getheilt, zu Boden zu werfen, worauf er den nicht unansehnlichen Betrag der Wette zu Ausrichtung eines freundschaftlichen *Abendschmauses* bestimmte.

ersten fünf oder sechs Mann, die in sein Zimmer drangen, fanden eben kein leichtes Spiel bei ihm, indem er sie, so mannhaft sie sich nahmen, einen nach dem andern, und mitunter zwei zugleich, zu Boden warf; diese Leibesübung, sobald sie sich wieder aufrafften, wiederholte er. Als er aber endlich sah, daß eine Menge anderer zu Thür' und Fenster eindrangen und kein Widerstand half, ließ er ab und verstattete, daß sie nun nach Gefallen stehlen und plündern möchten, indem er sie fortwährend mit den gehässigsten Schimpfnamen, wie sie ihm nur immer französisch oder deutsch in den Mund kamen, belegte. Bei ihrem Eintreten war er blos mit einer Weste bekleidet gewesen, die sie ihm aber, wie den Halskragen, bei'm Ringen und Boxen, vom Leibe gerissen hatten, so daß er mit entblößtem Hals und Brust fast einem Rasenden, einem Wilden glich. Durch sein Schelten und Toben, mehr aber noch durch die früher vertheilten Püffe und Faustschläge, waren seine Angreifer in Wuth versetzt; mehrere (besonders die Italiener, die am schlimmsten weggekommen waren) richteten die Gewehre auf ihn und droheten, ihn zu erschießen. Als er sie schon mit den Hähnen knackern hörte, brach er in wüthendes Lachen aus und trat mit geballter Faust vor ihnen hin. „Banditen, Schurken seyd ihr, aber keine Soldaten! — Hier! hier!" indem er die entblößte Brust ihnen hinhielt. „Schießt! wenn ihr das Herz habt, auf einen alten Kriegsmann zu schießen!" Keiner aber von ihnen drückte ab, denn sie wurden so eben ihren Hauptmann gewahr, der mit andern Officieren herbei kam und in der Thür bei diesem Auftritt den Zuschauer abgab. „Halt!" rief er, „ihr Bursche! Keine Thätlichkeit gegen den Mann hier! Wie ich von seinen Leuten höre, ist dieser Alte in

holländischen Diensten gewesen, und Officier!" und als die Italiener dennoch wieder ihre Gewehre auf ihn zu richten Miene machten, trat er mit entblößtem Degen vor ihm hin. „Wer ihn noch anrührt," rief er ihnen zu, „hat es mit uns zu thun! Merkt euch das! — Und Sie Kamerad, fassen Sie sich! Was geschehn ist, leider, das ist geschehn! Es ist Krieg!" — „Ihr nehmt mir ja doch Alles, ihr Diebe! rief R. den Italienern zu. Warum wolltet ihr denn vorhin mein Leben nicht?" — „Nein, Bei Gott, nein! Ihrer Person sollen sie so lange wir hier stehen, kein Haar krümmen! Ich bürge dafür! — Und nun, Marsch! Hinaus mit euch, ihr Welschen! den Augenblick!" ihnen die Thüre zeigend; und die Italiener brummten mürrisch vor sich hin, und verließen das Haus.

Ehe es aber bis dahin kam, war schon das ganze Haus vom Keller bis zum Boden umgekehrt, alle Schränke erbrochen, Wäsche und Kleider und was irgend von einigem Werth war, geraubt. Die Stubenöfen wurden zerschlagen, sogar die Dielen aufgebrochen und alles daselbst verborgen gehaltene entdeckt. Spiegel, Gläser, Geräthschaften und Küchengeschirr wurden zertrümmert, und was man von Betten nicht hinausgetragen hatte, zerhauen, daß die Federn umherstoben. Nicht so viel war ihm verblieben, mit anderer Wäsche und Bekleidung wechseln zu können, und um das Bivouakfeuer auf dem Hofe, das bei Tage, wie in den Nächten, in helle Flammen auflohderte, im Brande zu erhalten, wurden seine Bücher, wie seine Scripturen und für ihn schätzbare Correspondenz, nebst vielen schriftlich niedergelegten Bemerkungen, welche die Resultate seines Fleißes und früherer Studien enthielten und daher großen Werth

für ihn hatten, herausgetragen und mit angelegt *). Auch die Umzäumungen der beiden Gärten und des Hofes selbst wurden niedergerissen und nebst den Thüren und sonstigem Holzwerk dem bis zum dritten Tage unterhaltenen Feuer geopfert, um welches, sich zu wärmen (es war am 21. bis 23. Oct.), ein Theil der Mannschaft sich gelagert hatte. Da wurde denn auch, bis tief in die Nacht, gekocht und gebraten. Schon am ersten Tage war Randels kleiner Viehstand aufgezehrt worden, der, nebst dem Federvieh, aus einer Kuh und einem Schwein bestand; weiterhin schleppte man auch das Vieh aus dem nahen Vorwerk, die Bille, herzu, so daß die Officiere, die in Randels Hause lagen, keine Noth litten. Wenn diese aber ihren Wirth, der auf dem Strohlager im Winkel des Zimmers stille vor sich hin grollte und, mit geschlossenen Augen, an keiner ihrer Unterhaltungen Theil nahm, mit ihnen zu essen und zu trinken einluden, erwachte sein Aerger; er wolle nichts, hieß es, vom geraubten Gute, auf das der Fluch ruhe, genießen. Sie aber lachten, und ließen sich wohl dabei seyn.

Nur erst bei Nacht, wenn alles in tiefen Schlaf versunken, suchte er einige der Zerstörung entgangene Ueberreste von thönernem Geschirr zusammen, worin er sich in der Küche mühsam einige Tassen Thee bereitete und trank, indem er aus dem Stummel einer der zerbrochenen Pfeifen

*) Oft noch klagte er um den Verlust seiner von Börhaave geerbten Bücher, von denen damals leider nur wenige der Vernichtung entgingen. Diese wenigen aber, obwohl mit Bemerkungen von des B. eigener Hand durchschossen (wenn sie gleich in des R. Augen von hohem Werth waren), hatten das gewöhnliche Schicksal aller Bücher, und wurden in der Auction nach des R. Tode, als Macnlatur losgeschlagen.

von seinem umher verstreueten, mühsam zusammengelesenen Tabak rauchte und einige Krumen hartes Brot genoß, um sein Leben zu fristen. Noch in späten Jahren konnte man ihn nicht ohne Wehmuth von jener Leidenszeit sprechen hören, und unbegreiflich schien es dann, wie ein Mann von seinen heftigen Leidenschaften zuletzt das Unvermeidliche mit so viel Resignation ertragen hatte. Immer aber schien ihm jener Verlust der Börhaaveschen Bücher fast empfindlicher, als der seines Silbergeräthes und dessen, was er vor der Raubsucht zu bergen gesucht hatte.

Der Schlag des Schicksals, den er durch die Plünderung erlitt, hatte seinen Geist zu tief gebeugt. Von diesem Falle glaubte er, der zeither mehr Glücks- als Unfälle erfahren hatte, sich nie wieder aufrichten zu können. Sein Muth war wie gebrochen, und er sah auch nach dem Abzuge der Feinde keine Seele um sich, die ihm Trost verlieh. Seine Domestiken waren entflohn, sich vor den Mißhandlungen der Feinde zu retten; selbst sein getreuer Hofhund Phylax hatte die Anhänglichkeit an seinen Herrn mit dem Tode gebüßt. Zwei lange Unglückstage und Nächte waren vergangen, und er ging halb sinnlos und immer noch in dem Aufzuge mit zerrissenem Hemde und herabhängender Weste über den Ruinen seines frühern Wohlstandes umher, als er außerhalb am Hofthore mehrere Reiter gewahr wurde, die ihn bei dem Namen riefen. Er hatte eben einen jungen Bürgersmann (den nunmehrigen Hutmacher M**) bei sich, den Theilnahme und Mitleiden zu ihm geführt hatten. Mit diesem ging er jenen Angekommenen entgegen. Aber — welch' Erstaunen ergriff ihn, als er an der Spitze derselben den regierenden Fürsten, von einem seiner Gensd'armen und dem Staabstrom-

peter Th** begleitet, erblickte. Schon der Anblick des herbeikommenden R. hatte den hochherzigen Fürsten mit innigstem Mitleid ergriffen. Indem dieser ihm die Hand reichte und in tiefer Rührung sein erlittenes Unglück bedauerte, wobei er ihn auf Gott, den Herrn und Lenker der Menschenschicksale verwies, bot er ihm alle von ihm abhängende Unterstützung zu Erleichterung seiner Lage an. Bis zu Thränen gerührt vernahm er den Bericht über die ihn betroffenen Unfälle, worauf er lebhaft in ihn drang, nicht nur Unterstützung an Geld, sondern auch die Speisung von seiner Tafel anzunehmen. Aber R., ob er gleich mit Thränen für so viel Edelmuth dankte, lehnte beharrlich alle Anerbietungen des Fürsten ab, wobei er in die Worte ausbrach: „Ich vertrau' auf Gott, auf den Sie selbst mich verweisen, edler Fürst! *) Er prüfte mich, indem er mir nahm, was er mir gegeben hatte! und nun — halten Sie mir es zu Gnaden! erwarte ich keine Hülfe von Menschen! Sehn Sie auf meine Thränen, edler Fürst! Es sind die Zeugen meines innigsten Dankgefühls; aber Ihre mir so edelmüthig dargebotene Hülfe, Ihre Unterstützung — muß ich verbitten!" Hier entstand eine Pause, wo der Fürst ihn lange mit bedeutendem Blick fixirte und, indem er den Kopf schüttelte, das Mißvergnügen über die so bestimmt ausgesprochene Verweigerung kaum zu unterdrücken vermochte. „Nun denn, so nehm' ich mein Anerbieten zurück; aber, daß ich es gut gemeint habe, weiß Gott!" — „Der Sie," fiel Randel ein, „zum Werkzeug seiner Güte ersah! Aber ich habe blos die einzige

*) Der sel. R. war gewohnt, jeden, der zu ihm kam oder ihm begegnete: „Mein edler Freund!" anzureden. Das klang denn freilich zu Zeiten ganz eigen, ja komisch.

Bitte an Sie: Bleiben Sie mir gnädig!" — Hier wandte der Fürst sein Pferd, und mit den Worten: „So leben Sie denn wohl!" ritt er hinweg.

Der Fürst war indeß nicht ungnädig. Er kannte ja den R. und war von den wunderlichen Eigenheiten des sonst biedern Mannes unterrichtet. Auch fiel ihm bei, daß R. vielleicht nur seine Erbietungen nicht angenommen, weil sie ihm in Gegenwart Anderer gemacht wurden. Er ließ also bei seiner Zuhausekunft Randels besten Freund, den Reg. Rath R., rufen, den er beauftragte, ihm in seinem Namen zweihundert Thaler anzubieten, um sich in etwas wieder equipiren zu können. Aber auch R. bezweifelte die Annahme der fürstlichen Wohlthat; und so war es auch, denn Randel blieb hartnäckig bei der Verweigerung. Ein Benehmen, das freilich inconsequent und mit seinem Verstande in Widerspruch schien, da er, seine Blöße zu decken, schlechterdings dahin gebracht war, Schulden zu machen und bei Kaufleuten und Handwerkern zu borgen. Hier war aber ein Fall, wo sich ächte Freundschaft erweist; und Randel hatte viel Freunde. Alle seine Mitbürger standen in wohlwollendem Verhältniß zu ihm. Bei jüdischen und christlichen Kaufleuten fand er mehr Credit, als er bedurfte; jeder beeiferte sich, ihm mit Hülfserbietungen entgegen zu kommen, wie denn seine Lage, schon beim ersten Anblick, zum Erbarmen aufforderte *).

Seit den Unglückstagen der Plünderung ließ sich übrigens bei R. eine auffallende Sinnesände-

*) Um das erstemal zur Stadt zu kommen, wo er sich, so wie er war, nicht sehen lassen konnte, hatte er sich bei'm Thorschreiber, den er seit Jahren für's späte Thoröffnen jedesmal gut bedacht hatte, einen abgetragenen blauen Mantel und einen durchlöcherten alten Hut borgen müssen.

wahrnehmen; die Besitzung des Geisthofs
ch wurde ihm eben so sehr zuwider, als er
r daran gehangen, und, aus Vorliebe zu ihr
em damit verbundenen Fabrikwesen, so man-
derweitige ehrenvolle Erbietung von sich ge-
hätte. Wenn er nicht noch tiefer, wie er
war, in Schulden versinken sollte, sah er
Möglichkeit ab, die von den Feinden ruinirte
und den demolirten Fabrikofen wieder her-
en. In dieser Lage, wo ihm jede Gelegen-
um Verkauf seines Grundstücks willkommen
en wäre, befand er sich um so unglücklicher,
bei'm nähern prüfenden Blick auf sich selbst
r ward, daß er unendlich mehr verloren hat-
s ihm die Feinde je nehmen konnten. Er
ßte nämlich den Muth, das Gebäude seines
enen Glücks von neuem aufzurichten, und
(worauf alles für ihn ankam) das Vertrauen
selbst, das ihn bis dahin in Fällen der Wi-
rtigkeit aufrecht erhielt. Die Zügel, an denen
n Schicksal geleitet hatte, waren gleichsam
aus der Hand entfallen; das Schiff seiner
ungen trieb, masten- und steuerlos, auf den
ten Schicksalswogen umher. Da war kein
s Ufer, keine lachende Landschaft, keine Aus-
auf irgend einen Hafen der Ruhe mehr, die
inem Blicke darboten. Auch sein Freund, der
m, als solcher, während seiner öftern Abwe-
t vom Geisthofe, treu bewährt hatte, mußte
urch Pflicht und Verhältnisse gebunden, jeder
n Theilnahme an seinen Geschäften und selbst
Führung der Correspondenz entziehn; und wer,
ser Hinsicht, sich ihm substituiren ließ, fand
bei'm ersten Ueberblick der Randelschen An-
heiten, daß für ihn nichts mehr zu retten

Es hatte übrigens allgemeine Verwunderung erregt, wie gerade unter allen Einsaßen der Dessauer Umgegend R. der Einzige war, der das Schicksal einer beispiellos harten Plünderung erfahren mußte; aber noch am Morgen des Abmarsches der Feinde ward ihm der Aufschluß darüber durch eine Begebenheit, womit es sich (nach der eigenen Erzählung desselben) folgendermaßen verhielt. Es kam ein französischer Husarenofficier mit einer Ordonnanz bei'm Geisthof vorgeritten, stieg ab und begab sich gerade zu R. ins Zimmer, wo er aber, bei Erblickung Randels abgerissener Gestalt, verwundert an der Thür stehn blieb. Seine Frage war sofort, ob er Randel heiße und Besitzer des Geisthofs sey? Nach dessen Bejahung setzte er sich auf den Stuhl, den R. ihm präsentirte, und indem er ein kleines Portefeuille aus der Busentasche zog und darin blätterte, sagte er, ohne auf R. zu sehn: „Man scheint Sie übel mitgenommen zu haben. Wurden Sie vielleicht gar verwundet?" — „Nein!" erwiederte R. — „Nun, dann ist's noch gut! Immer geht's bei dergleichen so genau nicht ab." Jetzt notirte er etwas in sein Gedenkbuch, und fuhr dann fort: „Sind Sie nicht früher in der Gegend am Harz wohnhaft gewesen?" — „Ja," war die Antwort; „ich administrirte damals ein fürstlich bernburgisches Hüttenwerk." — „Ganz recht!" indem er nachsah. „Sie haben damals, glaub' ich, zum öftern die französischen Emigrirten in Ihr Haus aufgenommen?" — „Was ich nicht hindern konnte!" war die Antwort. „Sie brauchten Hülfe, hatten nichts zu leben, und ich gab, was ich hatte." — „Schon recht!" Sie sind aber auch," hier sah er wieder im Gedenkbuch nach — „mehr als einmal in Blankenburg bei Ludwig dem Achtzehnten gewesen?" — Randel stutzte

und schien verlegen. „Haben ihm Geldvorschüsse verschafft?“ — „Das hab' ich!“ (mit festerm Ton) „und hätt' ihm selbst Geld gegeben, wenn ich's gehabt hätte!“ — „Um so schlimmer! denn da! — und da! sehn Sie die Folgen davon!“ indem er auf die Zerstörung umher deutete, und noch etwas ins Gedenkbuch notirte. „Sie sind also weiter nicht verwundet worden? Wie?“ — „Nein! Nein! wie ich schon sagte!“ rief er mit Entrüstung. „Es schlugen zwar sechs welsche Lumpenkerl zugleich auf mich an und ich bot ihnen die offene Brust dar,“ — „da sprang aber,“ fiel lächelnd der Officier ein, „der biedere würtemberger Kapitain Horn vor Sie hin und nahm Sie in Schutz. Sehn Sie? auch das weiß ich!“ — R. stand von Erstaunen gefesselt und starrte ihn an; der Andere aber steckte ruhig sein Taschenbuch ein, stand auf und wollte sich empfehlen. Da nahm R. sich von neuem Muth, trat näher und sagte: „Darf ich nicht fragen, wen ich die Ehre gehabt, vor mir zu sehn?“ — „Das mögen Sie immer!“ hieß es. „Ich bin der Oberst Berger vom eilften Husarenregiment, und von deutscher Abkunft. Mein Auftrag übrigens ist vollbracht. Ich muß fort! Leben Sie wohl!“ — Er eilte hinaus, schwang sich auf's Pferd und in gestrecktem Galop ritt er davon. R. stand lange und sah ihm nach; es schien, als sey er von der Starrsucht befallen. *)

Wir kehren wieder zu Randels trauriger Lage

*) Vorstehende Erzählung ist wörtlich, wie ich sie von R. erhielt. Nichts in der Welt hätte ihn von der fixen Idee zurückgebracht, daß er blos wegen seines Benehmens gegen Ludwig und die Emigranten, und zwar unmittelbar auf Befehl des großen Machthabers selbst, die Plünderung erlitten.

Pl.

zurück, und wie es ihm weiterhin nach der Plünderung erging. Er hatte, wie er es auch dem Fürsten geäußert hatte, auf jede Hülfe von Menschen verzichtet, und leider war der sonst religiöse Mann nahe daran, sogar in seinem Vertrauen auf die göttliche Hülfe zu wanken, als sich ein Strahl des Lichts über seinen verdunkelten Lebenspfad verbreitete. Aus wohlthätigen Handlungen, die er einst absichtslos beging, war ihm, ohne es zu ahnen, eine segenvolle Saat der Dankbarkeit aufgegangen, und das zu einer Zeit, wo er mehr als je des Glaubens an die Menschheit bedurfte.

Es mochten seit der feindlichen Invasion kaum einige Monate vorüber seyn, als ein Brief von Nicolaus Kokular einging, worin dieser ihm meldete, daß er sich seitdem in Warschau mit einer Weinessigfabrik etablirt und einen glücklichen Zeitpunkt getroffen, in welchem seine Geschäfte den gedeihlichsten Fortgang gewonnen. Gott habe ihm wieder geholfen, und da R., durch seinen wohlthätigen Unterricht, das Werkzeug zu seinem wieder aufgeblühten Wohlstande geworden, so halte er es für heilige Pflicht, ihm seine Dankbarkeit zu beweisen. Es sey ihm nahe gegangen, die Nachricht von dem großen Unglück, das R. durch feindliche Plünderung erlitten, nur beiläufig von einem Durchreisenden, nicht aber von ihm selbst, erfahren zu haben, daher er denn die verspätete Zuschrift zu entschuldigen und um die Erlaubniß bitte, seinem Briefe eine Anweisung auf einhundert Thaler Geld (34 St. Dukaten), in Leipzig zu erheben, beischließen zu dürfen. „Da er," (waren seine Worte) „seiner edelmüthigen Freundschaft und Unterstützung alles, was er besitze, verdanke und seine Umstände es ihm verstatteten, so werde er von vier zu vier Wochen mit einer ähnlichen Rimesse fortfahren, um seinem Wohlthäter

wenigstens zu einigem Theil seine dankbare Gesinnung zu bethätigen, und wünsche übrigens, daß Gott die Gabe der Dankbarkeit mit seinem Segen begleiten wolle.

Man urtheile von Randels froher Ueberraschung, indem die Nachricht von Kokulars Wiedereinporkommen fast lebhafter auf ihn wirkte, als die Beihülfe des Geldes, so sehr er dessen bedurfte. Er dankte nun zwar dem redlichen Kokular, indem er zugleich jede weitere Geldsendung verbat; dieser aber, der keine Notiz davon nahm, fuhr um nichts weniger ununterbrochen mit den verheißenen Zusendungen fort, und ließ sich auf keine Beantwortung der Briefe ein, worin R. sie verbeten hatte. Der eigenen Versicherung des letzteren zufolge, mochten die nach Leipzig angewiesenen Remessen wohl die Summe von 17 bis 1800 Thaler erreicht haben, als R. endlich durch die Versicherung ihnen Einhalt that, daß seinem Mangel gänzlich abgeholfen sey und daß, da R. diese Zahlungen bisher gleichsam nur als Darlehen betrachtet habe, er nur unnöthig tiefer in Schulden gerathen würde und daher alles Ernstes, mit den bisherigen Wohlthätigkeitserweisen inne zu halten, bitten müsse.

Aber bald, nachdem Kokulars erster Brief eingegangen war, lief auch über Breslau ein Schreiben, ohne Orts- und Namensunterschrift, mit zweihundert Thaler ein, dessen Absender R. nie auszumitteln gewußt, obwohl es, allem Vermuthen nach, schwerlich ein Anderer als Walther in Posen seyn konnte. Diese Summe und Kokulars Unterstützungen hatten R. übrigens in Stand gesetzt, nicht nur die aus Noth gemachten Schulden abzutragen, sondern sich auch in mancher Rücksicht wieder bequemer und anständiger einzurichten, da er so eben eine Wohnung in der Stadt bezogen hatte. Bin-

nen kurzem fand sich denn auch ein Käufer zu seinem Geisthofe; leider aber, daß, unter den so ganz deteriorirten Umständen dieser Besitzung, R. auf keine günstigen Kaufbedingungen zu rechnen hatte. Sein Käufer war der Oberamtmann Kl., der als bloser Landwirth und technischer Geschäfte unkundig, nur als Speculant kaufte und, nach langen Unterhandlungen, kaum ein Geringes mehr dafür gab, als R. vor beinahe 45 Jahren (unmittelbar nach Endigung des siebenjährigen Krieges) bezahlt hatte. Noch kam hinzu, daß Kl. den Verkäufer mit den terminlich-regulirten Zahlungen des Kaufgeldes hinhielt, was diesen, dem die nur theilweise und unordentlich geleisteten Abzahlungen wenig helfen konnten, so bedrückte, daß er gänzlich mit ihm zerfiel, und Kl. von dem sich vorbehaltenen Rath und Unterricht des R. wenig oder keinen Nutzen zog, indem er nicht nur dessen Rathgebungen verkehrt benutzte, sondern auch, um Ersparnisse anzubringen, die Vitriolfabrication, statt mit Kupfer und Eisen, mit gehaltlosen Conglomeraten zu bewerkstelligen glaubte. Die auf solche Art gefertigten Fabricate fanden keinen Absatz, und die Arbeiten der Fabrik blieben zuletzt geraume Zeit eingestellt, bis es Kl. gelang, einen jungen Israeliten, M** Sch**, als Käufer zu finden, der das wieder in baulichen Stand versetzte Werk mit viertausend Thaler bezahlte, zum Glück aber, zu Erreichung des Zwecks, diensamere Wege einschlug und sich zuvörderst von R. über die Fabrication der Vitriole und Farben practischen Unterricht (gleichsam ab ovo) ertheilen ließ. Wenn nun gleich bei Bezahlung des dafür stipulirten Honorars manche Weiterung eintrat, so war es ihm doch mit Hülfe der erworbenen Kenntnisse gelungen, musterhaft gute Fabricate zu fertigen; worüber R. viel Freude empfand. Die Er-

wartungen und kaufmännischen Speculationen des neuen Fabrikbesitzers dagegen schlugen fehl, weil die Waaren, bei aller Güte, zu schlechte Bezahlung fanden, und es ihm unmöglich schien, mit den vielen entstandenen Fabriken, besonders den königlichen, die im Vortheil des Debits waren, Concurrenz zu halten. So entsank ihm der Muth; das Werk wurde, nach Verlauf weniger Jahre, immer lässiger betrieben; aber eben stand er im Begriff, unter sehr vortheilhaften Bedingungen ein Etablissement außer Landes zu übernehmen, womit es ihm bei der Güte der erzeugenden Fabricate unfehlbar gelungen seyn würde, — als ihn der Tod übereilte.

Die Lebensgeschichte unsers Raudel neigt sich hier allmälig zu ihrem Ende. Der Mann von anerkannten Fähigkeiten und Talenten, wie man ihn aus vorstehender Lebensgeschichte kennen gelernt, dem es unter den früheren, äußerst merkwürdigen Schicksalen nie an Erwerb und zureichendem Auskommen gefehlt hatte, so daß er sich bei mehreren Veranlassungen gegen Andere als uneigennütziger Beförderer ihres Wohls, ja, als Wohlthäter, erweisen konnte, versank gegen das letzte Jahrzehend seines Lebens — folglich zu einer Zeit, wo er sich der Früchte seiner vieljährigen Anstrengungen und der erwiesenen Gemeinnützigkeit vor Andern hätte erfreuen sollen — in Dürftigkeit und Mangel. Durch den Erwerb seiner Fabrik, obwohl er diese, besonders zuletzt, nur lässig betreiben ließ, war ihm doch früherhin wenigstens der tägliche Unterhalt versichert geblieben. Dennoch hätte er, bei veränderter, weniger liberaler Lebensweise, sich mit dem ihm gesicherten Einkommen seiner Pensionen einrichten können, zumal seit er, wegen geschwächten Gesichts, auf den ihm von

jeher nachtheiligen Zeitvertreib des Spiels Verzicht thun mußte. Dagegen aber hatte er sich der Neigung zum Lotteriespiel ergeben, indem er auf diesem trüglichen Wege für sein gesunkenes Glück Entschädigung zu finden wähnte. Zugleich der Willkühr untreuer Dienstboten überlassen und der so nöthigen Pflege im Alter beraubt, mußte er es jetzt bitter bereuen, keine für seine Bequemlichkeit sorgsame Gattin, keine treue Lebensgefährtin an seiner Seite zu sehn. Wie oft mochte ihm eine Zähre wehmüthiger Erinnerung an den Verlust seiner geliebten Constanze, in einsamen Nächten, das Auge genetzt, und er es bereut haben, dem einst bei ihrem Hinscheiden sich auferlegten übereilten Gelübde so gewissenhaft treu verblieben zu seyn! Er fühlte, daß die Welt für ihn nicht mehr die vormalige seyn könne, und daß er auf alles, was er früher als Ziel sich vorgesteckt gehabt, verzichten müsse. Dabei gab er fixen Ideen Raum und griff, dem Untersinkenden gleich, nach Strohhalmen, die ihn nicht retten konnten. Sobald Ludwig der Achtzehnte, nach den beschwichtigten Stürmen der Revolution, zur Regierung gelangt war, ließ er sein Erstes seyn, bei diesem um Ersatz seines durch die Plünderung gehabten Verlusts nachzusuchen, welchen er sich übrigens höher imaginirte, als er war. Er erinnerte den König an die Verhältnisse, worin er mit ihm in Blankenburg bekannt geworden war, er wandte sich an den Herzog von Angouleme, der sich seiner von Potsdam her ganz wohl erinnern mußte; und selbst die Verwendung der Herzogin von Berry wurde nachgesucht, aber alles vergebens. Von keiner Seite erfolgte Antwort; was ihm um so schmerzlicher war, als er sich (den obigen Anführungen zufolge) schlechterdings für ein Privatopfer der Anhänglichkeit an den König und

die Emigrirten hielt. Auch als er, nach oftmals wiederholten Schreiben, von Louvois, dem damaligen Hausminister des Königs, endlich eine Antwort erhielt, worin ihm geäußert wurde, daß, nach den bei'm Friedensschluß stipulirtermaßen von Frankreich gezahlten großen Summen allgemeiner Kriegsentschädigung, keine Rücksicht weiter auf Entschädigung individueller Fälle statt finden könne, glaubte er sich immer noch nicht beruhigen zu müssen, und nur, weil er mit seinen Reclamationen fortfuhr, wurde endlich durch die desfalls beauftragte französische Gesandtschaft am Wiener Hofe, von der Dessauischen Regierung Bericht über die Randelschen Reclamationen gefordert, und obwohl das Regierungsgutachten nicht zu Randels Nachtheil ausfiel, worauf denn R. im Wege der Solicitation sich immer von neuem in Erinnerung brachte, so sind doch seine erlittenen Unfälle, ungeachtet sich der Character des französischen Monarchen, in mehreren andern Fällen, zur Großmuth geneigt erwiesen, unberücksichtigt verblieben.

R. hatte endlich das hohe Alter erreicht, wo er sich der Feier seines hundertjährigen Jubiläums nahe befand, und desungeachtet wäre (in Rücksicht seiner durch schwere Krankheiten niemals geschwächten Körperconstitution) sein Ziel gewiß noch auf mehrere Jahre darüber hinaus zu verlängern gewesen, hätte er nicht, auf den Grund jener einst in Leyden erlangten medicinischen Halbkenntnisse, sich überall als Opponenten gegen Aerzte und ärztliche Methoden bewiesen, folglich auch gegen Arzneimittel jeder Art, selbst wenn sie sich nur auf Confortation beschränkten, unüberwindliche Abneigung geäußert. Außer dem Genuß einiger Tassen Thee wies er die letztere Zeit alle nahrhafte Speisen von sich. Bald äußerten sich fieberhafte Umstände bei

ihm; er lag, sobald er die Augen schloß, ohne eines ruhigen Schlafs zu genießen, in immerwährenden Fieberphantasien, und wurde bald so schwach, sich von seiner ärmlichen Lagerstätte nicht mehr entfernen zu können. Die Phantome, die während der Fieberphantasien ihm vorschwebten, wurden bei ihm, selbst für die Stunden, wo er einiger Besserung genoß, in Wirklichkeit verwandelt. Da klagte er denn seinen ihn besuchenden Freunden, daß man ihn verfolge, daß jeder, zu dem er noch Vertrauen gehegt, sich zurückziehe und als Widersacher sich zeige, was doch durchaus der Fall nicht war. Auf kein Zureden, sich zu beruhigen und etwas zur längern Unterhaltung seiner Kräfte zu genießen, wurde geachtet. Er blieb dabei, daß sein Ziel abgelaufen sey und er, selbst nach Gottes Willen, bei einem Alter von neun und neunzig Jahren, zur Lebensverlängerung nichts beitragen dürfe. Einer seiner vieljährigen Freunde, ein Arzt, besuchte ihn, auf dessen Vorstellung er zwar Medicin bereiten ließ, aber, als er fort war, keinen Gebrauch davon machte.

Der Biograph, dessen tägliche Besuche er angelegentlich wünschte, kam auch am Tage vor seinem Ende zu ihm, wo er bei wiederkehrender Besinnung sich mit ihm, wiewohl seine Stimme kaum noch vernehmbar war, unterhielt. R. hatte, nach dieser Unterhaltung, einige Minuten ruhig verbracht, als er seinem Freunde ein Zeichen zur Annäherung machte, auf eine gewisse Stelle zunächst der Thür des Zimmers wies, und mit starrem Blick hinsehend, ängstlich in die Worte ausbrach: „Da, Maruschka! Fort, fort, fort mit ihr!“ mit einer Bewegung, daß man sie fortschaffen solle; er verbarg dabei sein Gesicht in die Kissen, aus Furcht

vor dem Anblick*). Sein Freund, der nichts sah, wurde selbst von der phantasmagorischen Erscheinung, die doch nur ein Bild der Fieberhitze seines Freundes war, mit Schauer ergriffen. — Am Morgen des andern Tages wurde ihm die Nachricht, R. habe diese Nacht vollendet und sey nicht mehr. Als er bald darauf hineilte, war sein Leichnam noch nicht ganz erkaltet und das eine Auge hatte sich um ein merkliches wieder geöffnet. Sanft drückte des Freundes Hand es wieder zu, indem er wehmüthig sich zu ihm niederbeugte und, seine Stirne küssend, ihm das: Sit tibi terra levis! zuraunte.

Wer hätte wohl die Hülle des edeln Mannes, der einst von einem so thätigen, zu allem, was wahrhaft gut, sich hinneigenden Geiste belebt ward, ohne Gefühle der Ehrerbietung und wehmüthiger Rührung betrachten können! Das Gemälde seines Lebens konnte freilich — er war ein Mensch — nicht ohne Schattenpartien seyn. Auch er hatte große Eigenheiten und Fehler, die aber, mit seinem Character verwebt, nie als Fehler seines Herzens und, bei billiger Beurtheilung, nur für Temperamentsvergehungen gelten. Aus einer geschicktern Feder würde allerdings dem verdienstvollen, zugleich aber auch wahrhaft religiösen Manne, ein würdigeres Denkmal hervorgegangen seyn; aber mir bleibt das Bewußtseyn, wenigstens das geleistet zu haben, was ich konnte, da ich nur aus seinen fragmentarischen Mittheilungen schöpfte und

---

*) Dies also schien der Moment gewesen zu seyn, wo sich ihm das Bild jener unglücklichen Mohrin darstellte, deren Tod er sich vorwerfen zu müssen glaubte und die ihm einst zu erscheinen gedroht hatte. (Wir weisen hier auf die frühere Erzählung zurück.)

stets von seiner jedesmaligen Laune abhing. Dabei habe ich denn der Ueberzeugung folgen zu müssen geglaubt, daß es in Hinsicht eines Mannes, wie Randel war, mehr einer ausgeführten Biographie, als des bloßen Nekrologs bedürfe. Durch eine Reihe von mehreren Jahren mich seines Umgangs, seines Vertrauens und ich darf hinzusetzen, seiner Freundschaft erfreut zu haben, wird mir eine angenehme Erinnerung verbleiben; und, wenn Geister, die sich im Leben berührten und fanden, nach dem Rath des Ewigen auch dort zu einander sich hinneigen, sich wieder erkennen werden, so bleibt mir ja die Hoffnung der dort zu erneuernden Wiedervereinigung mit ihm. Ruhe denn wohl, mein Freund, in Hoffnung jenes geistigen Wiedersehens! Have, cara anima, have!

C. Plümicke.

Anton Johann Decker *),

Königl. dänischer wirklicher Etatsrath, Ritter vom Dannebrog, Bürgermeister und Stadtsecretair, wie auch Zollverwalter zu Oldesloe in Holstein, Director des combinirten adlichen Gutsgerichts daselbst, Justizarius des Gutes Tangstedt.

geb. den 8. Februar 1769.
gest. den 2. Januar 1824.

Er ward zu Itzehoe in Holstein geboren. Sein Vater, Prediger an der Hauptkirche daselbst, war wegen seiner großen Berufstreue allgemein bekannt und geachtet. Bei einer schwächlichen Constitution aber und fast ununterbrochenem Kränkeln wurde er durch die gewissenhafte Besorgung seiner Amtsgeschäfte zu sehr in Anspruch genommen, um auch für die Erziehung des Sohnes in dem Grade, als er gewünscht hätte, thätig zu seyn. Desto eifriger griff seine Mutter, eine gleich sehr durch Körper- und Geisteskräfte ausgezeichnete Frau, in dieselbe ein. Unermüdet that sie, was eine Mutter durch

*) Insofern Holstein unserm deutschen Vaterlande im weitern Sinne zugezählt zu werden pflegt und dies, zwar den Ereignissen und dem Wirkungskreise nach einfache, Leben Deckers einen wackern und thätigen Patrioten bezeichnet, möchte es nicht unpassend seyn, die schmucklose Darstellung, so wie späterhin die einiger andern Dänen, hier eine Stelle finden zu lassen, wie Freundesherz sich ersehnt, und den rühmlichst Genannten wohl mit Recht gebühren dürfte.

Beispiel und Lehre auf das kindliche Gemüth zu wirken vermag und ließ keine Gelegenheit unbenutzt, um seine glücklichen Anlagen zu entwickeln und seine Bildung nach jeglicher Richtung zu fördern. Sie liebte den einzigen Sohn auf's Zärtlichste, und setzte große Hoffnung auf ihn. Auch später, als er das älterliche Haus verlassen hatte, folgten ihre Liebe und ihre Wünsche unablässig ihm nach, und Segen und Glück für ihn blieb ihr stätes Gebet. — Es ist ihr die Freude geworden, den geliebten Sohn als glücklichen Familienvater und allgemein geachteten Staatsmann zu sehen, zugleich aber hat sie das schwere Schicksal erfahren, 82 Jahr alt, sein Dahinscheiden in die Ewigkeit zu erleben.

Deckers Aeltern hätten es am liebsten gesehen, daß er Theolog geworden wäre. Da er selbst aber eine entschiedene Neigung zur Jurisprudenz äußerte, so wurden ihm in dieser Rücksicht keine Hindernisse in den Weg gelegt. Er ging, nachdem er bis zum vollendeten 17ten Jahre die gelehrte Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, zur Universität ab, und studirte die Rechte 2½ Jahr in Kiel und 1 Jahr in Göttingen. Die zu seiner Ausbildung ihm dargebotene Gelegenheit nahm er eifrig wahr, vorzüglich widmete er den practischen Collegien und Disputationen bei Trendelenburg und Pütter großen Fleiß. Noch in späterer Zeit erinnerte er sich, wenn er auf sein academisches Leben zurück kam, dieser Uebungen mit besonderer Liebe, und schrieb ihnen stets einen vorzüglich günstigen Einfluß auf seine Bildung zu. — Nach beendigten Studien machte er bei dem Obergerichte in Glückstadt sein Examen, in welchem ihm der erste Character ertheilt ward.

Er ging jetzt, 21 Jahr alt, nach Copenhagen, um bei der deutschen Kanzlei daselbst eine Anstel-

lung zu suchen. Anfangs ward er nur als Volontair zu den Arbeiten zugelassen, nach einiger Zeit aber (1790) zum Kanzlisten befördert. Sein Fleiß und seine Kenntnisse, vor allem aber ein glücklicher Blick, der jede Arbeit beherrschte, förderten seine Bemühungen auf's Trefflichste und erleichterten ihm die ersten Schritte im practischen Leben gar sehr. Er erwarb sich die Zufriedenheit aller seiner Obern und besonders des damaligen Kanzleipräsidenten, des großen P. A. Bernstorf, der in ihm ganz den angehenden wackern Geschäftsmann erkannte und ihm besonderes Zutrauen schenkte. So wurde er denn auch, nach erst zweijähriger Anstellung bei der Kanzlei, zur Vollziehung eines mit nicht geringen Schwierigkeiten verbundenen Auftrages ersehen. Der, in die größte Verwirrung gerathene, Geschäftsgang der Landschreiberei auf der Insel Fehmern sollte baldmöglichst wieder in Bewegung gesetzt und die Ordnung hergestellt werden. Ohne Zögern mußte er von Copenhagen abreisen, um das neue Geschäft zu beginnen, welches er demnächst zur völligsten Zufriedenheit der Kanzlei und noch eher, als man erwartet hatte, beendigte. — Unterdessen war der bisherige Landschreiber auf Fehmern seines Dienstes entlassen, Decker bewarb sich um das Amt, und ward, sicher nicht ohne Rücksicht auf seine Verdienste um den augenblicklichen Stand der dortigen Geschäfte, im J. 1795, zum Nachfolger ernannt. —

Gewiß war es für einen jungen lebensfrohen Mann kein leichter Schritt, Copenhagen, wo ihn das Leben mit all' seinen Reizen umgaben, wo er in den angenehmsten geselligen Verhältnissen gestanden, mit dem von der großen Welt fast abgeschlossenen und in mancher Rücksicht öden Aufenthalte auf einer kleinen Insel zu vertauschen. Ganz

war auch Decker von diesem Gefühle nicht frei, indessen wußte er Verhältnisse zu würdigen und das Leben zu nehmen, wie es ihm der Augenblick bot. Ueberdies durfte er nicht befürchten, für immer auf Fehmern bleiben zu müssen, und fand sich daher um so williger in manche Entbehrungen des Augenblicks. — Sein neues Amt befriedigte ihn ganz; — bei nicht übermäßigen Geschäften gewährte es ihm ein reichliches Einkommen und stellte ihn zu seinen Untergebenen und zu andern Beamten, mit denen er in Beziehung kam, in das günstigste Verhältniß. Nach zwei Jahren schuf er sich, was er in seiner Lage am meisten entbehren mußte, eine eigne Häuslichkeit; er verheirathete sich mit einer Tochter des damaligen lübeckischen Bürgermeisters Krohn, mit der er bis an sein Ende in einer glücklichen Ehe gelebt hat. So sehr indeß hierdurch seine Lage gewonnen, so wurde doch eine vortheilhafte Veränderung, mit der er jetzt auch eine größere Annäherung an Lübeck, die Vaterstadt seiner Frau, zu erreichen hoffte, von Jahr zu Jahr für ihn dringenderer Wunsch. — Sehr willkommen war daher seine im Jahr 1801 entschiedene Versetzung nach der, nur 3 Meilen von Lübeck entfernten, holsteinschen Stadt Oldesloe, wohin er zu der dortigen Bürgermeisterstelle berufen ward, mit der zugleich das Stadtsecretariat und die Verwaltung des Zolles verbunden war.

Am 2. Januar 1802 trat er das neue Amt an; es war an demselben Tage, an welchem er 22 Jahr später dieser Stadt, für die er immer mit gleichem Eifer und gleicher Liebe thätig gewesen, durch den Tod entrissen ward. Fast schien es Deckers Loos zu seyn, daß er nicht, wie gewöhnlich bei Amtsveränderungen, in vorgefundener Ordnung fortarbeiten, sondern überall erst mit Unord-

nung kämpfen, und den angewiesenen Geschäftskreis von Neuem organisiren sollte. Hatte er auf Fehmern in dieser Rücksicht große Schwierigkeiten überwunden, so traten ihm hier noch größere entgegen. Eine heftige Feuersbrunst hatte d. 22. Mai 1798 beinahe die ganze Stadt verwüstet, und noch bei seiner Ankunft lag sie größtentheils in Schutt und Asche da. Das Unglück und die Verwirrung war hier nach allen Seiten entsetzlich. Deckers Vorgänger hatte wegen Altersschwäche seinen Abschied genommen; es war daher zur Wiederherstellung der Ordnung nur wenig geschehen, und fast die ganze Arbeit fiel jetzt auf ihn. Kaum war noch dem ersten größten Unheil des Brandes abgeholfen, und der Wunden waren noch viel, die der Linderung und Heilung bedurften. Dazu sollte nun der Wiederaufbau der Stadt betrieben, und die bürgerlichen Einrichtungen und verschiedenen Zweige der Verwaltung, die fast alle in der größten Unordnung da lagen, von Neuem belebt werden. Die Sorge für dies Alles, wenigstens die oberste Leitung und die Bewerkstelligung dessen, was durch die Feder geschehen sollte, fiel einzig auf Decker. Sein Beruf hier war nicht von geringer Schwierigkeit und nahm mehr als mittelmäßige Kräfte in Anspruch; glücklicherweise war aber auch D. der Mann, um ihn ganz zu erfüllen. Er hat hier unstreitig sehr viel geleistet und sein Erscheinen in Oldesloe, gerade in dieser unglücklichen Periode, war in jeder Hinsicht segensreich für die Stadt. — Kräftig und von den besten Erfolgen war auch seine spätere Verwaltung. Besonders hat er sich in den Zeiten des Kriegs unverkennbare Verdienste um die Stadt erworben, indem er manche schwierige Verhältnisse, in welche sie früher als Grenzstadt, manche augenscheinliche Gefahren, in

die sie später, während des feindlichen Ueberzugs von 1813 und 1814, gerieth, durch Klugheit und Geistesgegenwart von ihr abgewandt hat. Er war und blieb dieser Stadt, die gewissermaßen unter seinen Augen von Neuem geboren war, und sich unter seinen Händen erkräftigt hatte, durch alle Zeiten auf's Innigste zugethan, und machte sich die Beförderung ihres Wohls bis an sein Ende zur heiligen Pflicht.

Unterdessen hatte sich sein Geschäftskreis allmälich noch weiter verbreitet. Im Jahre 1806 war ihm die Direction des nach seinem Plane eingerichteten sogenannten combinirten adeligen Gutsgerichts übertragen. Neun benachbarte Güter in der Gegend von Oldesloe wurden, zufolge allerhöchster Verwilligung, in Rücksicht der Justizverwaltung gewissermaßen zu einem Ganzen verbunden, indem die damaligen Besitzer sich für immer zu gemeinschaftlichen, in Oldesloe zu haltenden Gerichtstagen, zu einer gemeinschaftlichen Gerichtscasse und einem gemeinschaftlichen Gerichtshalter, der damals Decker ward, vereinigt hatten. Im Jahre 1808 übernahm er außerdem das für sich bestehende Justiziariat des Gutes Tangstedt. —

Seine Geschäfte hatten durch diesen Zuwachs einen sehr bedeutenden Umfang gewonnen, besonders so lange auch die Zollangelegenheiten durch das napoleonische Continentalsystem sehr vermehrt und namentlich an den Grenzzollstädten, zu denen Oldesloe gehörte, durch mannichfache Verwickelungen erschwert wurden. — Indessen wird ihn schwerlich für die Verwaltung irgend eines seiner Aemter der Vorwurf der Nachlässigkeit treffen, er überließ keines ausschließlich einer fremden Hand, wie er überhaupt, so weit es die Möglichkeit zuließ, immer selbst thätig war. — Im ganzen Lande and

er in dem Rufe eines vorzüglichen Geschäftsmannes, und hatte allgemein großes Zutrauen. Er wurde daher häufig von Einzelnen zum Rathgeber gewählt, und oft mit der Besorgung schwieriger Angelegenheiten beauftragt. Ebenso wurden ihm von den höheren Behörden nicht selten außerordentliche Aufträge ertheilt und in späteren Jahren ist kaum eine Zeit vergangen, daß er nicht, außer vielen von ihm über fremdartige Gegenstände eingeforderten Berichten, in einer oder der andern Commission für Justiz und administrative Angelegenheiten aller Art, wenn nicht zugleich in mehreren Mitglied war. Besonders hat er in Zollsachen viele und schwierige Aufträge vollzogen. — Auch dem Könige war es nicht unbekannt geblieben, daß er an Decker einen seiner treuesten und gewandtesten Staatsdiener habe, und es sind ihm auch außer der Verleihung des Dannebrogordens (den 28. Jan. 1810) den allmäligen Rangerhöhungen vom Kanzleirath zum Justizrath, und dann zum Etatsrath (den 31. Juli 1815), mannichfache andere Beweise des königl. Wohlwollens gegeben, welches er im hohen Grade besaß. —

Im Jahre 1816 ward ihm die Auszeichnung, zum Mitgliede der zur Einrichtung einer ständischen Verfassung für Holstein nach Copenhagen zusammenberufenen Commission ernannt zu werden. So ehrenvoll dieser Auftrag war, so ist er doch in seinen Folgen für Decker höchst unglücklich geworden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die wiederholten beschwerlichen Reisen nach Copenhagen, welche die Vollziehung dieses Geschäfts, oft sogar in der ungünstigsten Jahreszeit, nöthig machte, den ersten Keim zu einer Brustkrankheit in ihn gelegt, der er später unterlag. Seit dieser Zeit fing er an zu kränkeln, sein starker Körper magerte zusehends ab,

er ward nicht selten auf's Lager geworfen und Achtsamkeit auf seinen Zustand ward ihm von nun an dringend empfohlen. — Seine Geschäfte litten aber hierunter nicht: — auch bei gelähmter Kraft nahm er alles auf's Genaueste wahr, setzte selten eine Arbeit aus, und suchte in seiner Wohnung zu thun, was ihm bisweilen sein Zustand an den regelmäßigen Orten außerhalb zu beschaffen verbot. — Inzwischen war sein Zustand immer bedenklicher geworden, und eine Badereise nach Wiesbaden ward für dringendes Bedürfniß erklärt. Decker selbst, so sehr er bis dahin allen außerordentlichen Mitteln entgegen gewesen, sträubte sich jetzt, ihre Nothwendigkeit fühlend, nicht länger. — Im Julius 1823 trat er die Reise an. Allein sie war leider nicht von bleibendem, höchstens von augenblicklichem Erfolge, indem das Wiedersehen alter academischer Freunde und manche angeknüpfte ihm sehr werthe Bekanntschaft, in der Erinnerung zur Erheiterung seiner letzten Lebenstage beitrugen. Diese aber waren und blieben ihm von nun an nur spärlich zugemessen; er lebte nur noch wenige Monate. Doch behielt er seinen Thätigkeitstrieb auch bei der entschiedensten körperlichen Schwäche bis an seinen Tod, und sein Lebensmuth verließ ihn erst mit dem letzten Athemzuge. Noch wenige Tage vor seinem Ende feierte er, nach alter Weise, im Kreise seiner Kinder und Enkel, das Weihnachtsfest. Es war ihm auch diesmal ein Freudenfest, doch war er wehmüthiger gestimmt, und schien es zu ahnen, daß er zum letzten Male seinen theuern Familienkreis um sich vereine. Wiederholte Blutverluste in den nächstfolgenden Tagen waren entscheidend für seinen Tod, jedoch ohne daß er selbst davon überzeugt war. Er glaubte sich immer noch stärker, als er es wirklich war, und konnte es sich nicht

versagen, an einem Geschäfte, dessen baldige Beendigung ihm sehr am Herzen lag, indem seine eigne Hand schon zu schwach war, vermittelst einer fremden Feder zu arbeiten. Dies war sechs Stunden vor seinem Ende. Er starb ohne Schmerzen im noch nicht vollendetem 55. Jahre.

Sein Leben gewährte das erfreuliche Bild einer höchst ausgezeichneten Geschäftsthätigkeit. — Bei strenger Rechtlichkeit vereinigte er gleiche Fähigkeit und Lust zur Arbeit auf eine seltne Weise. Er lebte und webte in seinem Geschäfte und hat in Umfang und Güte Ungewöhnliches geleistet. — Der Erholungen bedurfte er nur selten und suchte sie, besonders in späterer Zeit, am liebsten im Kreise seiner Familie; doch nahm er auch gern an größeren Gesellschaften Theil, in denen er, bei seinem fröhlichen Sinn und dem entschiedenen Talente, auch andere in diese Stimmung zu setzen, stets gern gesehen ward. Von Heftigkeit war er nicht frei, und mag durch sie manches verschuldet haben, doch war sein Gemüth zugleich voll tiefer Empfindung und Liebe; das Verschuldete innig zu bedauern, war ihm natürlich, wie überhaupt ein liebenswürdiges Gemisch von Kraft und Milde zu seinem Character gehörte. — Dem wahren Unglück war er stets ein bereitwilliger Helfer, aber ein Feind des Scheins, besonders bei dem, was die moralische Seite des Menschen betrifft, meist ungesehen und im Stillen. So hatte er auch über Gott und Religion seine festen, innig beherzigten Ansichten, doch nur für sich und nicht für die Welt. — Seinen Freunden war er ein treuer Freund, und wankte nicht in den Zeiten der Noth. An seinem Könige hing er mit wahrhafter Liebe und war seinem Vaterlande auf's Treueste ergeben. —

Sein Tod ist dem Staate ein wahrer Verlust und kein Schleswig-Holsteiner wird dem Andenken dieses Mannes seine Achtung versagen. Besonders aber sind die Einwohner der Stadt Oldesloe ihm ganz die Liebe und den Dank schuldig, von dem sie ihm während seines Lebens häufige Beweise gegeben und der auch im Tode ihm nachfolgt. — Wie sie seinen Verlust empfunden, das haben sie bei der Beerdigungsfeier beurkundet, wo die bürgerlichen Beamten der Stadt es sich nicht nehmen ließen, die irdischen Ueberreste ihres geschätzten Hauptes zur Grabstätte zu tragen, während fast die ganze übrige Bürgerschaft im langen Zuge der Leiche folgte; — sie haben es laut ausgesprochen in einer öffentlichen Bekanntmachung der deputirten Bürger (Altonaer Mercur vom Januar Nro. 8.) einer gewiß von allen gutgesinnten Bürgern herzlich gebilligten Würdigung seiner Verdienste um die Stadt. —

Dr. Ludwig Dankegott Cramer,

vierter ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Leipzig,

geb. den 19. April 1791.
gest. den 8. Januar 1824. *)

Baumersrode bei Freiburg an der Unstrut war sein Geburtsort. Sein Vater, Prediger des Orts, ertheilte ihm den ersten Unterricht und widmete sich dem talentvollen, lernbegierigen und lebhaften Knaben mit besonderer Liebe. Im 11. Jahre seines Lebens besuchte er die lateinische Schule des Waisenhauses in Halle, auf welcher er sich während seines sechsjährigen Aufenthalts durch Fleiß und Wohlverhalten die Zufriedenheit und Liebe sei-

*) Wohl geziemte diesem wackern Gelehrten, der in früher Jugend Mannichfaltiges leistete, Größeres noch für die Zukunft versprach, eine tiefer eingehende und erschöpfende Lebensschilderung. Da es indeß zu schwierig wurde, diesen Wunsch in seinem vollen Umfange erreicht zu sehen, so genüge uns an der klaren und gemessenen Darstellung, welche der in biographischen Zeichnungen so wohl geübten Hand des Dr. Illgen, seines Amtsnachfolgers, entflossen ist und in dem 163. Stück des Januarhefts 1824 der Leipziger Literaturzeitung abgedruckt steht, der noch einige aus der Allg. Kirchenzeitung (Februarheft 1824 Nr. 25.) entnommene Notizen beigefügt worden sind. Das Bild, das hierdurch unserm geistigen Auge vorgeführt wird, verleugnet auch in seinem kurzen Umriß nicht den wohlgefälligen Eindruck und läßt uns den Werth des Verewigten, dem Wesentlichsten nach wenigstens, erkennen.

ner Lehrer und Vorgesetzten in einem vorzüglich hohen Grade erwarb.

In dieser Zeit entwickelte sich auch sein zarter Körper auf eine ungemein schnelle Weise. Dieser Umstand legte vielleicht den Grund zu seiner spätern Kränklichkeit, wenigstens war der Verewigte geneigt, sie zum Theil davon herzuleiten. Zu Ostern 1808 bezog er die Universität Wittenberg. Hier schloß er mit mehreren an Geist und Gesinnung ihm gleichen Jünglingen namentlich mit Gerlach, jetzt Professor zu Halle, Spohn, nachher Professor zu Leipzig, Nitzsch, jetzt in Bonn, Spitzner in Erfurt, Weichert in Grimma, Friedemann in Braunschweig, Müller in Torgau und Lindemann in Zittau, ein enges Freundschaftsbündniß; von seinen Lehrern aber, wie von Nitzsch, Schleußner, Tzschirner, Winzer, Pölitz und andern, ward der feuerige und kenntnißreiche Jüngling sehr bald beachtet, hervorgezogen und ihres nähern Umgangs gewürdigt. Mit besonderer Wärme sprach er vornämlich von Pölitz, dessen weise und liebevolle Leitung er stets dankbar verehrte, und welchen er in mehr als einer Hinsicht seinen zweiten Vater zu nennen pflegte. Ihm verdankte er im Vereine mit andern seiner Jugendfreunde so manchen genußreichen Abend und die Aufnahme in das akademische Seminarium, das unter Pölitzens Leitung stand, verschaffte ihm die erwünschte Gelegenheit, seine Kräfte vielfach zu üben. Nächst der Theologie wurde er am meisten von der Philosophie angezogen; weniger sprach ihn Anfangs die Geschichte an, der er aber in der Folge ein hohes Interesse abgewann.

Im Jahre 1810 vertheidigte er bei einem Besuche, womit der unvergeßliche Reinhard zu Dresden die Universität erfreute, als Mit-

glied einer von Winzer geleiteten literärischen Gesellschaft, seinen ersten schriftstellerischen Versuch: Doctrinae Iudaeorum de praeexistentia animarum adumbratio et historia, (20 S. 4.) öffentlich; im folgenden Jahre aber überreichte er dem verewigten Oberconsistorialpräsidenten, Freiherrn von Ferber zu Dresden, bei dessen Anwesenheit in Wittenberg, im Namen des akademischen Seminariums, eine Abhandlung: Ueber den Mysticismus in der Philosophie, welche bald hernach in Nr. 35 und 36 des wittenberger Wochenblattes wieder abgedruckt erschien. In demselben Jahre 1811 ward er zu Wittenberg, unter dem Decanate des Prof. Pölitz, Magister, und bestand das Candidaten-Examen zu Dresden, bei welcher Gelegenheit ihn Reinhard, der ihn sehr lieb gewonnen hatte und seinen regen, wissenschaftlichen Geist zu würdigen wußte, ermunterte, sich dem akademischen Lehramte zu widmen. Diesem Winke folgend, habilitirte er sich den 22. April 1812 in Wittenberg, nachdem er zuvor nach den Gesetzen Wittenbergs in consessu facultatis philosophicae seine Probevorlesung über das ihm aufgegebene Thema: Utrum philosophia mystica indoli ecclesiae Protestantium adversetur, nec ne gehalten hatte, durch die Vertheidigung seiner gelehrten Abhandlung: De causis instauratae seculo XV. in Italia philosophiae platonicae (28 S. 4). Nicht ohne Beifall las er von 1812—1813 Moralphilosophie und die Anfangsgründe der hebräischen Sprache in Verbindung mit dem Hoseas. Kurz darauf ward er als Custos an der Universitätsbibliothek angestellt. Ungeachtet er jetzt schon zu kränkeln anfing und besonders über kleine Anfälle von trocknem Husten, so wie über Hämorrhoidalleiden klagte, so blieb

er doch heiter und arbeitete mit Anstrengung fort.

Tief schmerzte es ihn, daß er im Jahr 1813 wegen der Kriegsunruhen, die seine Berufsthätigkeit unterbrachen, sein geliebtes Wittenberg verlassen mußte. Von jetzt an hielt er sich theils im älterlichen Hause zu Zorbau bei Querfurt, wohin sein Vater als Prediger versetzt worden war, theils in Naumburg auf. Dieser Zeit seiner Muße verdankte die gelehrte Welt sowohl seine gehaltvolle Abhandlung (als Fortsetzung von Bretschneider's systematischer Darstellung der Dogmatik der Apokryphen, mit Bewilligung desselben): Versuch einer systematischen Darstellung der Moral der Apocryphen des A. T., welche zuerst im 1. und 2. Stücke des 2. Bandes von Keil's und Tzschirner's Analecten für das Studium der exegetischen und systematischen Theologie, und dann auch zu Leipzig 1814 als ein besonderer Abdruck erschien, als auch seine schätzbare Schrift: Ueber den schädlichen Einfluß des französischen Despotismus auf die Literatur der Deutschen. Quedlinburg 1815. Auf der Kanzel war er bereits in Wittenberg, und später in Thüringen und in Schmiedeberg, nicht ohne Beifall erschienen.

Nach der Vereinigung der Universität Wittenberg mit der halle'schen begann er seine academische Laufbahn von neuem. Bald aber erhielt er den Ruf zur vierten ordentlichen Professur der Theologie in Rostock, dem er zu Ostern 1817 folgte und die theologische Facultät zu Halle ertheilte ihm bei Gelegenheit des Reformations-Jubelfestes honoris causa die theologische Doctorwürde. In seinem neuen Wirkungskreise fühlte er sich höchst glücklich und nie gedachte er in der Folge Rostocks,

ohne zugleich die freundschaftliche, liebevolle Aufnahme, die er hier gefunden, mit dankbarer Rührung zu erwähnen. Kaum würde er sich daher wieder von Rostock weggesehnt haben, wenn das dortige Clima seinem Körper zuträglich gewesen wäre. Allein die rauhere Luft erschütterte seine Gesundheit von Neuem, und das sonst so wohlthätige Seebad machte ihn nur kränker. Indessen ertrug er die Leiden seines Körpers mit Geduld und Ergebung und stets auf Besserung hoffend, die ihm auch auf kürzere und längere Zeit zu Theil wurde, arbeitete dabei fleißig fort und schrieb Manches anonym, um das Urtheil des Publicums im Stillen zu vernehmen. Das meiste Aufsehn erregte im Mecklenburgischen seine treffliche Schrift: Freimüthige Beurtheilung der Schrift des Herrn Präpositus Schmidt in Lübz, „über Reform des geistlichen Standes zur nachwirkenden Feier des Reformations-Jubelfestes 1817. In näherer Beziehung auf Mecklenburg." Zunächst für die evangelische Geistlichkeit in Mecklenburg und alle diejenigen, welche sich für dieselbe interessiren und interessiren sollen. Von Θ—s. Berlin und Leipzig 1818. — in welcher Schrift er manches goldene, noch jetzt zu beherzigende Wort über Schule, Universität und Kirche und deren dringende Verbesserung durch kenntnißreiche, geschickte und religiöse Lehrer mit wahrer, heiliger Begeisterung aussprach.

Nach Keil's Tode 1818 erhielt er den Ruf nach Leipzig zur 4. ordentlichen Professur der Theologie, dem er zu Ostern des folgenden Jahres um so lieber folgte, da er hier seine geliebten Lehrer Tzschirner, Winzer und Pölitz, so wie seinen theuern Freund Spohn, als Amtsgenossen wieder fand,

und er unterhielt auch mit ihnen bis an seinen Tod die treueste und wärmste Freundschaft. Pro loco vertheidigte er den 21. Mai 1819 seine gelehrte Schrift: Historia sententiarum de sacra librorum V. T. auctoritate ad Christianos spectante. Commentatio I. Mit der 2. Commentatio lud er zum Anhören seiner Rede: De mysticismo veri protestantissimi infesto ein, womit er den 22. Mai seine Professur antrat. Beide Abhandlungen sollten die Einleitung zu einem größern Werke: De bibliologia in sacris N. T. libris proposita bilden, wovon er auch während seines Decanats von Michaelis 1822 bis dahin 1823 vier Commentationes herausgab, mit deren letzteren es aber noch nicht beendigt ist. In der Universitätskirche hielt er mehrere gehaltvolle Predigten, die sich durch Licht und Wärme gleichmäßig auszeichneten und einen um so größern Eindruck bewirkten, je kräftiger seine Stimme, je feuriger sein Vortrag und je ungezwungener hierbei Anstand und Haltung waren. Seine am Reformationsfeste 1820 gehaltene Predigt: Von der Religionsschwärmerei, ließ er, weil sie einige Mißdeutungen erhalten hatte, drucken. Sie steht auch in der Sammlung seiner in der Universitätskirche zu Leipzig gehaltenen Predigten, die er 1822 veranstaltete, und die zu den vorzüglichern neuester Zeit gezählt werden darf. Seitdem konnte er wegen zunehmender Kränklichkeit nur selten predigen.

Auch als academischer Lehrer wirkte er höchst segensreich. Seine Vorlesungen betrafen außer der hebräischen Grammatik vornehmlich die theologische Encyclopädie und Methodolgie, die biblische Theologie des N. T., die christliche Dogmatik und Dogmengeschichte, das dogmatische System der römisch-

und griechisch-katholischen Kirche und der Socinianer, so wie die practischen theologischen Wissenschaften: Homiletik, Katechetik, Pastoraltheologie und Liturgik, welche letztere er, nach Niemeyers Grundrisse der unmittelbaren Vorbereitungswissenschaften zur Führung eines christlichen Predigtamtes, vortrug. Obgleich alle seine Vorträge sich durch Klarheit, Präcision und Gründlichkeit auszeichneten, so wurden doch am meisten seine dogmatischen Vorlesungen geschätzt, weil er in diesen ganz besonders den Geist und das Gemüth seiner Zuhörer zu befriedigen verstand. Die Dogmatik war ihm überhaupt zum Lieblingsstudium geworden, das er daher auch bei Andern eifrigst zu befördern bemühet war. Zu dem Ende stellte er nicht nur jedes Halbjahr mit einem auch wohl zwei Vereinen von Studirenden dogmatische Examinirübungen an, sondern stiftete auch 1819 eine dogmatische Gesellschaft, deren Uebungen sowohl im Ausarbeiten von Abhandlungen, als im Disputiren er mit großer Liebe leitete. An der leipziger Literaturzeitung nahm er im Felde der Dogmatik und Homiletik von Zeit zu Zeit Antheil.

Cramer war ein ächter Christ im vollen Sinn des Worts, ein treuer würdiger Arbeiter im Weinberge des Herrn. Den hohen Anforderungen, die er an einen Religionslehrer ergehen ließ, strebte er selbst mit der gewissenhaftesten Sorgfalt zu genügen. Von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums auf das Vollkommenste überzeugt, suchte er auch seine Zuhörer für dasselbe zu begeistern und es ihnen für ihr ganzes Leben theuer und werth zu machen. Dabei kämpfte er (um sich seiner eigenen Worte zu bedienen) gegen alles dem heterodox-frivolen oder dem orthodox-mystischen Zeitgeiste huldigende Wesen. Wo sich ihm aber, in der Ge-

schichte wie im Leben, ein die Gesinnungen veredelndes und heiligendes und im Handeln sich bewährendes Christenthum kund gab; da fühlte er sich wohl, wenn auch die Verstandesansichten mit den seinigen nicht übereinstimmten. Aechte Religiosität war ihm überhaupt die Krone des menschlichen Lebens, die auch sein schönes Leben schmückte. Seinen Beruf als academischer Lehrer erfüllte er mit der größten Treue, ja mit Aufopferung seiner selbst.

Als Mensch mit seltenen geistigen Talenten ausgestattet, faßte er und behielt er sehr leicht. In seinem Umgange war er offen, bieder, herzlich und theilnehmend, und wo er helfen konnte, da half er durch Rath und That. Eine bisweilen sehr gesteigerte Lebendigkeit würden spätere Jahre wol gemildert haben, so wie die in seinen beiden letzten Jahren nicht selten sichtbare Reizbarkeit aus der Schwäche und den Leiden seines Körpers hervorging. Mit seiner Gattin, Ernestine Amalie, geb. Richter aus Zeitz, mit der er sich im Jahr 1819 verband, führte er eine höchst glückliche Ehe. Eine rührende Zärtlichkeit bewies er als Vater gegen seine beiden Kinder, als Sohn gegen seine im hohen Greisenalter lebenden Aeltern und als Bruder gegen seine drei Geschwister. Seine häuslichen Verhältnisse waren durch 200 Thaler jährlich von der Summe verbessert worden, welche die Landstände des Königreichs Sachsen, bei dem Landtage im Jahr 1820 und 1821, zur Besoldungserhöhung der untern theologischen und philosophischen Professuren vom 1. Januar 1821 an bestimmt hatten. Doch sollte er diese Vortheile nicht lange genießen, denn schon bald nach seiner Ankunft in Leipzig fing er an zu kränkeln. Er litt an Uebeln des Unterleibes und der Brust. Im Sommer 1822

trank er Struve's Brunnen in Reichel's Garten und im nachfolgenden Sommer brauchte er Franzensbad. Das letztere schien ihm zugesagt zu haben, er kehrte zu seinen Amtsarbeiten mit neuer Lebendigkeit zurück; bald aber sanken seine Kräfte immer tiefer, der Husten und die nächtlichen Schweiße nahmen zu; er magerte ab und sah am Anfange Decembers sich genöthigt, seine bis dahin mit großer Anstrengung fortgesetzten Vorträge über Dogmatik auszusetzen; doch ließ er noch durch seinen Famulus die ausgearbeiteten Theses den Zuhörern dictiren und erklärte einem Freunde noch wenige Tage vor Weihnachten: „erläutern wolle er die §§. nach seiner Genesung, wo er auch die ihm zugetheilten Schriften für die Literaturzeitung aufarbeiten wolle." Allein gegen das Ende des Jahrs schwand alle Hoffnung, ihn der Universität zu erhalten. Seine langen und schweren Leiden ertrug er auch diesmal mit ächt christlicher Geduld und Gelassenheit und wußte in derselben immer noch etwas Gutes zu finden und die Heiterkeit seines Geistes zu behaupten. Gern hätte er noch länger gelebt für die Seinigen und um des Guten mehr auf Erden zu fördern; doch ergab er sich in den Vaterwillen Gottes.

Aus seinem literärischen Nachlasse wird zunächst sein Grundriß einer formalen Encyclopädie und Methodologie der Theologie, dessen Abdruck der Verewigte bis auf den letzten Bogen noch selbst besorgt hat, erscheinen; an der von ihm beabsichtigten Herausgabe einer Ecclesiastik, welche darauf erfolgen sollte, verhinderte ihn jedoch sein allzufrühes beklagenswerthes Ende.

Dr. Friedrich August Wilhelm Spohn,

ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur zu Leipzig.

geboren den 16. Mai 1792.
gestorben in d. Nacht v. 16. — 17. Jan. 1824.

Wenn uns ein gerechtes inniges Weh schon dann ergreift, sobald wir einen Jüngling in der Blüthe seines Lebens dahin welken sehen oder wenn ein Mann in voller Kraft vom Schauplatz seiner Thätigkeit abgerufen wird und mit ihnen schöne Hoffnungen und treffliche Leistungen, die noch zu erwarten standen, in das dunkle Grab mit hinabgesenkt werden; so mehrt sich ungleich begründeter wie unser Schmerz so unsre Klage, wofern der Todesengel das Leben eines früh Ausgezeichneten zu bitterer Täuschung kurz vor dem Augenblick endet, da er im Begriff stand, der Welt ein geheimnißvoll verhülltes Räthsel zu eröffnen, das seit Jahrtausenden sich verborgen gehalten, und dessen Entdeckung, von so vieldenkenden Geistern fruchtlos versucht, von unzuberechnender Einwirkung in das Gebiet der Kunst und Wissenschaft sich verbreitet haben würde. Solch einen Schmerz und bittern Verlust sollte die gelehrte Welt insbesondere durch den baldigen Tod Spohn's erfahren. Um so gerechter ist es dagegen, was uns von diesem kurzen aber bedeutungsvollen und noch Größeres verheißenden Leben übrig geblieben ist, in dankbar wehmüthiger Erinnerung zu sammeln. Schon ist dies insbesondere durch eine

in den neuesten Heften der Zeitgenossen abgedruckte, gedrängte aber sinnige Biographie geschehn, so wie M. Seyffarth, jetzt außerordentlicher Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, seinem Freunde und Verwandten kürzlich erst eine lateinische Denkschrift mit liebevoller Sorgfalt gewidmet hat. Aus ihnen beiden sey uns vergönnt, Manches zum Behuf nachfolgender Lebensschilderung zu entlehnen.

Dem damaligen Professor der Philosophie und Prorector des Gymnasii zu Dortmund, M. Gottlieb Lebrecht Spohn, einem gebornen Eisleber, und seiner Gattin, Christiane Rosine Wilhelmine geb. Netto, wurde dieser hoffnungsvolle Knabe daselbst den 16. Mai 1792 geboren. Der in griechischer und lateinischer so wie in den morgenländischen Sprachen wohlbewanderte Vater (zuvor Vesperprediger an der Petrikirche zu Leipzig und Katechet und Privatdocent an der Universität daselbst) ward bald nach erlebter Vaterfreude als Professor der Theologie, Probst an der Schloßkirche und Consistorialassessor nach Wittenberg gerufen, um Reinhards Nachfolger zu werden, langte am Geburtstage seines Sohnes 1794 daselbst an, erkrankte aber plötzlich und starb den 2. Juni desselben Jahres. Auf diese Weise erhielt unser S. seine Erziehung in Sachsen und der Mutter fiel allein diese große Sorge anheim, bis sie sie späterhin im Jahr 1801 mit ihrem zweiten Gatten, dem Dr. der Theologie und Professor zu Wittenberg, Dresde, theilte. Sie brachten ihn den 11. November 1804 nach Schulpforta, und diese würdige Bildungsstätte bewies auch an ihm ihre allgemein anerkannten Vorzüge. Hier trieb er die Wissenschaften mit allem Fleiß, las oft lateinische und griechische Schriftsteller, den Homer vor allen, schrieb und disputirte lateinisch und griechisch zu-

gleich, auch im Hebräischen übte er sich, las häufig die Psalmen und übersetzte sie metrisch. Selbst mit dem Syrischen und Arabischen suchte er sich vertraut zu machen, während er im Englischen, Französischen und Italienischen bedeutende Fortschritte gewann. Dabei zeichnete und malte er, was ihm späterhin bei Fertigung geographischer Charten sehr zu statten kam; hier und da dichtete er auch in griechischer und lateinischer so wie in der Muttersprache. Er gehörte indeß zu den jugendlichen Geistern, deren innerer Gehalt nicht augenblickliches Aufsehen erregt, im Stillen aber desto gediegener sich ausbildet. Ihm genügten nicht die Aussprüche der Lehrer, er forschte selbst und ließ sich durch die größten Schwierigkeiten von seinem Privatfleiß nicht zurück halten. Die zarte Constitution seines Körpers vertrug dies aber nicht, er erkrankte und sah sich zu völliger Wiedergenesung genöthigt, eine Reise anzutreten. Schon damals neigte sich sein Vorsatz dahin, dereinst in des Vaters Fußtapfen zu treten und academischer Lehrer zu werden, und als solcher insbesondere die andere Hälfte des Propheten Jeremias, von dem jener den ersten Theil edirt hatte, heraus zu geben; er hat treulich Wort gehalten. In der Ueberzeugung, daß im Morgenlande noch viele Geheimnisse schlummerten, die noch immer nicht hinlänglich an's Licht gezogen wären, projectirte er mit einem gleichgesinnten Freunde, eine Reise nach Griechenland, der Türkei, Kleinasien, Syrien, Palästina, und für sich allein selbst nach Aegypten zu unternehmen, sobald er die academische Laufbahn vollendet haben würde. Voll schwärmerischer Hoffnungen schrieb er kurz darauf diesem seinem Freunde ins Stammbuch:

Wenn sich Muth und Jugendlust
In der Seele regen,
Ehern stemmt sich dann die Brust
Der Gefahr entgegen.
Muthig, Brüder, wenn sie dräut!
Nur im Kraftgefühle
Männlicher Beharrlichkeit
Kämpft man sich zum Ziele.

Schon damals bewies er einen sanften, ver-
ulichen Character, war heiter und gefällig, fern
Verstellung und Prahlerei, dabei ernst, wenn
inem ernsten Gegenstande galt, enthaltsam und
rrlich. Unter seinen Mitschülern zählte er kei-
Feind, ob er auch der Wahrheit und dem
hte nichts vergab. Unter den Lehrern hatten
Lange und Illgen besonders lieb, letzterer er-
lte ihn zu seinem Famulus und erhielt ihm
e liebevolle Freundschaft bis zu seinem Tode.
h erfreuete sich S. der Gewogenheit des dama-
n Kanzlers zu Zeitz und Curators der Kloster-
le, jetzt verewigten Oberconsistorialpräsidenten
Dresden, Baron von Ferber, dem er späterhin
seiner mühsam vollendeten Schriften dankbar
mete. Im 18. Jahre seines Alters kehrte er
das väterliche Haus nach Wittenberg zurück, um
Academie zu frequentiren und sich auf die Pro-
r der orientalischen Sprachen vorzubereiten. Sein
enschaftlicher Eifer, durch die trefflichsten Lehrer
eleitet, strebte auch hier im Stillen nach Um-
g und Tiefe des Wissens. Als Mitglied der
ologischen Gesellschaft, welcher er im J. 1802
etreten, erregte er die Aufmerksamkeit ihres wür-
n Directors Lobeck, der die ungewöhnlichen An-
n des Jünglings kräftig aufzumuntern und zu
erstützen wußte und hierdurch, wie durch seine
iehenden Vorträge, unsern S. entschieden dazu

bewog, sich nicht wie bis hierher der Theologie im Allgemeinen, sondern ausschließlich der Philologie zu widmen. Daher soll man auch nach Keil's Tode schon auf Spohn, als einen würdigen Nachfolger, bedacht gewesen seyn, wenn dessen Bescheidenheit nicht den Gedanken daran fern von sich gewiesen hätte.

Die griechischen und lateinischen Autoren blieben auch hier sein vorzüglichstes Studium, nur seinen Liebling, den Homer, ließ er unberührt, weil ihm Wolfs Prolegomenen denselben sehr verleidet hatten; doch nahm er ihn nach zwei Jahren wieder vor, um Wolfs Behauptungen näher zu untersuchen. Dies leitete ihn zum Studium der homerischen Geographie wie überhaupt zum Lesen der geographischen Schriftsteller, auch der christlichen und muhamedanischen; mit Liebe widmete er sich den Kirchenvätern und unter ihnen besonders dem Arnobius und Clemens von Alexandrien, welche er Theologen und Philologen ausnehmend empfahl. Dabei war er, der klösterlichen Eingezogenheit entgegen, jetzt der fröhlichsten Gesellschafter einer, voll Witz und Scherz, wobei er oft in Reimen beredtsam sprach und schrieb. Auch verstand er die Kunst, Gang, Mienen und Sprache Mancher so treffend nachzuahmen, daß er seinem Freundeskreis oft große Ergötzlichkeit bereitete; späterhin jedoch verdrängte das ernstere edlere Studium diese launigen Ausfälle. Der Vertrauten besaß er wenige, doch desto ausgewähltere, als: Jacobs zu Halle, Friedemann zu Braunschweig, Cramer in Leipzig, Nitzsch in Bonn, Gerlach zu Halle, Spitzner zu Wittenberg, Müller zu Torgau und sonst ihm nahverwandte Geister. Die Ferien benutzte er gewöhnlich zu Reisen, daß sein Körper gestählt werde, die künftige Anstrengung des männlichen Alters zu ertragen. Schon

damals verwendete er auch Nächte zu seinem Studium, da seine Gründlichkeit und nie sich selbst genügende Bescheidenheit nicht ruhte, an seine Arbeiten die Feile fortgesetzt anzulegen. Eine der ersten widmete er dem verehrten Lobeck.

In jener für Wittenberg unglücklichen Kriegsperiode 1813 wurde die Universität nach Schmiedeberg, einer zwei Meilen davon entfernten Stadt, verlegt, und unser S. verlor durch das Bombardement sein Haus und den größten Theil seiner Bibliothek. Zu dieser Zeit schlug er eine Lehrerstelle an der Provinzialschule zu Lyck in Ostpreußen aus, um Academiker bleiben zu können. Darauf habilitirte er sich 1815 in Leipzig, während er von Weimar, Danzig, ehrenvolle Anerbietungen und besonders von Rinteln den Antrag erhielt, Rector des dasigen Gymnasiums zu werden. Man suchte ihn für die Versagung jener Stellen durch ein ihm zugewendetes Stipendium, für diese durch die außerordentliche Professur der Philosophie 1817 mit Gehalt zu belohnen. Zuvor war er Custos der Universitätsbibliothek geworden und sah diese Stelle als eine günstige Veranlassung an, mit Hülfsmitteln zu seinem wissenschaftlichen Fortstreben sich versehen zu können.

Seine literärischen Beschäftigungen, denen er mit Geist und Eifer oblag, theilten sich in mehrere Zweige. Das Studium der alten Geographie war einer der ersten und dehnte sich so vielseitig aus, daß schon die Masse der dazu gemachten Vorarbeiten unsre gerechte Bewunderung verdient. Zeugniß seiner Gründlichkeit und Tiefe auch in diesem Fache gibt eine Abhandlung über Erdkunde des Mittelalters, die er zu seinem Habilitätsprogramm für Wittenberg erwählt hatte, dessen Erscheinen aber durch den kriegerischen Erfolg, welcher

sich auch über die Universität ausgebreitet hatte, verhindert worden war. Es hat sich jedoch unter den nachgelassenen Papieren gefunden und wird um so mehr durch seine öffentliche Bekanntmachung großen Antheil erregen, als wir wenig Befriedigendes über diesen Gegenstand besitzen. Ungleich größere Aufforderung zur Bearbeitung der alten Geographie erhielt er, als ihm die Weidmannische Buchhandlung in Leipzig die Besorgung der sogenannten Hudsonschen Geographi minores übertragen und den Bredowschen und andern gesammelten Apparat übergeben hatte und gewiß würde ein einziges Werk dieser Art erschienen seyn, da er es sich nicht geringen Aufwand kosten ließ, die interessanten Beiträge Furia's und Lord Guilfords zu erhalten. In der Einleitung zu dem von ihm zum ersten Mal edirten geographischen Compendium des Nicephorus Blemmydes, dem er einen Commentar voll ausgesuchter Sach- und Sprachbemerkungen beifügte, lieferte er den Plan hiezu, und diese Vorarbeiten lassen schon die Größe des durch die unausgeführte Unternehmung bereiteten Verlustes ahnen. Seine Beiträge zu Ersch und Grubers Encyclopädie bestätigen es ebenfalls. Er theilte die alte Geographie in drei Zeitalter. Das erste reicht vom Homer bis auf Hecatäus von Milet, das zweite vom Hecatäus und Herodot bis auf den Eratosthenes, auch das historische Zeitalter von ihm genannt, das dritte vom Eratosthenes und Strabo bis auf Maximus Tyrius und Ptolomäus, das wieder in das geometrische und astronomische zerfällt. Mit diesen Forschungen hing denn auch sein Werk über die Geographia fabulosa zusammen, welches durch sein specimen de agro Trojano angekündigt wurde und schon damals seinen Namen nach Griechenland, England, ja selbst nach

Amerika achtungsvoll hinüber trug. Es sollte diese Schrift Aufklärung ertheilen über manche dunkle Stelle, und manche irrige Ansichten älterer und neuerer Gelehrten berichtigen; schon waren zum Theil die Charten und Pläne gezeichnet und das Werk seiner Vollendung nahe. Die Ideen zu diesem Werke waren besonders durch seine Recensionen der Odyssee und des Hesiodus herbeigeführt worden. Seine meisterhaften Abhandlungen de agro Trojano und de extrema Odysseae parte, darin er Wolfs Ideen näher beleuchtete, geben zugleich die trefflichsten Belege von gediegener Anwendung niederer, historischer und grammatischer Critik und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit. Um so erfreulicher ist, daß die Recension der Odyssee, die er mehrmals seinen Zuhörern erklärt hat, als ein fast vollendetes Manuscript angesehen werden kann und zu wesentlicher Bereicherung der Critik über Homers Werk noch erscheinen wird. Seine emsigen Forschungen über Hesiod's Gedichte gab er durch die kleinere Ausgabe der Tage und Werke, mehr noch durch die seit 4 Jahren angefangene größere zu erkennen, die aber nur bis zu wenigen Bogen ihre Fortsetzung erlebte. Die scharfsinnige Sonderung des Aechten vom Unächten, die vollständige Aufführung der Zeugnisse der Grammatiker und der Commentar, in welchem Lesarten aus mehr als 60 Citaten gesammelt waren, dem noch die verbesserten Scholien beigefügt werden sollten, so wie die meisterhafte Erklärungsweise zeugten von hoher Trefflichkeit des zu erwartenden Ganzen.

Doch auch seine Annales aevi Augustei bewähren den Forschergeist dieses Gelehrten. Seinem historischen Blicke und gern in die Tiefe schauendem Geiste drängten sich nämlich reiche Ideen über den Zusammenhang der Gedichte jenes goldenen

Zeitalters mit den politischen Begebenheiten auf und er beabsichtigte, eine annalistische Geschichte der literärischen Bestrebungen der in jenem Jahrhundert lebenden Schriftsteller zu liefern, die nur dem genauesten, die geringste Kleinigkeit beobachtenden Fleiße möglich waren. An den unvollendet gebliebenen zwei academischen Dissertationen de vita et carminibus Tibulli, worin er das Leben dieses Dichters nach einem ganz neuen Plane zu untersuchen begann, den er ohnedies seinen zahlreichen Zuhörern zweimal nach der von ihm begründeten Aufeinanderfolge erklärt hatte, liegt uns schon ein Beweis dessen vor, was von diesem gedankenvollen über alles Maß sorgsamen und unermüdeten Forscher und Sammler zu erwarten stand. So sollte Ovid, über dessen bisher unbekannt gebliebenes Verhältniß zur Corinna er die überraschendsten Resultate gewonnen, dann Horaz, von dem er eine umfassende Ausgabe längst vorbereitet hatte, und in Betreff dessen ein Fragment, sein alphabetisch geordnetes Verzeichniß der sogenannten personae Horatianae, eine vollständige Ausarbeitung verdiente, der in vielen Beziehungen noch so räthselhafte Properz so wie der Juvenal beleuchtet werden. Alle einzelne Gedichte der damaligen Zeit, alle Briefe Cicero's hatte er bereits geordnet. Ein so mühevolles als höchst verdienstliches Werk. Seine zuletzt erschienenen lectiones Theocriteae in drei Programmen zeugen von inniger Vertrautheit auch mit diesem Dichter. Doch auch die Grundsätze der philologischen Critik selbst hoffte er in ein klares Licht zu stellen, wie er denn schon zwei Mal darüber academische Vorlesungen gehalten hatte. In ihnen suchte er nach der die verschiedenen Eintheilungsprincipien und Literatur der Critik prüfenden Einleitung ihr Wesen,

ihr Verhältniß zur Grammatik und Hermeneutik zu bestimmen, ging dann auf die niedere Critik über, wo er von den äußern Hülfsmitteln des Critikers sprach, die in diplomatische (Handschriften, Ausgaben und Variantensammlungen) und in historische (Scholien, Glossen, Marginalien, Paraphrasen, alte Uebersetzungen, Epitomatoren der Schriftsteller selbst und andere ihn anführende) zerfielen, die Regeln für Anwendung dieser Hülfsmittel angab, dann die innern Hülfsmittel der sogenannten Conjecturalcritik aufzählte, in Betreff der höhern Critik über die äußeren Gründe derselben, ihre Bestimmung, Umfang, innern Gründe, aus formellen und materiellen bestehend, und endlich über die Verbindlichkeit beider Gründe und die Urtheilsformen, deren sich die Critik bedienen kann, so theoretisch als practisch, so scharfsinnig als gelehrt im geordnetsten Zusammenhange sich verbreitete. Gleiche Erwähnung verdienen seine Studien über die Aechtheit mehrerer ciceronianischen Reden, die Geschichte der griechischen Poesie, über den Ursprung der Elegie und die frühesten elegischen und jambischen Dichter und über den der Comödie, und manches hielt doch noch der bescheidene Mann zurück, da es ihm zu einem gewissen Grade von Vollendung noch nicht gediehen zu seyn schien.

Doch die größte und ungetheilteste Aufmerksamkeit erregten seine Aegyptiaca, der große Versuch der Entzifferung, welcher alle bisherigen irrigen Versuche aufheben und an deren Stelle ein festes haltbares System setzen sollte. Die erste Veranlassung war folgende: Da S. dem Studium der Mythologie sich mit Liebe hingab, so lag ihm, dem alles selbstprüfenden Geiste, daran, zu erfahren, in wie weit griechische und orientalische Religionsbegriffe mit einander in Verbindung stehen,

jene diesen verdanken und überhaupt Aegypten als das Mutterland griechischer Cultur anzusehen seyn dürfte. Dahin konnte man nur gründlich gelangen, sah er wohl ein, indem aus der Quelle selbst, Aegyptens Sprache und Literatur, geschöpft wurde. Aber eben hier standen die altägyptische currente Hieroglyphenschrift, die man die hieratische nennt, und die aus wirklichen Buchstaben bestehende demotische (die eigentliche Schriftsprache) in ihrer geheimnißvollen Dunkelheit als seit Jahrtausenden nicht besiegte Hindernisse entgegen. Sein rastloser Eifer aber versuchte sich des ungeachtet, den letztern ihr schweigendes Geheimniß zu entlocken und endlich der Welt zur Freude und großem Gewinn zu offenbaren. Die berühmte Inschrift von Rosette, die ein Verein von Hieroglyphen, demotischer Schrift und griechischer Buchstaben, dem Scharfsinne den reichsten Stoff boten, aber von Vielen, im Gefühl ihrer Ohnmacht, als ein zu mühsames Räthsel stillschweigend übergangen worden war, gab ihm den ersten Schlüssel dazu. Hier waren nicht nur die einzelnen mit dem griechischen durchaus nicht völlig übereinstimmenden Worte der Steinschrift zu entziffern, er mußte sich selbst die Sprache erfinden und beide Endzwecke waren auf ein Mal zu verfolgen. Eine fast an das Unmögliche grenzende Aufgabe, für welche sich, wenn auch erfolglos nur bemühet zu haben schon ungetheilte Achtung dem Rastlosen gebührt hätte, der mit dem edelsten Eifer jede Ergötzlichkeit des jugendlichen Lebens sich versagte, Schlaf und Erholung abkürzte und ob auch durch sein Amt vielseitig in Anspruch genommen, doch still und bescheiden dem großen Ziele zuzueilen sich lebhaft beeiferte. Für solch ein fast unübersehbar schwieriges Unternehmen war unser S* ganz vorzüglich geeignet, denn ne-

dem Vorrath nicht gemeiner Sprachkenntnisse
der unermüdlichsten Beharrlichkeit belebte ihn
ganz besonderer Reiz zu allem, was schwierig
Dabei besaß er in einem hohen Grade die
icklichkeit, Schriften jeder Art, noch so schlecht
leichtfertig geschrieben, schnell zu entziffern
räthselhafte Briefe, deren Inhalt Andere ei-
ganzen Tag vergeblich beschäftigt hatte, so-
in völliger Auslegung vorzulesen. Doch
n wir ihn darüber hie und da selbst reden
. So schrieb er auf die Tafel, auf wel-
r die Hieroglyphen gezeichnet hatte, Folgen-
„Vergeblich ist es, die Hieroglyphen der In-
t von Rosette zu entziffern, so lange als man
optische nicht dechifferirt hat. Erst muß diese
der Dechifferirkunst enträthselt werden. Da
man denn — und dazu helfen die nomina
ria — das Alphabet heraussuchen und ist
geschehn, so nehme man die Hieroglyphen-
t vor und untersuche, ob sich aus ihr ein Glei-
finden lasse. Es scheint mir nämlich diese
oglyphenschrift nicht reine hieroglyphische Schrift,
ern alphabetisch zu seyn, d. h. nicht durch Bil-
Begriffe, sondern durch Zeichen Buchstaben und
te auszudrücken. Es ist wahrscheinlich, daß
Worte, (ägyptische mit den koptischen gleich-
ige) nur durch andere Zeichen in den Hiero-
hen ausgedrückt sind, möglich aber, daß (wie
skrit) auch die heilige Sprache, nicht blos die
en, eine andere seyn könne. Gewiß ist es
daß es nicht reine Hieroglyphen sind. Man
die Inschrift dann in ägyptische Worte auf-
zt und man hat das Alphabet dazu. Leichter
sich dies entscheiden lassen, wenn man einen
n findet, der, wenn auch nicht völlig unver-
doch wenigstens den Anfang gibt, da man

jetzt weiß, wo man anfangen soll. Nach Herodot II. 37. scheint es, als ob auch die Hieroglyphen von der rechten zur linken geschrieben worden seyen; aber ich glaube dies nicht. Die Hieroglyphen schrieb man von der linken zur rechten. Dann hätte man sie den Inländern (Laien) versteckt und der Ausländer (Grieche), der gewohnt war, so zu lesen, konnte es nicht, da er der Sprache nicht mächtig war. Daher kommt es wohl, daß der Schlüssel mit der Priestercaste zu Grabe ging und die Deutungen der Neuplatoniker uns in Nebel hüllen oder einen Verrspiegel hinhalten. — Das ist das Resultat meiner vielen vergeblichen Versuche, wie die zwei Tafeln und einige andere Papiere bezeugen. 1819. Spohn." Fast stand er im Begriff, deshalb auch Chinesisch lernen zu wollen, wie er scherzweise wenigstens äußerte. Besonders aber schien ihm, als er eben mit einigen Freunden einen Spaziergang zu machen Willens war, durch das Umwenden des Blattes, auf welchem die Inschrift von Rosette stand, zufällig solch eine Stellung des einen Zeichens seinem Blicke sich darzubieten, daß er dadurch einen neuen lichtvollen Aufschluß erhielt, denn entzückt fiel er auf die Knie, um Gott zu danken und als die erstaunte Mutter bemerkte, wie er mit langen Schritten das Zimmer durchlief und das Haupt hoch emporhob und die Lüfte mit seinen Händen durchschnitt, und ihn fragte, was ihm denn begegnet sey, da rief er ihr begeistert zu: Es ist gelungen, es ist gelungen! gab sich jedoch nie klar darüber zu erkennen. Von da an aber sollen seine Bemühungen bestimmtere Fortschritte genommen haben. Endlich erschien 1820 im ersten Bande der Amalthea sein erstes Fragment über die Hieroglyphen, ihre Deutung und über die Sprache der alten Aegypter, der er keine Verwandt-

chaft mit der hebräiſchen zuerkannte, und bald wurden die Augen deutſcher und in kurzer Zeit darauf auch ausländiſcher Gelehrten auf den kühnen Entdecker um ſo erwartungsvoller hingerichtet, als Böttiger in der Vorrede die Zuſicherung erheilte, die roſettiſche Inſchrift ſey bereits entziffert und der unſägliche Fleiß dieſes Gelehrten habe die Sprache und Schrift der Prieſtercaſte unter den Seſoſtriten wirklich entdeckt. Nun verſchwanden Champellions und Dr. Youngs vielbeſprochene Verſuche als eitle Phantome. Indeß ging S. ruhig den mühevollen Weg weiter und theilte nur auf dringende Aufforderung namhafter Gelehrten ſich in Briefen mit, um blos entſchiedene Wahrheiten an das Licht zu ſtellen; denn auch an mannichfaltigen ſcharfen Gegnern fehlte es nicht, deren Angriffen er eine ſeltene Ruhe und ſtillſchweigende Faſſung entgegenſetzte, ohne ſich durch Spott vom einmal gefaßten Vorhaben abwendig machen zu laſſen. „Seit vielen Jahren," ſagte er übrigens in einem Briefe kurz vor ſeinem Tode, „beſchäftigt mich die Idee, durch gründlichſte Darſtellung der Religion und Mythologie des orientaliſchen Alterthums die Unwahrheit der oft wiederholten Behauptung, daß unſere heilige Religion ihm vieles verdanke, zu zeigen. Eine deshalb 1817 gehaltene Vorleſung zeigte mir noch die meiſte Schwierigkeit in Aegypten. Die Verſuche, die Hieroglyphen zu enträthſeln, ſind wegen wankender Deutung noch bis auf N. N's neueſter ſpecieller mißgeglückt. Die vielerlei Mumienrollen und andere Schriften zu entziffern, iſt bis jetzt eben ſo wenig gelungen; ja man weiß nicht einmal, ob es verdorbene Hieroglyphen oder Buchſtabenſchrift ſey. Noch weniger kennt man die Sprache der alten Aegypter. Bei meinen obgedachten Unterſuchungen hat mir

Gott im J. 1819 die Gnade verliehen, die erste oder demotische oder profane Schreibart entziffern zu können; aber sein Wille ließ mich in Folge vieljähriger Anstrengungen in schwere und lange Krankheiten fallen und das soweit begonnene Werk mußte liegen bleiben. Nachdem er mich davon befreit, hat er mir abermals die Gnade verliehen, auch die Priesterschrift der Mumienrollen entziffern zu können. Ich bin durch diesen Segen Gottes jetzt im Stande, nicht blos über diese Schriftarten, doch fast gänzlich mit Ausschluß der Hieroglyphen oder Bilderschrift, sondern auch über die Sprache selbst etwas systematisches schreiben zu können. Es wird diese doppelte Entzifferung nach dem Urtheile gelehrter Freunde so große Resultate zur Kenntniß des bis jetzt unzugänglichen ägyptischen Alterthums liefern, daß ich vor dem Unternehmen erschrecken würde, wenn ich nicht glaubte, daß die Kraft dessen, der mir diese Gnade verliehen, in dem Schwachen mächtig seyn werde. Ich glaube, daß das angekündigte Werk de lingua et literis veterum Aegyptiorum das wichtigste sey, was ich leisten konnte — ich wage nicht, mich auf meine bis jetzt allgemein gütig aufgenommenen literärischen Versuche zu beziehen; aber Ew. können überzeugt seyn, daß ich nur das niederlegen werde, was mir Gott als das wichtigste meiner bisherigen literärischen Bemühungen hat gelingen lassen. Ungeachtet er mich zur gänzlichen Vollendung stärken wird, werde ich es doch bei diesem schwierigen Unternehmen, zu der neuen Sprache und doppelten Schrift eines der wichtigsten Völker des Alterthums Grammatik und Wörterbuch zu entwerfen und den Zugang zu der Literatur zu eröffnen, als eine neue Wohlthat des Höchsten anerkennen, wenn ich vor der Hand Sr. — bei meinen Bemühungen überzeugt

seyn könnte. Noch wage ich die devote Bitte, daß diese und folgende Proben bis zur Publication des Werkes blos zur Kenntniß Sr. — dienen mögen, da meine Entdeckungen sonst gefährdet seyn würden."

Die Academie zu Berlin lud ihn indeß ein, die dem General Menu von Minutoli abgekauften Schätze in Augenschein zu nehmen und besonders sein Urtheil über die in der königlichen Bibliothek daselbst aufbewahrten 65 Papyrusrollen abzugeben. Im November 1822 eilte er nur einige Tage, denn seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm nicht, seinen Amtsgeschäften sich länger zu entziehen, nach Berlin, prüfte das Vorhandene mit Umsicht, gab Mittel zur Eröffnung der Papyrusrollen an und erhielt einige der schönsten Rollen mit nach Leipzig, wohin ihm auch einige Rollen mit dergleichen Schrift von Paris aus anvertrauet wurden. Was Gelehrte in Berlin, Heeren in Göttingen, Creuzer in Heidelberg, Kopp in Mannheim darüber von dem Entdecker mitgetheilt haben, schien Allen der größten Aufmerksamkeit würdig. Dieselbe emsige und fast unglaubliche Genauigkeit, welche er rücksichtlich der Rosetten-Inschrift beobachtet hatte, so daß er selbst das Nachgeahmte vom Original nicht unterscheiden konnte, übte er auch hinsichtlich dieser alterthümlichen Schätze und setzte zwei bis drei Lithographen für den Abdruck eines großen Theils derselben in Bewegung, dabei er die Correctur zu großem Nachtheil seiner Augen bis auf das für Andere kaum sichtbare Kleinste selbst besorgte. Ganze Nächte blieb er wach und stellte 6 und mehr Lichter um sich her; die Correctur von 5 Steinschriften kostete ihm zehn Wochen. Da er gedrängt wurde, seine Entdeckungen bekannt zu machen, schrieb er einem Freunde: „Meine Sache über Ti-

bull muß noch liegen bleiben, da ich nunmehr dem Geheimniß auf die Spur gekommen bin, die hieratischen Charactere auf den Mumienrollen mit Gewißheit und mathematischer Demonstrabilität entziffern zu können. Ich werde nun von allen Seiten gedrängt, es bekannt zu machen und muß es auch endlich. Es ist viel Wunderbares, was ich darin gefunden habe. Dinge, welche zu glauben ich mich gar sehr gesträubt habe. Zwei Mumienrollen und 6 Inschriften habe ich bereits im vollen gleichmäßigen Zusammenhange entziffert." So viel gab er jedoch nur, zu anderer Zeit, zu erkennen: „N. N. hat mir freiwillig jetzt den Gebrauch der mir gesandten Copie gestattet, die mehreres Interessante enthält, z. B. sehen wir daraus, daß es nicht Spitz- und Spottnamen waren: Physcen u. s. w. von den Ptolomäern. Denn hier heißt es in den königlichen Titulaturen: Unter dem Könige Ptolomäus, dem Könige Aegyptens und vieler Völker, dem Könige Ptol., der da liebt den Schmeer des Menschen (amante adipem hominis). Ein curioser Euphemismus für eine curiose Benennung! Leider ist das Geschick noch nicht so günstig gewesen, daß ich etwas, was von der hohen Vorzeit der Aegypter uns schlagende Beweise gäbe, gefunden hätte. Es sind meistens Tempelsachen, Schenkungen u. s. w. Historisch ist manches sehr wichtig, auch mythologisch; aber doch gegen das, was man in diesen Registraturen aus den Archiven des Todes erwartet hätte, nicht bedeutend. Zuweilen ist es der Fall, daß Dinge dastehen, die man am allerwenigsten, sondern eher alles andere erwartet hätte. Ich kann es aber nicht ändern, ich werde mich möglichst aller großen Ansprüche u. s. w. enthalten und dabei blos den Notarius machen, der die Aussage

t." Desgleichen: „Es ist eigen, wie die
ter manches ausdrückten, fast zum Schlüssel
ieroglyphen führend. Z. B. Diadem, wel-
S. in einer Stelle durch Königreich übersetzt,
rch ein compositum bezeichnet, dessen Be-
ng ist: Anzeigung, Kundmachung des Herr-
s; εὐχάριστος ist durch Thäter des Guten
drückt. Ich werde ein Glossarium, oder wenn
Volumen zu groß wird, ein Lexicon der alt-
tischen Sprache mit griechischem und lateini-
Inder schreiben, so daß man in Zukunft
Aegyptisch übersetzen kann." Im Sommer
J. 1823 war die ganze Unternehmung so nahe
Vollendung, daß er in dem Bücherverzeichniß
Michaelismesse sein großes alphabetisches Werk
ndigen lassen konnte. Mehrere lithographirte
ln, deren über 80 gefertigt werden sollten,
n unter seinen Augen und meistens unter sei-
eigenen Beihülfe bei Breitkopf und Härtel ge-
itet worden, und der unternehmende Buch-
bler Reimer zu Berlin und Leipzig wollte es
gen, der Druck sollte gegen Ostern 1824 be-
en, acht bis zehn Tafeln mochten ganz fertig
liegen; da erlitt plötzlich das trefflich Vorberei-
und mit so viel Geist und Anstrengung Un-
ommene die völlige Unterbrechung durch den
des Urhebers, als wollte die Vorwelt sich ihr
eicht dreitausendjähriges Geheimniß nicht ent-
en lassen. Um so wichtiger ist es, mindestens
Bruchstücke dieses Erzeugnisses deutschen For-
ngsgeistes zu erhalten und durch die trefflichen
ner des Sanscrit, als vielleicht eines Prof. Bopp
Berlin, mitgetheilt zu sehen. Einige Blätter
mit der Handschrift des Verewigten über die-
Gegenstand vorhanden und die Briefe S. an
e Freunde werden noch klarern Aufschluß geben

und zuversichtlicher ist jetzt zu hoffen, daß der Gemeinsinn deutscher Gelehrten dieses in seinem Beginnen so viel versprechende Unternehmen nicht wieder werde spurlos verschwinden lassen. Zu Vollendung mehrerer unvollendet hinterlassenen Arbeiten des Verewigten sollen sich bereits einzelne Gelehrten erboten haben und Reimer bereitwillig seyn, den Verlag derselben zu übernehmen. Hermann hat zu Beendigung der größern Ausgabe von Hesiodi opera et dies Hoffnung gemacht, der schon genannte Verfasser der bei Reimer erschienenen Gedächtnißschrift, M. Seyffarth, gedenkt das Hauptwerk über die ägyptische Sprache unter dem von Spohn selbst gewählten Titel: De lingua et literis veterum Aegyptiorum specimen cum permultis tabulis lithographicis, literas Aegyptiorum tum vulgari tum sacerdotali ratione scriptas explicantibus, atque interpretationem Rosettanae aliarumque inscriptionum et aliquot voluminum papyraceorum in sepulcris repertorum exhibentibus. Accedit glossarium Aegyptiacum, baldmöglichst erscheinen zu lassen.

Wie sich unser Spohn aber als Schriftsteller und Gelehrter erwiesen, ganz so gleich blieb er sich als öffentlicher Lehrer der classischen Philologie; derselbe heilige Eifer für die Erfüllung der vom Staate ihm auferlegten Pflichten, die ihm allen übrigen Arbeiten immer vorgingen, dieselbe Klarheit und Gründlichkeit leuchtete hervor. Gewöhnlich hatte er nur auf Blätter die wichtigsten Lesarten und Beweisstellen geschrieben, aber der zuvor wohl bedachte Vortrag ward mit Ruhe und völligem Zusammenhang gehalten und im reinsten Latein der Sinn jeder Stelle, besonders mit Hülfe der grammatischen Interpretation dargelegt. In Widerlegung abweichender Ansichten war er, sowohl

u lange Digreſſionen zu vermeiden als aus
kſichtigung der Zeit und in ſchonender Ach-
gegen verdienſtvolle Männer, ſparſam; da-
gen war des hier Vorgetragenen ſo viel und
ig, als hörte man nicht einen, ſondern viele
zugleich einen Vortrag halten. Einem ſol-
wohnte einſt auch ein ſehr gelehrter und be-
ter Rector eines Gymnaſii bei. Nach geen-
Vorleſung eilte er ſogleich zu Spohn und
nte, er habe viel erwartet, doch ſeine Erwar-
ſey weit übertroffen worden und er konnte
nen Lobeserhebungen nicht endigen. Aehnli-
Fälle ereigneten ſich mehrere. Daher bemü-
ich auch mehr als eine Univerſität, ihn als
niſchen Lehrer zu beſitzen und überhaupt ſind
erzehn Berufungen, zum Theil mit Ehrentiteln
roßer Einnahme, — für dieſes Alter gewiß
eltene Auszeichnung — an ihn ergangen, die
er ausgeſchlagen hat. Am ſchwankendſten
er, als ihm im Jahr 1819 der Lehrſtuhl
hilologie in Kiel angeboten worden war. Damals
er in vertraulicher Mittheilung: „Nach ei-
orgeſtern erhaltenen, höchſt vortheilhaften und
ollen Rufe eines auswärtigen Hofes iſt meine
ſehr problematiſch geworden, und es könnte
daß ich dennoch dem mich ſo ehrenden Aus-
endlich bei dieſem eingegangenen Rufe Folge
müßte.“ Doch da fügte es ſich, daß Wie-
ſeine Stelle niederlegte, Beck kam an deſſen
und Spohn erhielt nun die Profeſſur der
ichte und zugleich der griechiſchen und latei-
n Sprache. Den öffentlichen Vorleſungen
ete er in der Regel vier Stunden, darinnen
en griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller,
beides vereinigt, ſpäter nach dem Semeſter
hſelnd zu erklären pflegte, bald Heſiods Tage

und Werke, bald die ganze Odyssee (in zwei Semestern) oder Theocrit, Horazens Satyren, Virgils Eclogen, Tibull, auserwählte Reden Ciceros ꝛc. Die Privatvorlesungen waren vor allem der Critik, Erdkunde der alten Welt, Mythologie des Alterthums bestimmt; die griechische jedoch wollte er noch einige Jahre zurückhalten. Sein Wunsch war, auch Encyclopädie der Philosophie, Archäologie, Literaturgeschichte und Alterthümer beider classischen Völker zu lesen, aber dem widerstrebten seine Kränklichkeit und manche andere unaufschiebliche Hindernisse.

Der Unermüdliche glaubte aber die Belehrung angehender Philologen noch viel einwirkungsreicher auf practischem Wege fördern zu müssen und stiftete einen philologischen Verein, der seit 1817 unter dem Namen der critischen Gesellschaft begann und manche schöne Früchte trug. Unvergeßlich bleibt allen Theilnehmenden hiebei der thätige Antheil, die treffliche Leitung ihres Stifters, der auch hier mit vieler Menschenkenntniß die verschiedenartigen Gemüther zu fassen und die geringern wie die größern Gaben zu wecken und zu beschäftigen, vorsichtig zu loben und Anmaßung abzuwehren verstand und überall den lebendigen Sinn für das allgemeine Beste obwalten ließ. Auch im Halten seiner Vorträge bewies er sich höchst gewissenhaft. Unter den heftigsten Schmerzen bestieg er zuweilen den Lehrstuhl um ihn fast ohnmächtig wieder zu verlassen, und benutzte das Anerbieten seiner liberalen Regierung, auf ein halbes Jahr von Geschäften gänzlich frei zu seyn, doch nur zu einer Badereise. Auch vereinigte er mit seiner ungewöhnlichen Betriebsamkeit als Gelehrter noch manche andere anstrengende Bemühungen. Es ward ihm mit dem Amte eines Procanzlers der

osophischen Facultät zugleich die Verbindlichkeit
ewiesen, die Candidaten des Magisteriums zum
nnen Examen durch eine öffentliche Dissertaeinzuladen, desgleichen er als Decan zum
enken gefeierter Edlen Dissertationen zu liefern
e, in welchen er sich Theokrit zum Gegenstand
ählte. Seine Correspondenz war höchst bedeu-
, so daß er zuweilen mit Beantwortung der
efe gelehrter Freunde vom frühesten Morgen bis
späten Nacht beschäftigt war. Ueberhaupt ließ
e Behartlichkeit nicht ab von dem einmal Beonnen, die unermüdlichste Geduld ruhete nicht,
es vollendet war.

Dies alles erleichterte ihm seine bedachte Einlung der Zeit, welcher er kaum mehr Muße
ämte, als einen eine Stunde anhaltenden Spaang gegen Abend; an öffentlichen Lustorten
man ihn selten, die Ergötzlichkeit des Theaters
agte er sich meist und lebte fast ausschließlich
em Studium. Der Musik besonders zugeneigt,
en die Winterconcerte seine liebste Erholung,
Tabakrauchen einer seiner wenigen Genüsse,
einen höhern fand er im Ankauf einer ausgeten Bibliothek, besonders in philologischer Hin-
. Mit ihr aber wuchsen die Forderungen zuh an seine geschäftsreiche Seele, so daß er sehr
r einem Freunde brieflich bekannte: „ich werde
gewöhnlich nicht fertig." Man beurtheile aber
e Thätigkeit nicht nach den herausgegebenen
risten, sondern nach den vorbereiteten. Aus
00 Blättern besteht seine Manuscriptensammlung,
r seit 9—10 Jahren mit kleiner Hand geschrieund dereinst reichlicher auszuarbeiten und gefeilherauszugeben gedachte. Nie las er ein Buch,
e die Feder für Excerpte und hiebei veranlaßte
merkungen ruhen zu lassen, und manches Be-

deutende schrieb er in die Bücher mit abbreviirten Zeichen an den Rand, und unterschied besonders bei seinen der ägyptischen Sprache angehörigen Bemerkungen das Mannichfaltige durch die verschiedenartigsten Tinten, mit welchen er es aufzeichnete. Doch seine Ordnungsliebe that sich auch kund durch zweckmäßige mechanische Vorkehrungen zum Aufrichten der Bücher, durch künstliche Einrichtung seines grossen Arbeitstisches, besondere Kisten für geographische Charten, andere für Manuscripte, Schränke zu den nothwendigsten Büchern, auch sann er der Erfindung einer Maschine nach, welche die lästige Fabrication der Register erleichtern sollte. Von früh 7 Uhr an begann die Arbeit und wurde, die gewöhnlichen Beschäftigungen als Professor und ein mäßiges Mahl, bei dem er sich des Biers und geistiger Getränke enthielt, so wie kaum einige körperliche Bewegung ungerechnet, bis wieder früh 5 Uhr, auch wohl die ganze Nacht hindurch fortgesetzt, so daß er auf Ermahnungen seiner Freunde, sich zu schonen, nur zu rücksichtslos gegen sich erwiederte: „So setzen wir das Leben ein, um es zu gewinnen." Auch gesellte sich zu diesem Studium und dem Lesen vieler Collegien, noch der ehrenvolle Auftrag, die beiden Prinzen des damals in Leipzig sich krank aufhaltenden Fürsten von Schwarzenberg zu unterrichten, mit welchen er, als sehr fähigen Jünglingen, ein Jahr lang und darüber, den Theocrit, Tibull und Plato las.

Dieser ungewöhnliche Fleiß wurde zugleich von ganz vorzüglichen Talenten begünstigt und gefördert: das treueste Gedächtniß, das sich selbst der vor 9 und 10 Jahren gesprochenen Worte ausführlich erinnern konnte, ein glücklicher Scharfsinn, ein tiefer Forschergeist, der auch das Geringste noch der Beobachtung werth fand, und zuweilen einen halben Tag zur Revision und Bearbeitung einer

Zeile verwandte. Dabei strömte seine Beredtsamkeit im reichen Fluß und wurde von dem ausdruckvollsten Ton, lebhaften Mienen und edler Haltung begleitet. Er sprach das eleganteste Latein ohne anzustoßen; im Schreiben desselben neigte er sich aber mehr zu Cäsars Einfachheit als zu Tacitus Kürze oder Ciceros Fülle, verlor sich jedoch zuweilen in einige Weitschweifigkeit; mit Griechen sprach er geläufig in ihrer Ursprache, doch vor allem stand ihm ein seltener Reichthum mythologischer, geographischer, archäologischer und geschichtlicher Kenntnisse zu Gebot, die er aus der innersten Tiefe geschöpft hatte. So behend aber als Lehrer, der in den letzten Zeiten an 200 Zuhörer zählte, und in Colloquien, war er doch minder rasch in berathschlagenden Versammlungen der academischen Lehrer, in deren Gegenwart ihm eine bescheidene Verlegenheit den Fluß der Rede hemmte, wie er denn überhaupt bei Disputationen die zarteste Achtung gegen hochverdiente Gelehrte, namentlich gegen Hermann und Schäfer zu erkennen gab. Auch in geselligen Kreisen, denen er nur selten angehörte, erhöhte er durch witzige Lebhaftigkeit die Unterhaltung. Mehr noch als dies erhoben ihn seine sonstigen trefflichen Eigenschaften als Mensch und Christ. Ein dankbarer Sohn, vergaß er nie einen Tag, seiner würdigen Mutter die Hochachtung und innigste Liebe auch äußerlich an den Tag zu legen. Offen und zutraulich theilte er fern von Eitelkeit und Argwohn seine neuesten Entdeckungen mit und nur der Mißbrauch seiner Offenherzigkeit und der Wunsch, etwas Vollendetes zu offenbaren, bewirkten seine nachherige Verschlossenheit in diesem Puncte. Bescheiden setzte er dagegen oftmals seinen gediegensten Ansichten ein „vielleicht" hinzu. Liebreich begegnete er seinen jugendlichen Zuhörern, unter-

stützte sie nach Kräften, besonders durch Mittheilung seiner Bibliothek, und erwiederte auf deshalb an ihn ergangene Warnungen seiner Freunde, vorsichtiger zu seyn: „pauperis est, numerare pecus.“ Aber seine Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm eben so wenig, mit Darreichung von Büchern gefällig zu seyn, sobald er durch ein früheres Wort sich gehalten fühlte, sie versagen zu müssen. Schnell verflog sein Zorn wieder, mild wich er jeder Streitigkeit aus, obwohl er auch ernst dem Unwahren und Unreinen begegnete. Ein gewisser Stolz blieb ihm eigen, der gern das Würdige und amtliche Bezeichnungen geehrt sah; doch sprachen, besonders in gesunden Tagen, schon seine schlanke aufrechte Gestalt, das blühende Angesicht, das feurige Auge, die beweglichen gewandten Glieder und ein würdevoller Gang, so wie die angenehme und kraftvolle Stimme, äußerst empfehlend für ihn, und diese äußere Anständigkeit, die sich auch im Anzug zu erkennen gab, gepaart mit einem so gebildeten lebhaften Geiste, bewirkte, daß man sich unwillkürlich für ihn eingenommen sah und um so ungesuchter im J. 1819 die Wahl der Academie auf ihn fiel, um im Namen derselben dem allgeliebten Könige bei seiner Ankunft in Leipzig und nachher darauf erfolgender Jubelfeier, Glück zu wünschen. Selbst zum Deputirten der Universität bei den landständischen Versammlungen zu Dresden war er in den letzten Jahren vertrauungsvoll erwählt worden.

Doch wünschte man auch sein häusliches Leben ihm wohl begründen zu können, seine Freunde bestürmten ihn daher, sich zu verehelichen; er aber lehnte es scherzend ab und äußerte, jetzt sey es Zeit zu lernen, zu untersuchen, zu lehren, zu schreiben, man müsse erst für das öffentliche Wohl ge-

gt haben, ehe das häusliche bedacht werde. Ein
n Freunde gab er den Rath: „Haben Sie eine
ngfrau gefunden, die Ihrer Liebe würdig ist und
zu vergelten weiß, so thun Sie es in Gottes
men. Zwar werden Sie in wissenschaftlicher
ıſicht manche Abhaltung dadurch haben und
an Sie noch nicht gewählt haben, so lassen Sie
ja noch anstehen; aber haben Sie es, so lassen
e sich auch nicht abhalten.“ Als ihm dagegen
jüngerer Freund seine Verheirathung ankün-
te, erwiederte er: „ich selbst würde es gethan
en, wenn ich Liebe gefühlt und erhalten hätte.
ich es jemals thun werde, hängt nicht von
r Grille, sondern von einer höhern Hand ab;
che dem Menschen, der alles Andere erstreben
n, allein dieses höchste Glück gewährt — oder
sagt.“ Späterhin äußerte er in einem Briefe
denselben: „Ich fühle Ihr häusliches Glück
so tiefer, da es mir in meinen Verhältnissen
t möglich wurde, selbst bis jetzt es zu finden,
es mir vielleicht von der Hand, die Alles lei-
, versagt scheint. Denn mit den wachsenden
hren wächst die Bedenklichkeit und Sorge, und
schwindet Jahr nach Jahr, bis ich allein — ein-
t und verlassen, ἄκλαυστος, ἄφιλος, ἀνυμέναιος
πυμάτην ϛεῖχω ὁδόν!“ Doch sollte ihn
günstigeres Geschick mindestens hoffnungsvoll
ächeln. Bei seinem ersten Aufenthalte zu Eger
Sommer 1821 lernte er die Tochter eines wis-
schaftlich gebildeten Baron von Seckendorf ken-
, der mit ihm in einem Hause wohnte, und der
l ihrer Seele wie des Körpers fesselten ihn und
ten den lebhaften Wunsch an, sie seine Gattin
nen zu dürfen; es gelang ihm, seine Liebe er-
dert zu sehn und er ward späterhin mit ihr
lobt. Doch zwischen sein Glück, wie gegen die

Ausführung so geistvoller Unternehmungen sollte feindlich sein körperliches Mißgeschick treten.

Der zarte Körperbau war nicht kraftvoll genug, die ununterbrochenen geistigen Anstrengungen zu ertragen, und die leise Kränklichkeit, welche ihn fortwährend begleitete, brach schon früher im Jahre 1820 offen, gewaltsam und höchst langwierig aus. Er erkrankte an schwerer Hämorrhoidalbeschwerde, die bald den ganzen Körper ergriff; aber er gestand Niemand, am wenigsten der geliebten Mutter, sein Leid, das er in einem Briefe selbst bekennt: „ich las und arbeitete fort; doch befiel mich zuweilen Nachmittags ein Schlaf, der von 4 bis 9 Uhr mich nicht ermuntert werden ließ. Abends bei'm Einschlafen störten mich oft Erscheinungen von Bildern, Menschen, Gruppen aller Art. Drei Wochen lang trug ich es und las täglich, viertägig 3 Stunden, und las noch am 26. Juli." Von da an aber nahmen die Leiden zu und der Schlaf wich. Dabei hielt er griechische, lateinische und deutsche Reden und Gedichte, wie sie sich zierlicher und werthvoller kaum denken lassen, mit solcher Schnelligkeit, daß sie der größte Geschwindschreiber nicht hätte aufzeichnen können, und er selbst war sich seiner dabei bewußt. Die Aerzte kannten den Grund des Uebels fast nicht, forschten und zweifelten an seinem Aufkommen, er selbst glaubte, es sey um ihn geschehn, blieb aber bei allem Leid und großen Schmerzen geduldig. Noch einmal erholte er sich, seine jugendliche Natur siegte, doch ward ihm strenge Diät hinsichtlich seiner geistigen Verrichtungen auferlegt. Er durfte anfangs des Tags nur eine, dann zwei Stunden arbeiten und also in allmählich fortschreitendem Maße, und mußte sich oftmals wieder zu Bett legen. Im November wiederholte sich sein Leid und tief beugte

ihn der im Januar 1821 erfolgte Tod seines hohen Gönners, Baron von Ferber. Endlich durfte er im Frühjahr wieder den Menschen sich zeigen, war aber kaum mehr zu erkennen. Der blühende Jüngling ging jetzt bleich und abgemagert und am Stabe gestützt und erschien mit verhülltem Munde, so wenig der Frühere, als weile er nur noch als ein Gast in seinem Körper. Damals schrieb er über seinen eigenen Zustand: „Eine lange und für mich sehr schwere Zeit ist seit meinem Briefe an Sie vergangen. Aufgegeben von fast Allen, selbst von mehrern Aerzten, litt ich in nicht zu beschreibender Art vom 27. Juli 1820 bis Ostern 1821, so daß es sich nur erst vom Januar an besserte. Erlassen Sie mir die Erinnerung an das Einzelne. Sie können sich vom Uebrigen eine Vorstellung machen, wenn ich Ihnen sage, daß ich eidlich versichern kann, länger als einen Monat keinen Augenblick geschlafen zu haben, im eigentlichen Sinne des Worts. Sie werden vielleicht damals schon auch gehört haben, daß ich todt sey und viel hat Fama da nicht hinzugesetzt. Denn mein eigener trefflicher Arzt (Cerutti) bewunderte es, daß ich genas, und daß ich — Gott sey Dank! — jetzt eine Gesundheit genieße, die besser ist, als wie Sie, theuerer Freund! mich hier kannten. Aber freilich schone ich mich nun etwas; hätte ich es damals gethan und thun können, so wäre es nicht so gekommen. Allein die freilich etwas zu übertriebenen Arbeiten, vorzüglich das siebenjährige Nachtarbeiten bis 2 und 3 Uhr, hat den Unterleib und sämmtliche Verdauungswerkzeuge in die beschreibungsloseste Unordnung gebracht. Das Fleisch einer Taubenbrust zu verdauen (meine ganze Mittagsmahlzeit) kostete bis 9 Uhr drei- bis viermaligen Angstschweiß bis zur Erschöpfung. — Jetzt

esse ich — Gott Lob — Kartoffelklöße, versteht sich modice, doch kann ichs. Im Julius gedenke ich in ein Bad zu gehen und vollends zu gedeihen; bonum sit. Doch ad laetiora!" Innigen Antheil fand der Leidende, der ja der Freunde so viele und keinen Feind besaß. Die fürstlichen Jünglinge von Schwarzenberg überzeugten sich auf das angelegentlichste selbst von seinem Zustand und als der im Genesen Begriffene sich wieder öffentlich zeigte, da blickte alles so theilnehmend auf ihn, daß er brieflich bekennen mußte: „Rührend war mir die große Theilnahme, die mir erwiesen worden ist, namentlich die sehr allgemeine der Studirenden, als sie gehört hatten, daß es bedenklich sey, nnd als ich das erste Mal wieder um die Stadt ging, wo die innige Freude, mit der so viele stehen blieben und mir in's Auge sahen, auch wohl laut sich äußerte, daß ich in's Freie mich entfernte." Damals eilte er zum ersten Male in das Bad nach Franzensbrunnen und kehrte, zwar noch bleich und schwach, doch mit sichtbar wohlthätigem Erfolge auf seine Gesundheit, zurück. Ueberall lobte er dieses Wasser, las wieder, setzte die critische Gesellschaft fort und war voller Pläne für sein erweitertes Studium. „Meine Vorarbeiten sind — schrieb er damals — 1) zum Tibull; 2) Properz; 3) Annales aevi Augustei (was nach einem ganz eigenen Plane wird und historische Puncte oft berichtigen, oft neue hinzusetzen soll) 4) zu Hesiodus und die Poesie und Cultur der Griechen illo aevo; 5) Geographia fabulosa (3 Bände mit Atlas), wozu der erste Band im M. S. fertig liegt); 6) Geographia Graeci et Latini minores (12—14 Bände mit Atlas; 7) Mythologie der Indier, Perser, (worüber ich bald etwas schreiben werde) Aegypter (deshalb die Buchstaben-Schrift, For-

schung und Entdeckung, um die Einwirkung auf Griechenland und Italien affirmativ und negativ ordentlich bestimmen zu können); 8) Graecia antiqua; 9) Thesaurus geograph. vet. (lexicalisch); 10) de arte critica I. u. II. (letzteres bald). Späteres — lebe ich dann noch — will ich nicht nennen." Auch machte er damals den Umriß zu einem Buche de aetate Archilogi, Tyrtaei et Callini etc. Disseritur obiter de defectione solis a Thalete praedicta, de tempore, quo Cyaxares Nineven oppugnaverit, Treres Magnesiam et Sardes expugnaverint, Scythae et Cimerii Asiam invaserint, denique de carminis elegiaci apud Graecos origine et usu. Hiervon ist jedoch unter den Manuscripten nichts mehr vorhanden, auch nicht die Edition des Callinus von Franke. Zu jener Zeit setzte er auch aus Pietät die väterliche Herausgabe des Propheten Jeremias fort.

Doch sein körperlicher Zustand sollte sich nie wieder völlig erholen, wie auch die wechselnde Farbe verrieth. Zum zweiten Mal bereitete ihm das Bad einige Erquickung, und das Jahr 1824 begann unter glücklichen Vorbedeutungen. So weit war er in den Forschungen seiner ägyptischen Studien vorgedrungen, doch leider mit neuer Aufreibung seiner Körperkräfte, daß er seinem König bei Gelegenheit seiner Anwesenheit zu Dresden die entschiedensten Resultate vorlegen zu können hoffte. Dem 9. Januar hatte er sich mit seiner Geliebten verlobt und seine schöne Hoffnung des ehelichen Lebens den Freunden angezeigt; da ereignete sich der frühe Tod seines innigsten Freundes und Wittenberger Stubenburschen, des Prof. der Theologie zu Leipzig Dr. Cramer, zu seinem größten Schmerz und, als wäre jener nur vorangeeilt, um ihm

den Weg zu den Wohnungen der Seligen zu bahnen (wie im Nekrolog auch ihre Lebensbeschreibungen unmittelbar auf einander folgen), erkrankte auch er den 13. Januar auf die gefahrvollste Weise. Zwar wich das Uebel einigermaßen, kehrte jedoch den 16. desto heftiger zurück. Des Nachts entstand Feuerlärm. Erschreckt durch das Glockengeläute, durch das Getöse auf der Straße rief er seiner Mutter zu: „Mutter, das ist meine Sterbenacht!" Bald darauf wich das Fieber, der Schmerz ließ nach und er fühlte ein himmlisches Wohlseyn, wie er sich äußerte; aber die Aerzte waren um so besorgter, ja sie gaben durch ihre Mienen gänzliche Hoffnungslosigkeit zu erkennen. Da winkte er der Mutter und den Uebrigen, das Zimmer zu verlassen; nur den Hausarzt behielt er zurück und bat und beschwor ihn, so weit es seine schwachen Kräfte vermochten, er möge offen sagen, ob alles vorbei sey? Er wollte aus seiner obgleich kurzen und nicht selten traurigen Herberge doch nicht ohne Abschied gehen. Da gestand ihm der Arzt die Gefahr. Ohne irgend einige Bestürzung, im reinen Bewußtseyn und mit gläubigem Herzen nahm er dieses große entscheidenden Wort auf, dann rief er seine Mutter zu sich, dankte ihr innig für alle Wohlthaten, mit welchen sie ihn von Jugend auf überschüttet habe, und bat sie dringend, nicht trostlos zu seyn. „Sey ruhig und getrost," sagte er, „du bist Christin!" Ihn schmerzte nur, daß er ihr so viel Gutes, als sie ihm erwiesen, nicht reichlich genug habe vergelten können. Darauf erinnerte er sich noch aller, die ihm besonders theuer waren, und als der Tod nahete, endete er mit den Worten: „Mutter, gute Nacht!" und entschlummerte so sanft, daß man den letzten Athemzug nicht spüren konnte. — Die Section ergab nichts Näheres, als daß die

eine Hälfte der Lunge zwar früher anbrüchig gewesen und zusammengezogen, aber zugleich als geheilt anzusehen war. Freunde und Schüler in Menge begleiteten seine Leiche und wehmuthsvolle Klage sprach sich in Rede und Gesang aus. Um ihn trauerten innige Freunde, die liebende Braut, die siebenzigjährige Mutter, die mit dankbarer Hochachtung erfüllten Zuhörer auch von frühern Jahren, die Academie, deren Zierde er war, die gelehrte Welt, die mit Bewunderung seine bisherigen Forschungen beachtet hatte und in gespannter Erwartung einem glänzenden Erfolge derselben entgegen sah. Das Vaterland war um einen wackern Bürger ärmer geworden, auf den jenes bedeutsame Wort so bezugsreiche Anwendung findet, das der Verblichene einst einem Freunde in das Stammbuch geschrieben:

Vita non est imperfecta, si honesta est;
ubicunque desines, si bene desinis, tota est.

Schließlich noch eine kurze Angabe der theils im Buchhandel erschienenen, theils erst angefangenen Schriften:

De agro Trojano in carminibus Homericis descripto commentatio geographico-critica. Ricardi Porsonis adversariorum corollarium. Lips. 1814. (36 pp. 8.)

Dissertationis de extrema Odysseae parte a rhapsodia Ψ v. 297 aevo recentiori orta, quam Homerica, pars prior (82 pp. 8.)

Commentatio de extrema Odyss. parte etc. Lips. 1816. (383 pp. 8.)

Isocratis Panegyricus. Recognovit et cum animadversionibus D. Sam. Nath. Mori suisque edidit F. A. G. Sp. Lips. 1817. (161 pp. 8.)

Nicephori Blemmydae duo opuscula geographica nunc primum edidit etc. (46 pp. 4.)

Nycephori Blemmydae duo opuscula geographica e Cod. Ms. Paris. nunc primum edidit, varias observationes et figuras geographicas adjecit etc. Accedit index in Casp. Barthii libros CLXV — CLXXX adversariorum ineditos. Lips. 1818. (62 pp. 4, cum. tab. aen.)

Hesiodi opera et dies e veterum grammaticorum notationibus et optimis libris Mss. recensuit etc. Editio minor in usum scholarum et Academiarum. Lips. 1819. (77 pp. 8.)

De A. Tibulli vita et carminibus dissertatio. Partis I. cap. I. — IV. scripsit etc. (74 pp. 8.)

De A. Tibulii vita et carminibus dissertatio. Partis I. c. V. (83 pp. 8.)

Ueber Hieroglyphen, ihre Deutung und die Sprache der alten Aegypter. Erstes Fragment (Leipz. 1820. 13 S. 8.) S. Amalthea von Böttiger 1. Theil. S. 77—91.

Lectiones Theocriteae. Specimen I. Lips. 1822. (48 pp. 4.)

Lectiones Theocriteae. Spec. II. Lips. 1823. (16 pp. 4.)

Lectiones Theocriteae. Spec. III. Lips. 1823. (24 pp. 4.)

Ieremias vates e versione Iudaeorum Alexandr. ac reliq. interprett. Graec. emendat. notisque critt. illustrav. a M. Gottl. Leb. Spohn. vol. II. post obit. patris ed. etc. Lips. 1824. (480 pp. 8.)

Mehrere Abhandlungen über die Geographie der Alten, bis zum Jahr 1820 in der Ersch. Gruberschen Encyclopädie und einige Recensionen in den literarischen Tageblättern abgedruckt. Unvollendet dagegen:

De lingua et literis veterum Aegyptiorum etc.

Hesiodi opera et dies e vett. grammaticis notat. et optimis Mss. recensuit etc. Editio major. (Die Vollendung der begonnenen Ausgabe steht durch Hermann zu erhoffen.)

Homeri Odyssea. (er gedachte, da ihm Wolfs Recension nicht genügte, sie neu zu recensiren und manche archäologische und critische Bereicherung hinzuzufügen, wie auch eine metrische Uebersetzung des 9. Buchs und einiger andern Theile in deutscher Sprache sich vorfindet.)

Lectiones Theocriteae. (auf Blätter und in zwei Exemplare des Theocrit geschrieben.)

Additamenta lexicorum Graecorum. (bestehend in neu aufgefundenen Wörtern und sonstigen Verbesserungen, größtentheils in Lexica und in einige gebundene Hefte hineingeschrieben.)

Additamenta grammaticae Graecae. (auf ähnliche Weise niedergeschrieben.)

Geographi minores duodecim voluminibus comprehensi. (mit trefflichen Beiträgen von Uhden, Holsten, Wernike, Voß, Gerard, Falkenburg, Ind. Heringa, Joh.

Aug. Ernesti, Friedr. v. Furia u. a. m. Von Spohn geographisches Register, eine Dissertation über Dionys, Anmerkungen zum Nicephorus und eine nicht geringe Menge anderer Bemerkungen.)

Annales sive historia literaria aevi Augustei. (hatte 7 bis 8 Bände stark werden sollen, chronologische Tabellen v. 686 — 754 schon vorbereitet, kurze Lebensbeschreibungen von Mäcenas, Horaz, Virgil, Ovid, der Messala, des Properz, Asinius Pollio und chronologische Anordnung der Gedichte von Horaz, Tibull, Virgil, Properz und einiger Andern.)

I. Horatii Flacci carmina. (nebst vielen critischen, historischen und chronologischen Bemerkungen, Untersuchungen über Jugend, Liebeshändel, Schicksale und Schriften des Horaz, Catalog der im Horaz erwähnten Personen, chronologisch geordnete Gedichte desselben, trefflicher Commentar zu den Satyren u. a. m.)

De vita et carminibus A. Tibulli liber tripartitus. (Der Nachlaß besteht in verschiedenen Lesarten aus dem Zwickauer Codex, in mehrere Exemplare niedergeschrieben, Noten, metrischen Uebersetzungen ꝛc.)

Virgilii Maronis carmina. (ähnlicher Weise, eine skizzirte Lebensbeschreibung des Dichters ꝛc.)

M. T. Ciceronis orationes pro M. Marcello, Ligario et rege Deiotaro. (trefflicher Commentar besonders über die Rede für Marcellus.)

Geringern Werthes sind im Concept befindliche Anmerkungen über Properz, Catull, Juvenalis, Persius, über griechische und römische Antiquitäten, Collectaneen zum Xenophon, Plato u. A.)

Zusätze zu Wörterbüchern und lateinischer Grammatik. (besonders in das Exemplar des Schellerschen latein. Wörterbuchs geschrieben.)

Grundsätze der Critik besonders in philologischer Hinsicht. (abweichend vom Gewöhnlichen und sehr scharfsinnig.)

Geographia veterum fabulosa. (hierzu eine Menge ungeordneter und schon in Wittenberg begonnener Excerpte, Citate, Bemerkungen ꝛc. Auch Dissertationen über Geographie der Christen und Muhamedaner in frühern Jahrhunderten so wie der Hebräer.)

Geographia Graecorum et Romanorum,

Mythologia Persarum et Indorum.

Mancherlei Schriften verschiedenen Werths und Umfangs, weniger und mehr ausgearbeitet, darunter zwei Reden: über die Geographie und über Mythologie.

Johann Georg Friedrich Freiherr von Friesen,

auf Röthа, Rammelburg und Trachenau, k. sächs. Oberkammerherr, Großkreuz des k. sächs. Civil-Verdienst- und des k. östreich. Leopold-Ordens.

geb. den 28. April 1757.
gest. den 18. Januar 1824.

Der Staatsbeamte, welcher seinem Wirkungskreise kräftig und mit innerer Würde vorstehet, verdient nicht minder die dankbare Beachtung der Mit- und Nachwelt, als der Gelehrte, welcher den Wissenschaften huldigt. Um so mehr ist dies von einem Geschäftsmanne gültig, der auf einen bedeutenden Posten gestellt, mit reger Thätigkeit für die Cultur der Künste und Wissenschaften wirken kann. In diesem Gesichtspuncte eignet sich das Leben des Verewigten ganz vorzüglich zu einer öffentlichen Darstellung, bei welcher wir nur den Mangel an ausreichenden Notizen beklagen müssen.

Der Verstorbene ist der Sprößling einer uralten adlichen Familie, welche seit dem 14. Jahrhunderte in Sachsen lebt und sich hier in vielfachen Verzweigungen ausgebreitet hat. Sein Vater, dessen zweites Kind er war, Johann Friedrich Ernst Freiherr von Friesen, war königl. polnischer und kurfürstl. sächs. Geh. Rath und Domherr zu Naumburg, und seine Mutter eine geborne Gräfin von Werthern, welche ihn zu Röthа gebar; doch

schon im 11. Jahre seines Alters (im Mai 1768) verlor er in dem Vater die kräftige Stütze und 10 Jahre darauf folgte ihm auch die geliebte Mutter nach.

Seine erste wissenschaftliche Bildung erhielt der früh vaterlos gewordene Knabe durch Hauslehrer. Dann besuchte er einige Jahre lang das berühmte Carolinum in Braunschweig und vollendete auf den Universitäten Wittenberg und Leipzig seine juristischen Studien. Er verließ die letzte Academie mit voller Anerkennung seines Fleißes von Seiten der Juristenfacultät und bahnte sich durch die vorzügliche Censur um so leichter den Weg zu baldiger Beförderung. Im Jahr 1776 ward er daher auch von seinem Landesfürsten zum Kammerjunker ernannt, und noch zu Ende desselben Jahres erfolgte seine Bestallung als Supernumerar-Oberhofgerichts-Assessor. Zu vielseitiger Ausbildung seines Geistes trat er seine erste Reise nach England, Frankreich und der Schweiz an, wurde dann im Januar 1779 zum Kammerherrn ernannt und 1783 als Ober-Steuer-Einnehmer nach Dresden berufen. Seitdem nahm der Verewigte einen Ehrenposten nach dem andern ein. So wurde er zu Ende des darauf folgenden Jahres kurfürstl. Commissarius bei der Brand-Versicherungs-Commission, und als 1809 zu Ausgleichung der das Königreich Sachsen betroffenen Unglücksfälle und andrer bedrückenden Lasten in der königl. Landes-Commission eine neue Behörde organisirt wurde, übertrug man ihm höchsten Orts hierbei die Function des ersten Deputirten. Im folgenden Jahre wurde er zum Geheimen Rathe ernannt, und im März 1812 unter Entlassung von den bisherigen Dienstleistungen, mit dem Prädicat Excellenz, zu dem ehrenvollen Posten eines Oberkammerherrn er-

hoben, womit die Oberaufsicht über die königl. öffentliche Bibliothek und 9 verschiedene Kunstcabinette und Museen verknüpft ist. Außerdem war er auch in den verhängnißvollen Jahren 1814 und 1815 für Erleichterung des leidensvollen Zustandes der meisten sächs. Provinzen besonders thätig und wirksam; denn als Präsident der Hülfs- und Wiederherstellungs-Commission stand er damals an der Spitze derjenigen Staatsbeamten, welchen die gewissenhafte Vertheilung der aus England so reichhaltig geflossenen Unterstützungsgelder anvertraut war. Und in dieser trüben Periode, wo von allen Seiten her der drückendste Mangel an Geld und Lebensmitteln fühlbar ward, und alle Hülfsquellen versiegten, hat der Verewigte manche Thräne getrocknet, manchen bittern Kummer gestillt. —

Seine vieljährigen Reisen — denn vom Oct. 1791 an hatte er ein volles Jahr in Italien, ein Monat besonders in Neapel zugebracht — und sorgfältige Lectüre hatten ihm jene feine Bildung angeeignet, wodurch es ihm leicht ward, auch in den delicatesten und schwierigsten Lagen die ruhige Besonnenheit für Leitung wichtiger Angelegenheiten und einen sichern Tact zu behaupten. Dies bewies er durch erhebliche Staatsdienste in den verhängnißvollen Jahren 1812, 1813 u. 1814. Seine Dienstverhältnisse führten ihn nicht selten in Napoleons Nähe, der ihn wegen seiner Gewandtheit in Geschäften und seiner Geläufigkeit in der französischen Sprache sehr zu schätzen wußte. Gleiche Achtung genoß er von dem russischen und preußischen General-Gouvernement, und wurde auch während dieser verhängnißvollen Periode dem verwaist'ten Staate desto nützlicher. Seit 1811 stand er gleichfalls zwei allgemeinen Landtagen als Landtags-Marschalls-Verweser vor und die dabei bewiesenen

Bemühungen, die weisen Rathschläge und seine bei Eröffnung und beim Schlusse des Landtags gehaltenen Reden stehen noch bei Vielen in geachtetem Andenken.

Insbesondere aber bewies er eine ungemeine Anhänglichkeit gegen seinen erhabenen Monarchen, und diente ihm in einem Zeitraume von 48 Jahren mit liebevoller Treue. Sein jegliches Verdienst schätzender König gab ihm dafür sein Wohlwollen öffentlich zu erkennen. Er schmückte ihn im Jahre 1816 mit dem Großkreuze des neu errichteten Ordens für Verdienst und Treue und übertrug ihm im Herbst 1819 das ehrenvolle Geschäft, die Herzogin Josephe von Sachsen, als vermählte Königin von Spanien, in der Eigenschaft eines königl. Commissars bis nach St. Jean de Luz, an die französische Grenze, zu begleiten und dort den spanischen Behörden zu übergeben. Auf dem Rückwege ging er im Auftrage seines Monarchen nach Paris und hatte dort mit dem nun verklärten König Ludwig XVIII. eine lange Unterredung. — Auch dem Auslande blieben seine vielfachen Verdienste nicht unbekannt und 1819 verlieh ihm der östreichische Kaiser das Großkreuz des Leopold-Ordens.

Bei beschränkten Mitteln sorgte v. F. für die seiner Oberaufsicht anvertrauten Kunstsammlungen mit nicht geringem Eifer. Einige Kunstcabinette, die er weniger geordnet vorfand, ließ er durch vollständige Verzeichnisse, besonders das Garde-Meuble und grüne Gewölbe, zweckmäßiger einrichten und knüpfte noch in den letzten Jahren seines Lebens mit dem bekannten Palmerolli in Rom Unterhandlungen, wegen Wiederherstellung mehrerer Gemälde in der königl. Bildergallerie an.

Frühzeitig an Selbstdenken gewöhnt und mit

Kenntnissen aller Art bereichert, arbeitete er im Stillen viele Aufsätze aus und setzte Lectüre und Denkübungen bis in die spätesten Jahre fort. Unermüdet rang er nach sittlicher Veredlung, besonders nach Festigkeit des Characters. Nicht nach Laune wechselte seine Handlungsweise, sie stützte sich auf klare und geprüfte Grundsätze. Dabei war er Freund strenger Ordnung und großer Pünktlichkeit und eine unbestechliche Redlichkeit herrschte wie in seinen Geschäften so in seiner ganzen Lebensweise. Mit den angesehensten Gelehrten stand er gern in einem nähern Umgang und unterhielt sich namentlich oft und in vertrauter Innigkeit mit Dr. Reinhard und Dr. v. Ammon besonders über religiöse Gegenstände. Denn ungeheuchelte Frömmigkeit, die es nicht scheuete, sowohl in häuslicher Andacht besonders zu gewissen, einer frommen Seele nahe liegenden Augenblicken, als in emsigem Besuch und andächtiger Abwartung des öffentlichen Gottesdienstes, auch unter seinen Unterthanen, sich klar zu erkennen zu geben, war der Grundzug seines Characters, die Seele seines Wirkens und Duldens. Seine Familienereignisse waren nicht immer die glücklichsten. Die erste heißgeliebte Gattin, geb. von Krosigk, Mutter von 3 Kindern, starb im 23. Jahre ihres Alters und im dritten ihrer Ehe 1781. Seine zweite würdige Lebensgefährtin, geb. Gräfin von Schulenburg, mit welcher er sich im Jahr 1781 verehelichte, riß der Tod im 39. Jahre des Lebens von seiner Seite und hinterließ ihm zehn Kinder. Von den erstern Kindern starben zwei in früher Jugend und die älteste an einem Officier verheirathete Tochter wurde in Erfolg des Krieges eine trauernde Wittwe. Sein zweiter Sohn, Heinrich, Lieutenant in königl. sächs. Diensten, fiel ebenfalls im Julius 1809 bei einer Recognoscirung;

im Jahr 1813 ſtarb ihm die einzige Schweſter und im Jahre 1823 verſchied ſein älteſter Sohn Karl, der in Berlin das Portefeuille der k. ſächſ. Geſandtſchaft geführt und früher ſelbſt in Spanien in gleicher Qualität ſich aufgehalten hatte, mitten auf ſeiner ehrenvollen Laufbahn. Je ſegensvoller ſein milder Ernſt, ſeine ſtille gewiſſenhafte Gottesfurcht auf die Familienglieder gewirkt hatte und für die ſorgfältigſte Erziehung derſelben bedacht geweſen war und in ſeinem glücklichen Kreiſe Liebe, Eintracht und geräuſchloſe Häuslichkeit zu behaupten wußte, da jedes dem ehrwürdigen Haupte ſich mit Ehrfurcht willig ergeben fühlte, deſto tiefer beugten ihn nun auch dieſe Unfälle und nur ſein religiöſer Sinn hielt ihn aufrecht. Endlich ſollte auch ihn das Loos der Sterblichkeit ereilen. Eine langwierige Leberkrankheit, die er mit ſanfter Duldung überwand, endete ſein würdiges Leben.

L.

Dr. Ferdinand Geminian Wanker,

Doctor und Prof. der Theologie zu Freiburg im Breisgau, großherzogl. geistlicher Rath und designirter Erzbischof für das Großherzogthum Baden.

geb. den 1. October 1758.
gest. den 19. Januar 1824.

Es ist einzig das Bewußtseyn, was mir Muth verheißt, daß ich eine schöne Pflicht erfülle, — so beginnt der treffliche Decan der theologischen Facultät zu Freyburg, Dr. Joh. Leonhard Hug, seine gehaltvolle Rede auf den verblichenen Freund vor der Albert-Ludwigs hohen Schule am 30. Tage nach dessen Hintritte, (Freyburg in der Herderschen Kunst- und Buchhandlung 1824), welche wir hier größtentheils, mit Genehmigung des verehrten Vrf., zu allgemeinerer Verbreitung mittheilen — eine heilige Pflicht, mit tief empfundener Dankbarkeit das Verdienst weiser und tugendhafter Männer anzuerkennen, die in das Wohl der menschlichen Gesellschaft, im größern oder kleinern Kreise, mit edelsinniger Thätigkeit eingewirkt haben. Unter diesen Herrlichen des Menschengeschlechtes hat der Hingegangene einen unzweifelhaften Platz errungen.

Zwar geht das Gute, geschähe es auch unbeachtet, nimmer verloren; die Antriebe zum Schönen und Bessern, die wir dem menschlichen Leben und Beginnen mittheilen, bewegen sich fort, und bringen glückliche Erfolge hervor, wenn auch die Ursache unbekannt bliebe. Was die Bescheidenheit

verhüllet, der Neid verdunkelt; die Vergeßlichkeit bedeckt, ist dennoch und bleibt in der ewigen Reihenfolge der Zustände, ist und bleibt vor Ihm, der allkündig mit gerechter Wage wägt. Aber indem wir es auch anerkennen, entfalten wir unsere schöneren Gefühle und unsere höhere Denkart, bringen der Tugend unsere Huldigungen dar, und das Geständniß, daß sie, wenn auch im Ganzen unerreichbar, durch die möglichste Annäherung, dem Unvollkommenen den Stempel der Vollendung, dem Hinfälligen das Gepräge des Göttlichen aufdrücke, und, die höchste Steigerung, die Apotheose des Menschlichen sey.

Ich habe hier unbemerkt die innigsten Ueberzeugungen ausgesprochen, die diesen theuern Verstorbenen, den frommen Lehrer der Sittlichkeit durchglühten. Dazu bedarf es keiner blumigen Wohlredenheit, die ich nicht habe: die Blumen jugendlicher Redner sind an meiner Brust verwelkt. Er selbst, einfach und wahr, gibt uns den Ton an, wie er behandelt seyn will. Wer einen Marmor von classischem Meisel vor sich hat, hat nur nöthig ihn aufzufassen und zu begreifen und mit treuer Hand das Empfangene auf sein Blatt aufzutragen. Jeder Versuch zur Ausschmückung wäre ein Frevel gegen das Urbild, dessen tief angeordnete Schönheiten fremde Zierungen schänden.

Ferdinand Geminian Wanker wurde zu Freiburg *) im Jahre 1758 am 1. October, weil seine Mutter einen gefährlichen Fall gethan hatte, während ihrer langen Ohnmacht, zu früh geboren, und für todt bei Seite gelegt, indeß man die Mut-

*) Aus seines Vaters Hausbuche: 1758, den 1. October zwischen 7 und 8 Uhr, ist mir, Gott gedankt, ein Kind geboren, dessen Namen Ferdinand Geminian.

ter rettete. Als man die Aufmerksamkeit auf ihn heften konnte, nahm man gegen Vermuthen Zeichen des Lebens an ihm wahr. Seine Aeltern Johann Wanker und Anna Strohm, bürgerliche Eheleute, wenn nicht reich doch bemittelt, nährten sich durch die Kunst, das rohe Wachs zum Handverkaufe zuzubereiten. Das Knäblein, schwächlich und klein, wie es war, zeigte jedoch, als es zur Schule reifte, ein reges inneres Leben, vielverheißende Fähigkeiten und eine Liebe zum Lernen. Die Mutter darüber erfreut, und um den hinfälligen Bau des Kindes zu schonen, hatte ihm einen wissenschaftlichen Beruf zugedacht; sein Vater entgegen, ernst und streng, wollte ihn nach vollendetem erstem Schulunterricht zur Handarbeit anhalten, und ließ es mit genauer Noth geschehen, daß er das Gymnasium besuchte, bis er an Kräften zugenommen hätte. Allein in kurzer Zeit machten ihm die Fortschritte des Sohnes so viel Vergnügen, daß er nun stillschweigend billigte, was sein ernster Sinn zu loben ihm nicht erlaubte. Da er wegen seines Gewerbes zum Einkaufe beträchtliche Reisen machen mußte, erzählte er in Abendstunden dem wißbegierigen Knaben von den Städten und Ländern, die er gesehen hatte, die dieser nun auf den Landcharten nachsuchte, so daß er seines Vaters sämmtliche Reisen zu erzählen wußte, Bücher darüber nachlas, und eine Liebe zur Erdbeschreibung erhielt, die ihm durch seine ganze Lebenszeit geblieben ist.

An Stärke und Gewandtheit weit hinter seinen Mitschülern zurück, nahm er an ihren Spielen, so heiter er sonst war, wenig Antheil, saß zu Hause, trug von allen Seiten Bücher zusammen, und wurde so auf seine eigene Weise des Lebens froh. Uebrigens still, sanft, aufrichtig, unfähig einer

Lüge, wie ihn seine Zeitgenossen schildern, hing er mit großer Zärtlichkeit an seiner Mutter, die ihm eine besonders liebreiche Sorge widmete. Von seinen Mitschülern wie ein kleiner Lehrer geachtet, und bei den Preisaustheilungen immer rühmlich ausgezeichnet, blieb er stets ohne Anspruch. Als ihm einst alle in seiner Classe ausgesetzten Preise zuerkannt wurden, getraute er sich die letzten nicht mehr anzunehmen; sondern verbarg sich schüchtern in der Menge der Zuschauer und holte erst des Abends den Ueberrest der schönen Bücher ab.

Inzwischen war das Vermögen seiner Aeltern durch widrige Begegnisse sichtbar in Abnahme gekommen, so daß die Verlegenheit unvermeidlich auch auf ihn gewirkt hätte, würden nicht die wackern Männer, unter deren Aufsicht das Collegium sapientiae stand, dem edlen Jüngling aus eigener Theilnahme im Jahr 1773 einen Platz in der menschenfreundlichen Stiftung zuerkannt haben. In diesem Aufenthalte, wissenschaftlicher Bildung geweiht, verflossen eben so still, wie die frühern, seine akademischen Jahre unter dem Streben, seine Kenntnisse zu befestigen und zu erweitern. Zur rühmlichen Beendigung des empfangenen Unterrichts unterwarf er sich, um einst die theologische Doctorwürde anzusprechen, den strengen Prüfungen und übrigen gelehrten Leistungen, mit ungetheiltem und vollkommenem Beifalle der hohen Schule, die er nun verließ, um die jährige Vorbereitungszeit zur Priesterweihe unter bischöflicher Aufsicht anzutreten. So brachte er sein jugendliches Leben angenehm hin im Genusse höherer, ungetrübter Freuden der Geistesentwickelung und Erweiterung seiner Erkenntnisse, mit ruhigem Frohsinn und achtungswürdiger Wohlanständigkeit, um sich als einen Mann von Werth dem Berufe zu übergeben, der ihn in Em-

pfang nehmen sollte. Um so beachtungswerther sind die Erfolge, die für ihn und andere daraus hervorgegangen sind.

Im Jahr 1782, am 25. Mai wurde er von dem wohlthätigen Fürstbischof Maximilian Christoph zum Priester geweiht und zog nun nach Hause, sich nach einer Stelle umzusehen. Statt einer wurden ihm in sechzehn Monaten derer vier zu Theil. Er begann als Vicar in dem Dorfe Feldkirch; wurde bald als Erzieher zu einem jungen Adlichen in die Stadt gerufen; sodann von der hohen Schule auf die Pfarre Wendelsheim befördert, die er aber nicht bezog, indem er kurze Zeit darauf zum ersten Subrector in dem kaiserlich Josephinis. Seminar zu Freiburg, am 3. Oct. 1783 ernannt wurde. Obschon sehr jung für eine so bedeutende Stelle, und dem Anscheine nach jünger, als er wirklich war, verschaffte er sich Achtung durch sein Betragen, durch sein wohlwollendes Gemüth Zuneigung und durch seine Gelehrtheit Würde vor den Zöglingen, derer die meisten den Wissenschaften mit Liebe, einige mit Leidenschaft nachhingen. In diesem Berufe verfaßte er ein Lehrbuch für die Pastoral, welches auszubilden er späterhin die Zeit nicht fand, und legte die Grundzüge zu einem Lehrgebäude der christlichen Sittlichkeit nieder. Die wenigen freien Stunden eines sehr geschäftigen Lebens brachte er gern bei seiner geliebten Mutter zu, die nun Wittwe, und nicht in den glücklichsten Umständen war. Dennoch war sie eine beneidenswerthe Frau, durch ihren vortrefflichen Sohn. Durch ihn genoß sie Achtung: von ihm Trost und Unterstützung. Alles, was er nur möglicher Weise erübrigen konnte, trug er ihr zu, und drang er ihr mit liebreicher Freudigkeit auf:

ihre letzten Tage sind durch ihn die schönsten ihres Lebens geworden.

Seine damaligen Verhältnisse abzuändern, hatte er keine Ursache, außer dem Wunsche, der allen Menschen gemein ist, in einen weniger abhängigen Zustand überzugehen. Dazu that sich der Weg auf, als der Lehrstuhl der christl. Moral an der hohen Schule zu Freyburg erledigt wurde. Er besorgte ihn in der Zwischenzeit rühmlich, und erhielt ihn wirklich durch höchste Entschließung vom 30. August des Jahres 1788. Von allen seinen Schülern ist wohl keiner, der sich nicht freuet, ihn gehört zu haben, der sich's nicht zur Ehre rechnet, sein Schüler zu seyn. Aber auch keiner, es hätte ihm denn schlechthin am Willen gebrechen müssen, konnte unbelehrt den Hörsaal Wankers verlassen. Zuerst bestimmte er jeden Begriff auf's genaueste; beleuchtete ihn von allen Seiten, begründete ihn dann einfach durch standhafte Beweise und nun erst leitete er in strenger logischer Ordnung alle daraus entstehende Folgerungen mit Bedächtlichkeit und Umsicht ab. Nie hielt er etwas im Halbdunkel, oder nebelte um sich her, um die Einbildungskraft aufzuregen und unsichtbare Gestalten hinter dem mystischen Flor ahnen zu lassen, die man dann mit hochklingenden Worten beschwört, bis sie auch von andern gesehen werden. Nein; am lichten heitern Pfade des Erkennens führte er die Zöglinge Schritt für Schritt in das Gebiet der Wissenschaft ein und bewirkte durch die Klarheit und den schulgerechten Gang seiner Vorträge bei ihnen Ueberzeugung. Wann er aber ein Ziel erreicht, die Gerechtsame der christlichen Pflicht und Tugend vor aller Augen dargethan hatte, dann sprach er mit Innigkeit und Wärme und belehrte

nicht blos, sondern besserte und veredelte seine Zuhörer.

Und so wie er lehrte, so handelte und lebte er. Dem Lehrer des Rechtes soll vorerst, und vor allen andern Menschen, das Recht heilig seyn: wo es aber auch weniger wäre, so entschuldigt man es mit der Vielheit der Ansichten. Der Arzt darf auch kränkeln, ohne seines Ruhmes verlustig zu werden: man ziehet die Unmöglichkeit in Betrachtung, alle Uebel zu besiegen. Aber weit schwerer ist der Standpunct des Sittenlehrers, vor Allem des Lehrers christlicher Sitten. Die letzte Entschuldigung, die wir jedem angedeihen lassen: es ist ihm etwas Menschliches begegnet, wird hier nicht angenommen. Allein weit entfernt, daß der Hingegangene derselben bedürft hätte: ist nicht selbst die Frechheit der Verläumdung vor seinem Namen verstummt?

Ein Lehrer soll zuerst das lebende Archiv der Wissenschaft seyn, der er vorstehet: möchte indessen dieses noch so sehr zutreffen, so ist bei weitem die Summe der Forderungen, die an ihn ergehen, noch nicht berichtigt. Ueberall duldet man die Einseitigkeit eher als an ihm: er soll in die angrenzenden Gegenden ausgehen, sich benachbarte Fächer unterwerfen, und vom Gebiete der gesammten Wissenschaft, wenigstens den Gliederbau kennen. Wie ein Staatsmann nicht blos das Land, dem er seine Dienste weiht, sondern auch die umgebenden Staaten kennen und seinen Blick in ferne Länder senden, den gesitteten Erdboden in der Uebersicht auffassen muß, so verhält es sich mit dem Manne, dem irgend ein Fach der Wissenschaft übergeben ist. Wer sich blos in ihrem Raume bewegt, so groß er auch wäre, und seine Einsichten nicht über diese Grenzen erweitert, muß sich den Vorwurf der Beschränktheit gefallen lassen. Der Verstorbene

ist im Gebiete der speculativen Philosophie nicht etwa nomadisch umhergeschweift; er erlangte hier ein Eigenthum, war angebaut und eingebürgert: die mathematischen Wissenschaften, obschon er sich ihnen später entzog, waren ihm nicht oberflächlich bekannt: in der Länder- und Völkerkunde besaß er Kenntnisse, die ihn zum Lehrer dieses Faches befähigt hätten: die Geschichte war von Jugend an seine Freude, in der Folge ein Gegenstand seines Forschens und später seine Erholung. Doch sprach er nicht davon, man mußte ihn darauf leiten, dann aber sah man den kenntnißreichen Mann, sobald er hoffte, seine Gesellschaft angenehm damit zu unterhalten.

Auch die größte Forderung hat er befriedigt, die man an einen Lehrer machen kann, daß er nämlich das Fortschreiten der übernommenen Wissenschaft durch Werke befördere; Irrthümer berichtige; Theile der Wissenschaft, die im Dunkel liegen, erhelle; ihren Gliederbau genauer bestimme, die Ordnung und Abfolge in ihren lehrgebäulichen Gestalten vervollkommne; oder ihre Grenzen durch neuere Forschungen erweitere. Es bedarf keiner ausführlichen Erörterungen des Zustandes der christlichen Sittenlehre in den katholischen Schulen, wie ihn eine mächtige Gesellschaft, beinahe im Alleinbesitze aller Unterrichtsanstalten, die in Wankers Jugendjahren aufhörte, hinterlassen hat. Genug, der österreichische Staat erklärte wiederholt den dringenden Wunsch nach einem guten Lehrbuche dieser Wissenschaft, und ließ desfalls Aufforderungen an alle seine Lehrer ergehen. Es kamen mehrere zum Vorschein, aber Wankers Lehrbuch erhielt den Vorzug und behauptete ihn fortwährend. Schon sind davon drei große Auflagen, stets reicher ausgestat-

tet und vollkommner, erschienen;*) und die vierte, wozu einige Vorarbeiten in Bereitschaft liegen, ist verlangt. Wer die vorausgehenden Zustände des Faches kennt, kann allein Richter über das ganze Verdienst des Verstorbenen seyn. Indessen hat ein unbestechliches Gericht bereits darüber ausgesprochen, die Länge der Jahre, die das Scheinverdienst aufdeckt und nach Gebühr es entweder der Verachtung oder der Vergessenheit überliefert.

Auch in den näheren gesellschaftlichen Verhältnissen war er eine Zierde der dasigen Lehrerversammlung: ihr wohlwollender, zuvorkommender, bescheidener College. Mit welcher Ruhe und Unbefangenheit faßte er in den Berathungen gemeinsamer Angelegenheiten den Gegenstand in's Auge? Nimmer trübte ein untergeordneter Wunsch den reinen Hinblick auf's Gute und Zweckmäßige. Mit welcher Gelassenheit behauptete er seine Meinung, und mit welcher Bereitwilligkeit gab er sie auf, wenn er das Gute auf eine andere Weise erzielt sah? Und wie fest, in sich gekehrt ohne Zudrang, hielt er an ihr, wenn es seine bessere Ueberzeugung forderte? Hatte die Albertina-Ludoviciana einen verständigeren, wärmeren, muthigeren Freund als ihn?

Wenige Städte können sich so vieler milder

---

*) Die erste 1794 zu Ulm, die zweite 1808 und 1804; die dritte 1810 und 1811 zu Wien. Kleinere Aufsätze Wankers sind: Ueber Vernunft und Offenbarung, mit Hinsicht auf die moralischen Bedürfnisse der Menschheit. Wien 1804, und zweite Auflage zu Freiburg. Ueber die Verbindung der sittlichen Cultur der Geistlichen mit der Wissenschaftlichen, im Archiv des Bisthums Constanz. Jahrg. 1806. Ueber das Band der Ehe nach ihrer naturrechtlichen und reinen moralischen Ansicht; in demselben Archiv. Jahrgang 1810.

Stiftungen, aber keine kann sich einer so wohl entworfenen Anstalt rühmen, wie sie Freiburg besitzt. Es danket sie einem seiner Unvergeßlichen, Heinrich Sautier, der an Philipp Valentin von Reibelt, Domherrn zu Basel, Ehrenbürger Freiburgs, einen kräftigen Beförderer seiner edlen Zwecke und großmüthigen Wohlthäter dieser Anstalt fand. Sein ist der schöne Gedanke, die hülflose weibliche Jugend unter Aufsicht zu bringen; in allen Künsten des Haushaltes unterrichten zu lassen; in sonntäglichen Lehrstunden ihr Herz zu bilden, und ihre Sitten zu läutern, und Preise für ihr Wohlverhalten auszusetzen, die von Jahr zu Jahr verzinslich aufbewahrt, ihnen als Ehesteuer in ihrem fünf und zwanzigsten Jahre gereicht werden. Diese Anstalt zunächst für die Erziehung verständiger, treuer und sittlicher Dienstboten beabsichtiget, indem sie einer Seits auf das häusliche Wohl der Inwohnerschaft zurückwirket, rettete auf der andern Seite einen im Durchschnitt verlorenen Theil der Gesellschaft, der meist auf Abwegen seinen Untergang findet. Eine ähnliche Anstalt, desselben Mannes Werk, stellte sich dieser an die Seite, dürftige Knaben in Obhut zu nehmen, sie mit Lehrgeld zu Handwerken zu unterstützen und in Sonntagsversammlungen in nützlichen Dingen zu unterweisen; sie durch Preise zum Guten zu ermuntern, die ihnen überantwortet werden, sobald sie ein eigenes bürgerliches Gewerb antreten. Der segenreiche Erfolg dieser gemeinnützlichen Einrichtung zeigt sich nicht allein in einer Menge gut gearteter Jünglinge und Mädchen, sondern bereits in schätzbaren Bürgern und Bürgerinnen, von denen die Gesellschaft wieder mit Zuversicht einen Nachwachs ihres Gleichen erwartet. Daran hat Wanker einen bedeutenden Antheil. Der Stifter gründete und

pflanzte; er aber wartete und pflegte mit Einsicht und unaussprechlichem Wohlwollen durch eilf Jahre den jungen Aufwuchs. Bald übernahm er mütterliche Pflichten, unterwies mit Zartheit das Mädchen, sich zu bewahren, seine Jungfräulichkeit zu ehren, und seinen Werth durch Eingezogenheit zu erhöhen: bald drang er mit väterlichem Ernst bei Mädchen und Jünglingen, wie es die Umstände heischten, auf Anstand und Sitten. Für das Wohl jedes Einzelnen besorgt, suchte er oft Meister für die Knaben, Dienste für die Mädchen nach ihren Geschicklichkeiten; war immer bedacht, beide in Häusern unterzubringen, wo sie zu Ordnung und Ehrbarkeit angehalten wurden; erkundigte sich von Zeit zu Zeit nach ihrem Betragen, kümmerte sich um ihr Glück und Fortkommen, wie es nur ein guter Vater, eine liebende Mutter thun konnte und verlor sie nie aus den Augen, bis sie seiner Sorge nicht weiter bedurften. Wie that es seinem Herzen so wehe, wenn er Unverbesserliche ausstoßen mußte; wie freute er sich mit ganzer Seele derjenigen, die ihm gute Hoffnungen gaben; wie war er entzückt, wenn er sie glücklich zu ihrem Ziele geführt hatte! Wer hat ungerührt die Verklärung gesehen, die auf seinem Angesichte lag am Tage der Preisaustheilung; oder wenn er den Mädchen jährlich ein kleines Fest gab, und Zeuge ihrer unschuldigen Fröhlichkeit war! Hier empfand er so recht alle Vaterfreuden und alle Wonne eines edlen Bewußtseyns.

Dieses schöne freundliche Gefühl trieb ihn auch ins Waisenhaus, zur kleinern Jugend, ihre Nahrung, Pflege und Gesundheitsanstalten in Augenschein zu nehmen, ihren sittlichen Zustand zu beobachten, wo es nöthig schien, Verbesserungen ein-

zuleiten; oder die wohl entworfene Einrichtung zu handhaben.

Sein Leben, bis ins vier und zwanzigste Jahr, ging in stiller wissenschaftlicher Beschäftigung dahin. In dieser Zurückgezogenheit mehrte sich sein gelehrtes Erkenntniß, ohne daß er an Erfahrung viel gewonnen hätte. Aus seiner kleinen Umgebung beurtheilte er die ganze Welt. Er blieb daher bis in sein männliches Alter kindlich einfach, zutraulich, gegen Jedermann sonder Argwohn, der beste der Menschen. Seine Vorstellung von Verschiedenheit der Denkweise und des menschlichen Benehmens war mehr aus Büchern als aus dem Leben genommen; ungefähr wie wir Merkwürdigkeiten entfernter Länder aus Reisebeschreibungen kennen. Ein Mann von weniger Geist hätte durch harte Warnungen verständigt werden oder in ewiger Verweisung aus der thätigen Welt bei den Büchern bleiben müssen. Bei ihm bedurfte es nur der Umstände und ihrer Andeutungen, um seine mehrseitigen Fähigkeiten zu entwickeln.

So trat er als zweiter Vorstand in das kaiserliche Seminarium, in einen größern Kreis ein, in eine Versammlung junger Männer von den verschiedensten Anlagen und Thätigkeiten, wo ihm das Mannichfaltige der menschlichen Sinnesart und Richtung das erstemal näher vor das Auge trat. Er sollte sie leiten, ohne sie zu meistern. Wenige Fehlgriffe würden ihn um Achtung und Liebe gebracht haben. In dieser Lage gewöhnte er sich eine Ueberlegung und Umsicht an, die ihm in der Folge immer zur Seite stand, und unter seine bezeichnenden Züge gehört. Das dringendste war nun, jeden Einzelnen kennen zu lernen, um ihn seiner Eigenheit gemäß zu behandeln, damit er die Gesammtheit befriedige. Aber die Bewegungen des

Lebens waren hier zu einfach und gleichförmig, als daß sie ihm den Anblick verworrener gesellschaftlicher Verhältnisse hätten gewähren können; dennoch hat er hier den Grund zu den psychologischen Einsichten gelegt, die ihn zum Lehren und Ausüben ausnehmend befähigt haben. Seine in diesen Umgebungen angeregte Beobachtungsgabe brachte er zum academischen Lehramte, wo sie ganz die Richtung des ihm gewordenen Berufes annahm. Jede auffallende Erscheinung im Gebiete der Sitten suchte er aus vorhergehenden Zuständen zu erklären, und ruhete nicht, bis sie ihm aus psychologischen Ursachen verständlich geworden war. Alles Aeußere nahm er als Sittenlehrer auf; und so wurde er ein gelehrter Beobachter der Menschen und ihrer Handlungen, ohne eigene Verschlimmerung oder bösliche Neugierde. Es war ihm blos darum zu thun, den Menschen als sittliches Wesen zu kennen.

Nach solchen Vorbereitungen ging er tiefer ins thätige Leben ein, als er die Sautiersche Anstalt zu leiten übernahm. Er ersah bald seine Aufgabe, und ertheilte seinem Forschen eine ihr gemäße Richtung; nämlich Böses zu verhüten, und die Keime des Guten unter sichre Pflege zu stellen. Es waren nicht blos die Kinder, die unter seinen Augen heranwuchsen, deren Neigung, Fähigkeit, Fehler und Gewohnheiten er sich zum Gegenstand der Beobachtung machen mußte; sondern die Sorge für seine Zöglinge nöthigte ihn, sich mit den Häusern in Bekanntschaft zu setzen, in denen er sie unterbrachte: er mußte die Stadt im Ganzen, und in ihrem Innersten kennen lernen. Durch die unermüdliche Sorgfalt, die er ihnen angedeihen ließ, gewann er das Vertrauen Anderer in schweren Lagen und Begegnissen, und wurde unbeabsichtet reich an Erfahrung, ein menschenkundi-

ger und sehr kluger Mann, obschon er die Welt nicht über fünfzig Stunden Weges auswärts gesehen hat. So wahr ist es, was Plutarch sagt: „kein Vaterort ist so klein, daß er nicht einen vortrefflichen und tugendhaften Mann bilden könnte." Das blieb er auch unter mancherlei und oft widerlichen Eindrücken, die er von Außen empfing. Er verlor sogar nichts von seiner frühern unbefangenen, arglosen Gemüthlichkeit, als was die Jahre jedem mit dem zarten Staube der Jugendblüthen abzustreifen anfangen: er bezog nämlich nichts auf sich, sondern Alles auf höhere Zwecke.

Doch grenzte seine natürliche Güte nie an Schwäche. Durch wissenschaftliche Beschäftigung gewohnt, alles auf Grundsätze zurückzubringen, hatte er in denselben eine feste Widerlage, worauf er sich stützte, daß er nicht von fremder Bewegung abhängig; viel weniger ein Spielzeug äußerer Einwirkung, kaum der wohlersonnenen List, und nur auf Augenblicke, wurde. Wo man ungestüm auf sein gutes Herz eindringen wollte, fragte er zuerst sein tiefes Gefühl von Billigkeit und Recht, und hielt Gefühl mit Gefühl im Gleichgewicht, bis er wieder das feste Vernunftgebiet der Grundsätze erreicht hatte. Eben so wenig artete die vorherrschende Ruhe seiner Seele jemals in Kälte aus; davor bewahrte ihn seine Erregbarkeit für Mitleid und Theilnahme. Er hatte mehr Ursache, vor seiner Milde auf der Hut zu seyn, als vor Härte sich zu schützen, zu welcher Stimmung keine Saite in seinem Innern vorhanden war. Im Gegentheil, wo ihm die Pflicht Ernst und Strenge auferlegte, linderte er seine Vorschläge und Maßnehmungen immer so, daß sie nur nicht ganz unkräftig wurden. Die ihm eigene Ruhe hatte zwar einen Grund in seiner gebäulichen Anlage, die zart

empfand, aber keine heftige Anregungen aufnahm; indessen hatte sie auch eine wahrhaft sittliche Haltung; nämlich die Einheit mit sich selbst. Sein Wollen und Wünschen stand unter Grundsätzen, die ihm heilig waren; weswegen weder eine Störung noch Unentschiedenheit; noch eine Ungleichheit im Handeln, und eine deutliche oder dunkel empfundene Mißbilligung abwechselnde Zustände herbeiführte. Mochte es in seinem nach Außen hin stillen, einförmigen Leben auch Auftritte geben, Leidenschaften oder Kräfte aufzureizen; er blieb ruhig, nicht weil er stumpf oder wehrlos, sondern schonend war. Mochte etwas auf ihn drücken, so suchte er nicht durch Gegendruck, sondern in besonnenem Ausharren Abhülfe. Ein Mann von so reger inwohnender Thätigkeit kann nicht ohne Leidenschaft seyn; aber er ließ sie nie zum Ausbruche kommen. Kaum waren sie einen Augenblick bemerkbar, so sammelte er sich wieder, nicht aus Verstellung, sondern aus Warnung seines sittlichen Gefühls, wie wenn er einen Genius des Socrates hätte. Daher in seinem Blicke wie in seinem Gemüthe jene ungetrübte Heiterkeit, gleich weit entfernt von lebhafter Freude, wie von Grämlichkeit, worin selbst das organische Mißbefinden keine sehr merkbare Aenderung machte. Seine Kümmernisse für andere, denn eigene hatte er nicht, beschäftigten ihn nur in den Stunden, in denen er über die Mittel zu ihrer Abhülfe bei sich zu Rathe ging. Hatte er mit gutem Gewissen das Seinige gethan; das Uebrige überließ er dem höchsten Wesen, in dessen Hand die Erfolge sind und die Gesetze einer ewigen Weltordnung. Denn die Gesinnungen wahrer Religion und frommer Gottergebenheit erwärmten sein Innerstes, und belebten sein ganzes geräuschloses rein christliches Wirken, wodurch er

auf's Vollkommenste würdig geworden ist, zum obersten Vorsteher der christlichen Gesellschaft catholischen Bekenntnisses in den verbündeten Staaten des südlichen Deutschlands gewählt und bestimmt zu werden.

Seine Vortrefflichkeit fiel dem unterrichteten Clerus des Landes längst in die Augen, und entschied die Wahl für beide gleich ehrenvoll. Weiser Fürstensinn führte das bescheiden zurücktretende Verdienst in eine Würde ein, in der es am strengsten gefordert wird.

Allein die verborgene Hand, die, unsichtbar für sterbliche Augen, uns oft das Beste entzieht, um es selbst zu belohnen, nahm den Edlen früher aus der Mitte der Seinen, denen nur sein Andenken, die Sehnsucht nach ihm, und die Trauer über seinen Verlust übrig blieb.

Er hatte einen hinfälligen Leib, ungeachtet vieler Anstrengungen und vieler Lebensmühe, durch Mäßigkeit bis an die Schwelle des sechs und sechzigsten Jahres bewahrt, wo eine Ueblichkeit, die er aus Eifer für seine Berufsarbeiten zu wenig achtete, edle Lebenswerkzeuge ergriff. Kaum hatte er die Gefahr wahrgenommen, so bereitete er sich mit frommer Erbauung auf den Abschluß seines irdischen Daseyns. Nach heftigen, jedoch nicht lange andauernden, Schmerzen, unter welchen er einem seiner geistlichen Freunde bekannte: „ohne Religion wär' es unmöglich, die mich marternden Schmerzen mit Geduld zu tragen" — sank er in eine Ruhe, die Vorläuferin seiner Auflösung, und entschlummerte sanft.

Welch eine Niedergeschlagenheit, als sein Hintritt laut wurde! In allen Häusern auf allen Straßen, war nur Eine Rede vom Unglück

des Tages; in der ganzen Stadt nur Eine Trauer. Sein Leichenzug war ein großes Bild, in dem ſich der Ausdruck der Liebe, der Verehrung, des Schmerzens auf die unverkennbarſte Weiſe in allen Mannichfaltigkeiten der Empfindung und Theilnahme darſtellte; ähnlich dem Leichengange des großen Baſilius. Ach ſo viele, ſo heiße Thränen ſind gefallen! und täglich fallen noch Thränen der Dankbarkeit auf ſein Grab.

Dr. Nicolaus Sander,

großherzoglich badischer Kirchen- und Ministerialrath.

geb. den 22. September 1750.
gest. den 21. Januar 1824.

Kein Mann, hochberühmt außerhalb dem Großherzogthum Baden durch tiefe theologische Untersuchungen, durch bändereiche Werke und durch weit verbreitetes Wirken in Deutschlands protestantischer Kirche; aber desto eifriger im Dienste der vaterländischen Kirche, desto bekannter jedem, der die Geschichte dieser Kirche in der neuesten Zeit kennt, und desto verehrter von jedem, der gerecht ist und guten Willen besitzt, Verdienste zu schätzen. Wie aber kein menschliches Auge die Folgen mancher guten Handlung übersehen kann, und keine menschliche Gewalt ihrem Segen Grenzen zu setzen vermag, so darf man auch hoffen, daß manches Gute, welches der Vollendete gestiftet hat, sich auch über die Grenzen seines Vaterlands mittelbar ausgedehnt hat, und sich allmälig noch ausdehnen werde, wenn auch sein Name nicht genannt, ja vielleicht längst vergessen seyn wird. Denn das ist der Segen und Lohn, den die ewige Gerechtigkeit einer wahrhaft edlen Handlung zutheilt, daß sie durch Nachahmung wieder andre edle Handlungen — und wer kann ihre Zahl bestimmen? — erzeugt. Wohl dem, der nur vorerst in dem Wirkungskreise, den ihm die göttliche Vorsehung anweist, anspruchlos und in festem Vertrauen auf dieselbe, treu und uner-

müdlich das zu seyn, sich mit aller Kraft bestrebt, was er seyn soll, und das leistet, was man von ihm zu erwarten berechtigt ist! — Der Verewigte hätte nach seinen Talenten und Kenntnissen, nach seiner Kraft und Thätigkeit, auch einen größern Wirkungskreis mit Ehre und Segen ausgefüllt, er hätte, nach glänzendem Ruhme jagend, in die Ferne hinauswirken können; aber er gab sich ganz und ausschließlich seinem Vaterlande hin, wohl wissend, daß eine getheilte Kraft, die vielerlei und ins Weite hinaus wirken will, wenn sie nicht eine außerordentliche ist, nur wenig, oder nichts Gediegenes und Vollendetes leiste, und erkennend, wie viel er seinem Vaterlande, das er so heiß liebte, schuldig sey. — Doch wir wollen uns näher mit dem würdigen Abgeschiedenen bekannt machen, und wir werden uns von der Wahrheit des eben Gesagten gewiß überzeugen.

Nicolaus Sander war geboren zu Köndringen bei Emmendingen im Grosherzogthum Baden. Dort lebte sein wackerer Vater als Pfarrer, in der Folge Special-Superintendent, Nicolaus Christian Sander, von seiner Diöces wegen seiner, mit Kenntniß und unermüdetem Eifer verbundnen Amtsführung hochgeachtet, und von seinem trefflichen Fürsten, Carl Friedrich, dem selten ein Verdienst irgend eines Staats- oder Kirchendieners verborgen blieb, durch den Titel eines Kirchenraths ausgezeichnet. Der Vater und dessen treffliche Gattin, Auguste Bernhardine geb. von Bosk, entdeckten bald in des Kindes erwachendem Geiste nicht gemeine Talente, und Gott dankend entwickelten sie dieselbe mit eben so vieler Weisheit und Sorgfalt, als sie mit zarter Liebe und frommen Sinne in des Kindes Gemüth die Keime seines in der Folge so lebhaften und tiefen Gefühls für das Christenthum und

überhaupt für alles Heilige, Würdige und Schöne weckten und pflegten. Unter den Augen des Vaters arbeitete meistens der lebhafte Knabe, und gewöhnte sich durch den beständigen Anblick der Thätigkeit desselben früh an den beharrlichen Fleiß, den seine Talente trefflich unterstützten. Der Ernst und die Ordnung, die Zucht und Frömmigkeit, die im älterlichen Hause herrschten, theilten sich gleichfalls früh höchst wohlthätig dem ganzen Character des Knaben mit. Und so bewährte es sich auch hier wieder, daß der gute Geist, der in einer Familie waltet, wohl still und mild, aber kräftiger und sicherer wirkt, als Lehren und Ermahnen, als Warnen und Strafen. —

So von Gottes Güte mit reichen Gaben des Geistes und Gemüthes ausgestattet und im väterlichen Hause durch Unterricht und Beispiel sorgsam vorbereitet, bezog der Knabe zuerst das Pädagogium in dem nahen Emmendingen, und darauf das weiter führende in dem entferntern Lörrach an der schweizer Grenze. Nachdem er dort die zu erhaltende weitere Bildung empfangen hatte, schickte ihn der Vater, den bestehenden Gesetzen gemäß, auf das damalige Gymnasium (jetzt Lyceum) in Carlsruhe. *) Zwar war der ökonomische und pä-

*) Diese Anstalt ist eigentlich und ursprünglich die hierher verpflanzte größere latein. Schule zu Pforzheim, welche schon vor der Reformation bestand und in welcher ein Reuchlin und Melanchthon ihre erste Bildung erhielten. Als die Markgrafen von Baden ihre Residenz von Pforzheim nach Durlach verlegten (1565), wurde auch dieses Institut dahin verpflanzt (1586), und kam, als Carlsruhe erbaut und zur Residenz erklärt wurde, hierher (1724), obgleich Pforzheim und Durlach noch Pädagogien erhielten. Dem jetzigen Lyceum, das nun 550 Schüler zählt, steht der würdige und verdiente Kirchen- und Min. Rath Zandt als Director vor.

dagogische Zustand der damaligen Anstalt sehr verschieden von dem blühenden Zustand des jetzigen so sehr erweiterten Instituts; aber es fehlte keineswegs an mehreren tüchtigen Lehrern, welche die unersättliche Wißbegierde des fleißigen Knaben zu stillen im Stande waren. Und wenn auch damals die alten Classiker noch nicht in dem Geiste und mit dem Geschmack behandelt wurden, womit er sie selbst in der Folge an dieser Anstalt behandelte, so fand er doch bald, von dem bessern Genius seiner Natur unterstützt, den höhern Standpunct, von welchem diese ewigen Muster des Klaren, Würdigen und Schönen betrachtet werden müssen, wovon sein gedrucktes Programm über Gymnasial-Bildung, welches der berühmte August Wolf so hochstellte, das unläugbarste Zeugniß ablegt.

Als er sich hier während einiger Jahre durch classische Studien tüchtig zum Studium der Theologie vorgebildet hatte — denn was ist diese ohne jene? — besuchte er freilich sehr jung, nach dem Willen seiner Aeltern, die blühende Universität zu Halle. Mit hoher Freude trat er die Reise dahin an, und mit großen Erwartungen, daß sein nach höhern Wissenschaften emporstrebender Geist nun volle Nahrung finden werde, zog er in Halle ein. Und sie wurden nicht getäuscht, diese Erwartungen. Es ist bekannt, welche Zierden in jeder Facultät, besonders der theologischen, die Universität aufstellte, wie viele Tausende hier zu tüchtigen Lehrern des Evangeliums gebildet wurden, und wie viel Licht und Heil von dieser hohen Schule über alle Gegenden der Erde ausströmte. Vielleicht war die Zeit, wo Sander sich dort befand, die schönste Periode der Universität. Doch unter allen Lehrern stellte er die ehrwürdigen Männer Semler, in dessen Hause er auch wohnte, und Nösselt, die einen

freiern Geist weckten, und sich um Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte unsterbliche Verdienste erwarben, am höchsten. Ihre Vorlesungen besuchte er am fleißigsten, und wie gewissenhaft und glücklich er ihren Unterricht benutzte, zeigte sein nachfolgendes Leben. Die Verehrung dieser trefflichen Männer bewahrte er in seinem Herzen bis zum letzten Athemzug. Wie hochachtungsvoll, wie dankbar sprach er stets von ihnen! Wie erheiterte sich sein ganzes Wesen noch in seinem hohen Alter, wenn er ihrer Vorlesungen und der öftern Unterhaltung mit ihnen gedachte! Kein Wunder, daß die Vorlesungen dieser Männer und der Umgang mit ihnen auf seine Ansichten vom Christenthum einen entschiedenen und bleibenden Einfluß auch da noch hatten, wo er als Mann und Greis nichts ohne die strengste und gewissenhafteste Prüfung annahm.

Mit einem reichen Schatze theologischer und philologischer Kenntnisse, den lohnenden Früchten seines unermüdeten Fleißes, verließ er nach drei Jahren Halle, und kehrte in sein Vaterland zurück, dem er einst so wichtige Dienste leisten sollte, und in die Arme der liebenden und geliebten Aeltern, deren Freude und Stolz er war. So war es natürlich, daß er im Jahr 1770 das theologische Examen zu Carlsruhe mit vorzüglichem Lobe bestand und als Pfarr-Candidat aufgenommen wurde. Von dem so wohlvorbereiteten jungen Manne ließ sich mit Recht erwarten, er werde auch nichts Gemeines auf der practischen Laufbahn leisten, welche er, alsbald nach überstandener Prüfung, zu Köndringen unter den Augen und unter der Leitung seines erfahrnen Vaters, als dessen Gehülfe auf kurze Zeit, begann. Er übte sich hier im Predigen, und widmete die übrige Zeit des dortigen

stillen und freundlichen Aufenthalts im väterlichen Hause der Fortsetzung seiner theologischen, besonders aber auch der philologischen Studien, worüber er indeß andre Wissenschaften, z. B. Geschichte, nicht vernachlässigte; naturhistorische trieb er mit seinem jüngern Bruder, dem in der Folge wegen seines Andachtsbuches und seiner Schrift: Die Weisheit und Güte Gottes in der Natur u. dgl. berühmten jungen Manne, der leider! in der Blüthe seines Lebens dahin welkte, ein Opfer seiner, keine Grenzen kennenden, Anstrengungen. Ausgebildet und im Predigen schon geübt, um allein stehend mit Segen als Prediger wirken zu können, ward er im Jahr 1772 als Pfarr-Adjunct zu Mundingen bei Müllheim im badischen Oberlande, nicht weit von Basel, angestellt. Mit frischer Kraft und heiterm Leben trat er dort auf, und machte sich weiter mit allem dem bekannt, was zum practischen Leben eines Landpredigers gehört, der seiner Gemeinde das werden will, was er seyn soll, — ein ächter, christlicher Seelsorger.

Aber er setzte auch hier mit gewohntem Fleiße das classische Studium fort, und die dadurch errungene classische Bildung erwarb ihm im Jahr 1775 den Ruf seines Fürsten zum Prorectorat an dem Pädagogium zu Pforzheim. Wer kennt nicht diese Stadt durch den heldenmüthigen Tod ihrer 400 Bürger, welche sich in der am 27sten April 1622 vorgefallenen Schlacht bei Wimpfen gegen Tilly für ihren Fürsten und das Vaterland opferten? *) Seitdem diese Stadt aufhörte, die Residenz der Markgrafen von Baden zu seyn **), und

*) S. des Legat. Raths Posselt (berühmten Herausgebers der polit. Annalen ꝛc.) herrl. Rede zum Andenken dieser Helden.

**) Im Jahr 1565.

nur noch die sterblichen Ueberreste derselben, als Heiligthum, in ihrer Mitte aufbewahrte, befand sie sich vielleicht nicht in dem blühenden Zustand, als zu der Zeit, da Sander in ihre Mauern trat. Unter dem, von ganz Europa verehrten, von seinen Unterthanen mit kindlicher Liebe angebeteten, Fürsten Carl Friedrich hatte sie sich schnell zu diesem blühenden Wohlstande erhoben. Viele Fabriken, besonders von Bijouterie-Arbeiten, die ihre Waaren bis nach Ost- und Westindien versandten, wurden größtentheils von französischen Schweizern, für die der fromme Fürst eine besonders französ. reform. Pfarrei stiftete, errichtet. Viele andere Kaufleute aus dem Auslande, gelockt durch die weise, gerechte und liberale, Wissenschaften und Künste, Handel und Wandel so gern fördernde Regierung, ließen sich hier nieder. Der Handel blühte auf, die Bevölkerung wuchs sichtbar und der Wohlstand nahm unter den fleißigen, gewerbsamen und biedern Einwohnern mit jedem Jahre zu. Der heitere, gesellige und gutmüthige Sinn und Ton, der unter ihnen herrschte, machte den Aufenthalt daselbst höchst angenehm, und die Zahl gebildeter und für weitere Bildung in allem Wissenswürdigen empfänglicher Menschen war nicht klein. Gern folgte daher Sander dem Rufe an einen Ort, der ganz nach seinem Geschmack und seinen Wünschen war, und mit freundlichen Blicken und offenen Armen nahm man ihn auf. Hier lebte er eigentlich die schönsten Tage seines ganzen Lebens; und die Bilder dieser freundlichen Zeit traten oft mit der größten Lebendigkeit vor seine dankbare Seele. Freilich fand er dort manches, aus alter Zeit Herrührende, zu ändern, zu bessern, und mit Eifer und Kraft unternahm er es. Seine Einsichten setzten ihn dazu in den Stand, und die Achtung, das Vertrauen

und die Liebe seiner guten Pforzheimer erleichterten seine Unternehmungen und führten sie zum gewünschten Ziel. Das Pädagogium erhielt einen andern Geist, eine andre Gestalt. — Damals war die basedowsche Methode noch neu — aber wo sie bekannt wurde, erregte sie große Aufmerksamkeit. Viele, die sie kennen lernten, erklärten sich laut und mit eben der Wärme für die Einführung derselben, womit man sich 30 Jahre hernach für die pestalozzische Methode interessirte; und von ihr, hofften sie, würde Deutschlands Heil ausgehen. Und allerdings trat eine andre in mancher Hinsicht bessere Pädagogik mit der von Basedow ins Leben und machte Epoche in dieser Zeit. Wie hätte sie ohne Reiz und Interesse für den jungen Mann bleiben sollen, der sich mit feurigem Enthusiasmus der Jugend, und was ihre natur- und bestimmungsgemäßere Bildung förderte, hingab, und der für alle gründliche Verbesserungen im Schulwesen so erregbar, so empfänglich war. Auch er huldigte Basedow, aber nicht überall. Er prüfte, er machte Versuche, und nahm nur nach reiflicher Prüfung und öfteren Versuchen Mehreres an, und entwickelte dadurch zugleich den selbstständigen pädagogischen Character, dem er in der Folge nie untreu ward. Er war der leutselige Freund seiner Schüler und behandelte sie nicht, wie ein finstrer pedantischer Orbil. Er nahm Theil an ihren geselligen unschuldigen Spielen und sammelte sie nicht selten um sich her zu erholenden Spazirgängen. Ein Freund der schönen Künste, vorzüglich der Musik, wie er denn selbst in frühern Zeiten das Klavier mit Fertigkeit, Geschmack und Ausdruck spielte, förderte er auch diese bei Jung und Alt, und nicht selten stand er als Kenner an der Spitze musikalischer Vereine in seinem geliebten Pforzheim; denn er

kannte und pries immer mit großer Lebhaftigkeit den höchstwohlthätigen Einfluß dieser himmlischen Kunst auf die Sittlichkeit des Menschen, und auf den bessern und feinern Ton des geselligen Lebens. Wenn er aber auch hier im Kreise gebildeter Freunde der heitere Freund und durch manchen witzigen Einfall und durch unschuldig fröhliche Scherze, so wie durch geistreiche Gespräche die Seele der Gesellschaft war, so nahm er doch allen Ernst, mit Milde verbunden, in der Schule an. Lateinisch und Griechisch trieb er gründlich und tüchtig mit den jungen Leuten, und in seinem Unterricht verlor er nie die formale Bildung derselben aus dem Auge. So gelang es seiner Thätigkeit, seinen Einsichten und seiner Methode, das Pädagogium zum großen Flor empor zu bringen, worin es auch sein schon genannter würdiger Nachfolger erhielt, nur daß dieser den hier und da eingeschlichenen, durch die große Milde und Liberalität des Vorgängers erzeugten Mängeln in der Schulzucht abhalf.

So sehr nun auch Sander als Prorector seiner Schule lebte, so vergaß er doch nicht, von Zeit zu Zeit als Prediger zu Pforzheim aufzutreten. Seine mit größtem Fleiße ausgearbeiteten geschmackvollen und christlichen Predigten wurden zahlreich besucht, mit allgemeinem und wohlverdientem Beifalle aufgenommen und, so konnte es nicht fehlen, sie blieben nicht ohne großen Segen. Es war natürlich, daß solche Erfolge seine Liebe zum Predigerstande, wozu ihn sein Vater und er sich selbst ursprünglich bestimmte, nährten und stärkten. Diese Liebe, einige kränkende Vorfälle, die geringe Besoldung, und seine ökonomischen Umstände, die eine Beschränkung seiner Gastfreiheit und des heitern Lebensgenusses dringend nothwendig machten, trieben ihn, eine bessere Pfarrstelle auf dem Lande zu

suchen. Sein Gesuch war zu gerecht, als daß die Regierung ihm nicht hätte willfahren sollen. Er wurde im Jahr 1789 als Pfarrer zu Unterwössingen befördert. Dort war er nicht weit von seinen lieben Freunden in Pforzheim entfernt, und kam der Hauptstadt näher. Die freundliche Natur daselbst, das stille friedliche Landleben, das ihm vom väterlichen Hause her noch so lieb war, versprachen ihm eine heitere Zukunft, um so mehr, da diese Stelle auch im Ganzen seinen körperlichen Kräften angemessen war, und seinen ökonomischen Umständen aufhelfen konnte. Mit Vergnügen zog er daher an diesen Ort, und mit eben dem Eifer, womit er sich in Pforzheim seinem Berufe widmete, trat er nun in das Pfarramt ein. Dem talentreichen, an Thätigkeit gewöhnten und in Geschäften gewandten Manne, dem die ihm mitgetheilten Erfahrungen des Vaters zur Seite standen, und der schon früher ein Pfarramt bekleidete, ward es nicht schwer, auch hier den ernsten Ansprüchen zu genügen, welche dieses Amt an jeden macht, der sich ihm bestimmt. Seine wissenschaftliche Bildung, seine gründlichen theolog. Kenntnisse, worin er immer fortrückte, und die Klarheit seiner Ansichten beurkundeten sich in allen seinen Vorträgen, die übrigens nie die Fassungskraft seiner Gemeinde überstiegen. Sein Eifer für Jugendbildung, unterstützt von seinen pädagogischen Einsichten, wirkte sehr heilsam auf die Ortsschule, und sein heller Verstand, seine feine Menschenkenntniß, seine erprobte Klugheit, die Frucht so mancher, zum Theil bitterer, Erfahrungen im Bunde mit einem wohlwollenden Herzen und einem christlichen Sinn würden ihn gewiß in den Stand gesetzt haben, der Welt zu zeigen, was ein tüchtiger Landpfarrer aus sei-

ner Gemeinde machen kann, wenn er länger daselbst geblieben wäre.

Aber die badische Regierung kannte und ehrte seine Kenntnisse und Verdienste zu gut, als daß sie ihm nicht einen ausgedehntern Wirkungskreis hätte anweisen sollen und wollen. Er wurde daher unter dem 12. October 1791 mit dem Titel eines Professors als Assistent bei der ersten und zweiten Classe des Gymnasii illustris (so nannte man damals das Lyceum) und mit der Verbindlichkeit, monatlich einmal in der Hofkirche zu predigen, nach Carlsruhe berufen. Mit Dank und mit den besten Vorsätzen nahm er einen so ehrenvollen Ruf an, der ihn in die Nähe seines hochverehrten Fürsten und in die Verbindung mit den ausgezeichnetsten Männern der Residenz brachte.

Diese neue Laufbahn begann er mit freudiger Kraft. Aber sie erlag bald den großen Anstrengungen, denen er sich unterzog, so daß er schon im Jahr 1794 zur Wiederherstellung seiner sehr geschwächten Gesundheit eine Reise zu seinen geliebten Aeltern und Verwandten machen, und um eine Erleichterung in seinen Arbeiten bitten mußte. Diese Erleichterung ward ihm gern gewährt, da man wohl einsah, daß mehrere Zweige des Unterrichts, die er übernommen hatte, z. B. Rhetorik mit Ausarbeitungen, ihm, außer den 23 Stunden, die er wöchentlich mit andern Lectionen in der Schule zubrachte, noch so viele Zeit zu Hause zur Durchsicht und zu Correcturen der Ausarbeitungen der jungen Leute raubte. Man gestattete ihm einen Gehülfen in einigen Lectionen. Im Jahr 1798 wurde Sander zum Hauptlehrer und ordentlichen Professor der Geschichte und Beredtsamkeit befördert und in der Folge übertrug ihm der Fürst die Direction des Lyceums. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte

Vertrauen seines Fürsten und seiner nächsten Vorgesetzten, durch den Erfolg, welchen seine pädagogischen und übrigen Kenntnisse, seine Leichtigkeit und Gewandtheit, seine Klarheit und Gründlichkeit im Unterricht, sein hochgebildeter Geschmack in Behandlung der griechischen und römischen Classiker, sein gewissenhafter Fleiß, sein heiterer und väterlicher Sinn, und seine Liebe zur Jugend, womit er deren Herzen gewann, hervorbrachten. Hier war er also ganz an seinem Orte. Er wirkte mit ganzer Seele, und was er bewirkte, davon möge die große Zahl der Schüler zeugen, welche jetzt als verdiente Männer, zum Theil in hohen Staatsämtern, oder als würdige Diener der evangelischen Kirche, seine besten Lobredner sind, und das Andenken an die Verdienste, die er sich um sie erwarb, in einem dankbaren und treuen Herzen bewahren.

Dabei setzte er seine Prediger-Studien fleißig fort, so viel ihm nur die übrigen Amtsgeschäfte Zeit dazu vergönnten. Da er auch monatlich einmal als Prediger in der Schloßkirche auftreten mußte, wo er stets auf die Anwesenheit des Hofes, so wie auf eine große und ausgezeichnete Versammlung rechnen konnte, so verwandte er auf die Ausarbeitung seiner Predigten den größten Fleiß, denn er war gewohnt, stets nach allen seinen Kräften das Beste zu geben. Wären seine Predigten, die von dem Reichthum seines Geistes und Gemüths, von seinem guten Geschmack und seinem evangelischen Sinn das wahrhafteste Zeugniß ablegten, gedruckt worden; gewiß hätte man ihn zu den vorzüglichsten Kanzelrednern seiner Zeit gezählt. Aber die Hauptgeschäfte am Lyceum, die all' seine Zeit und seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen, gestatteten ihm nicht, lange und oft zu predigen,

und die Schwäche seiner Brust nöthigte ihn zuletzt, dieses Geschäft gänzlich aufzugeben. Er beschränkte sich daher auf seine übrigen Amtsarbeiten, bei welchen er das Möglichste leistete.

Es war vorauszusehen, daß die bisher erworbenen Verdienste von einem so gerechten, für alles wissenschaftliche Leben so empfänglichen und mit gelehrten Männern so gern sich umgebenden Fürsten, wie Carl Friedrich war, der auch die in den letzten Zügen gelegene Universität zu Heidelberg in neues Leben zurückrief und sie in ihren jetzigen blühenden Zustand versetzte — auch lohnend anerkannt wurden. So erhielt der Verstorbene im J. 1798 den Character und Rang eines Kirchenraths. Höchst wohlthätig und ermunternd wirkte diese Anerkennung auf die fernere Thätigkeit desselben. Er suchte sich mit allen Kräften seines Amtes würdig zu beweisen. So entstand eine edle Erwiederung von Verdienst und Anerkennung, von Belohnung und Dankbarkeit. Sie sprach sich bald weiter dadurch aus, daß Sander im Jahr 1803 zum wirklichen Kirchenrath mit Sitz und Stimme im Collegium ernannt wurde. Die Vereinigung eines großen Theils der Rheinpfalz, so wie nach einiger andrer Gegenden, z. B. Lahr mit der Markgrafschaft Baden, welche nun zum Kurfürstenthum erhoben ward, die Auflösung des bisherigen lutherischen Consistoriums zu Heidelberg und die Hieherweisung der Geschäfte desselben, machten die Vermehrung der Zahl der Glieder des Kirchenraths in Carlsruhe dringend nöthig; und welcher war fähiger zur Uebernahme eines großen Theils dieser neuen Geschäfte, als — Sander? — Damals ward das Collegium von einem Manne dirigirt, der in der Geschichte der evangel. Kirche, wie des an Ländern immer mehr wachsenden, in seiner Ver-

fassung sich immer mehr zur Einheit ausbildenden Staates unvergeßlich bleiben wird — es war der nachmalige Staats- und Cabinetsrath Dr. Nicolaus Friedrich Brauer. *) Ein viel umfassendes Genie, eine gründliche Gelehrsamkeit sowohl in der Rechtswissenschaft und ihren verschiednen Disciplinen, als selbst in der Theologie, eine starke Kraft, eine unermüdbare Thätigkeit, eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe, eine ungemeine Leichtigkeit und Umsicht in Geschäften, vereinigten sich in einem seltnen Grade in diesem Manne, den noch der Ernst, die Würde, die Einfachheit und Reinheit seines Lebens, vorzüglich aber sein tief frommer und wahrhaft christlicher Sinn, **) allen, die ihn kannten, höchst ehrwürdig machten. Unter diesem Director, der auch zugleich sein offener und fester Freund war, bildete sich Sander in seinem kirchlichen Wirkungskreise zu dem Mann, der er in der Folge ward. In kurzer Zeit hatte er der lutherischen Kirche des Unterlandes die Gleichförmigkeit mit der Kirche des alten Landes gegeben, und bald

---

*) Er ist der Verfasser der evang. Kirchenrathsordnung, der Ehegerichtsordnung und mehrerer andern kirchlichen Ordnungen — der Organisationsedicte, der Censurordnung, der Oberhofgerichtsordnungen u. s. f., so wie mehrerer gründlichen juridischen Werke, z. B. der Erläuterungen des Code Napoleon ꝛc. (S. Hartleben in s. statistischen Gemälde von Carlsruhe bei Braun 1815) — geboren zu Büdingen den 14. Februar 1754, gestorben den 17. November 1813. Siehe die gedruckte Rede Sanders auf Brauer.

**) Davon zeugen z. B. seine Schriften: Das Christenthum ist Regierungsanstalt; über die Verheißungen von Gebetserhörungen u. drgl., vorzüglich die herzlichen und salbungsvollen Lieder, die er verfaßt hat, und die zum Theil im neuen Carlsruher Gesangbuch aufgenommen sind.

zeigte sich dort die Wohlthätigkeit der neu eingeführten Institute. Größeres hätte er freilich sogleich geleistet, wenn die dort fast gänzlich fehlenden ökonomischen Hülfsmittel sich nicht so mächtig hemmend seinem eifrigen Wirken entgegengesetzt hätten; doch was damals unter den gegebenen Umständen geschehen konnte, geschah, und gewiß hatte er großen Antheil an dem hochherzigen Entschlusse des unvergeßlichen Carl Friedrichs, der seiner mittellosen Kirche im Unterlande einen Fond von 12000 Fl. zur Errichtung und Verbesserung von Pfarreien und Schulstellen anwies; und die Gründung eines sogenannten Pfarrhülfsfonds zur Unterstützung nothleidender luther. Pfarrer und Schullehrer war großentheils sein Werk.

Die Aufmerksamkeit auf diesen Theil der ev. luth. Landeskirche, worüber er aber auf keine Weise die treue Fürsorge für die übrigen Theile vernachlässigte, und die genaue Kenntniß, die er sich von allen Theilen verschafft hatte, gab ihm Gelegenheit und Antrieb genug, das größte Werk seines Lebens zu unternehmen und glücklich zu Stande zu bringen — die Vereinigung der evangelisch-lutherischen und evangelisch-reformirten Kirche im Lande. Der vorhin erwähnte damalige Kirchenraths-Director, Staatsrath Brauer, hatte, als im Jahr 1803 ein Theil der Pfalzgrafschaft, wo beide evangel. Kirchen unter einander lebten, an die Markgrafschaft Baden fiel, die Idee und den Wunsch dieser Vereinigung in seiner Schrift: „Gedanken über einen Kirchenverein beider protest. Religionsparteien (Carlsruhe 1803)" ausgesprochen. Wenn gleich in der Folge diese Idee nicht so realisirt, und sein Wunsch nicht so erfüllt wurde, wie er vorschlug, so erregte sie doch Aufmerksamkeit und Nachdenken über diese so hochwichtige Angelegenheit,

Die Unbefangenen, welche sich mit dem wahren Geiste des Evangeliums und dem Wesen des Protestantismus vertraut gemacht hatten, gaben der Idee Beifall und stimmten in diesen christlichen Wunsch ein, wenn sie gleich mit mehreren Mitteln der Ausführung nicht zufrieden waren. Andre, mehr vom Kirchenthum befangene, traten öffentlich gegen die obige Schrift auf. Die Ausführung ruhte daher eine Zeitlang, aber nicht der Plan, oder die Sache selbst. Die Aufhebung der seit so vielen Jahrhunderten bestandenen Verfassung des deutschen Reiches im Jahr 1806, wodurch der bisherige Kurfürst als Großherzog von Baden erklärt und in völlige Souveränitätsrechte gesetzt und mehrere Fürsten und Stände mediatisirt und unter seine Hoheit gestellt wurden, brachte die Ausführung dieser Vereinigung näher, und der erste Schritt dazu war die Auflösung des reformirten Kirchenraths in Heidelberg und dessen Vereinigung mit dem luth. Kirchenrathe in Carlsruhe im J. 1807, welche beide Collegien nun vereinigt, mit der Benennung: ev. Oberkirchenrath, bezeichnet wurden. Diese Verbindung, wogegen freilich sowohl von dem ev. ref. Kirchenrath, als einem Theil der reformirten Geistlichen Vorstellungen, jedoch vergebens, gemacht wurden, zeigte sich doch dem Unbefangenen bald in ihren Folgen, in mehr als einer Rücksicht, nothwendig und wohlthätig. Denn viele Ersparnisse für beide Kirchen waren nun möglich gemacht, manche Reibungen hörten auf, die Geschäfte wurden erleichtert und die beiden Kirchen waren doch nun einmal schon in ihren obersten Behörden vereinigt, wodurch natürlich die gute Sache der Kirchenvereinigung sehr befördert wurde. In dem, im J. 1805 von Bremen als Professor der Theologie und reformirten Kirchenrath nach Heidelberg berufenen, und früher

schon in seines ehemaligen Schulgenossen, Landsmannes und vertrauten Freundes, Brauer, Idee und Wunsch eingegangenen, durch seine viele Schriften der Welt bekannten Dr. Ludwig Ewald, der in diesen Oberkirchenrath versetzt worden, gewann Sander einen kräftig thätigen Amtsgenossen und in der Folge einen bewährten Freund.

Um diese Zeit lebte in Staatsdiensten der hochberühmte Graf von Benzel-Sternau, der geistreiche Verfasser des goldnen Kalbs und mehrerer ausgezeichneten Schriften, höchst empfänglich für alles Gute und Schöne, und eifriger Förderer alles dessen, was zu des Volkes Bildung abzweckte. Unter ihm ward eine sogenannte General-Studien-Commission errichtet, welche zum Theil aus dem Geistlichen und Ministerialrath Brunner von Seiten der kathol., Oberkirchenrath Sander von Seiten der luther., und von Seiten der ev. ref. Kirche, aus dem Oberkirchenrath Ewald bestand. Diese Commission hatte die Bestimmung und den Auftrag, das niedere und höhere Schulwesen zu reformiren und im ganzen Lande möglichst gleich zu stellen. Es sollten für die Schulen der drei Confessionen allgemeine Pläne entworfen und das Beste derselben, wozu auch die übrigen Anstalten für Künste und Wissenschaften gehörten, im Allgemeinen bedacht und berathen werden. Viel begannen die Glieder dieser Commission und am thätigsten zeigte sich auch hier Sander. Aber die damaligen Zeiten und Verhältnisse hinderten Manches, und als Graf von Benzel-Sternau aus badischen Diensten trat und von Carlsruhe wegzog, so lös'te sich diese Commission gänzlich auf. Doch, was sie begann, wurde, großentheils nur auf eine andere Weise, fortgesetzt und zum Ziele geführt.

So arbeiteten die genannten 3 Männer an

der Vereinigung der beiden kath. und ref. Gymnasien zu Heidelberg und Mannheim (welch' letzteres zu einem Lyceum erhoben ward) zu einer für alle 3 Confessionen gemeinschaftlichen Anstalt, und es wurden deshalb auch lutherische Lehrstellen, aus Staatsmitteln dotirt, und mit luther. Lehrern besetzt, damit verbunden. Der Erfolg entsprach den Bemühungen dieser Männer. Die Rede, welche Sander bei der Eröffnung des Lyceums zu Mannheim hielt, ward wegen ihres geistreichen Inhalts und wegen ihrer trefflichen Form mit dem lautesten Beifall der Zuhörer gekrönt, der sich durch den Druck, wozu er sie auf dringendes Verlangen förderte, noch mehr rechtfertigte.

Wehe that es ihm, als im Jahr 1809 die bisher gewohnten Verhältnisse seines Collegiums, in welchem er so viel leistete, aufhörten, als durch die neue Organisation der Oberkirchenrath in seiner bisherigen Art aufgehoben und in eine ev. Kirchensection des Ministeriums des Innern verwandelt und mit diesem in eine nähere Verbindung gesetzt wurde. Die Bitte um Beibehaltung dieses Oberkirchenraths in seinem bisherigen Bestand und Umfang, in seinen bisherigen Rechten und Verhältnissen, hatte er im Namen seines Collegiums, wiewohl vergeblich, in einer Vorstellung ausgesprochen, welche seine Sachkenntniß und Freimüthigkeit sowohl, als seine Klugheit und Umsicht im schönsten Lichte zeigte. Von dieser Zeit an wurde Sander ein Glied der evang. Kirchensection des Minister. des Innern und Glied des geistlichen Plenums desselben, wie auch einer besondern Kirchen- und Prüfungs-Commission. Er fügte sich hinterdrein gern in diese neue Gestaltung, weil er die Ueberzeugung durch die Erfahrung schöpfte, daß auch dieser neue Stand der Dinge viele empfehlende

Seiten darbiete, und wirkte mit gewöhnlicher Unverdrossenheit fort,

In dem alten Lande bestand seit geraumer Zeit eine treffliche Anstalt für ev. luth. Pfarrwittwen. Sander ließ sich das Aufkommen dieser Anstalt und damit die Verbesserung der hülflosen Lage vieler bedauernswerthen Pfarrwittwen auf's ernstlichste angelegen seyn. Noch schlimmer stand es um die Wittwen der Schullehrer, welche anfänglich nach dem sehr geringen Fond der für sie gestifteten Anstalt nur wenige Unterstützung fanden, und oft mit ihren Kindern dem Elende preisgegeben waren. Auch diese Noth ging dem mildthägen Manne zu Herzen. Auch ihr Schicksal zu verbessern, war sein rastloses Streben, und er hob bald den Schullehrer-Wittwenfond zu einer, so weit es nur möglich war, bedeutenden Höhe. Nicht weniger war er für außerordentliche Nothfälle, worin Pfarrer nicht selten gerathen, bedacht. Er bewirkte die Vermehrung des Hülfsfonds und brachte es außerdem dahin, daß die Einkünfte von Pfarreien, welche wegen besonderer, nicht abzuweisender Gründe, eine kurze Zeit durch Pfarr-Verweser verwaltet werden mußten, (Intercollargefälle) zu außerordentlichen kirchlichen Zwecken eingezogen wurden. — Als nun der Hauptdirector der beiden Wittwenfonds — dessen Verwaltung nach Diöcesen des Mittel- und Oberlands durch besondere Commorariate vertheilt ist — Pfr. Hofmann zu Blankenloch bei Carlsruhe, im Jahr 1817 starb, so übertrug die Regierung, wohl unterrichtet von seiner genauen Kenntniß dieser beiden Institute, von seiner Ordnungsliebe, Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit, an Sander die allgemeine Direction; und es ist großentheils sein Verdienst, daß sich diese beiden Anstalten ihres jetzigen blühenden Zustandes

erfreuen; wie der gleich erfreuliche Zustand des im Jahr 1811 errichteten Pfarrwittwenfiscus für das Unterland dem Staatsrath Eichrodt, vormaligem Director der ev. Kirchen-Section, und ihrem nunmehrigen Vicedirector Hofmann zugeschrieben werden muß.

Aber sein größtes und bleibendstes Verdienst ist die großentheils, wie oben schon kürzlich bemerkt worden, durch ihn bewirkte Vereinigung der beiden protestantischen Kirchen des Landes. Nicht ohne die größte Behutsamkeit verfuhr man hiebei und ging erst dann thätiger ans Werk, als man des Gelingens gewiß zu seyn glauben durfte. Der Verfasser erlaubt sich, eine kurze Geschichte dieses rühmlichen Unternehmens hier einzuschalten, theils weil er hoffi, daß sie das Interesse des protestant. Auslands erregen dürfte, theils auch, weil sie mit der letzten Periode des Lebens und Wirkens des Vollendeten in so genauer Verbindung steht, daß man sie beide kaum von einander trennen kann.

Es ist bekannt, daß die Pfalz, seit 1546 wo Kurf. Friedrich II. die Reformation förmlich einführte, der Kampfplatz beider protest. Kirchen war. Die reform. Kirche behielt jedoch zuletzt die Oberhand. Aber diese sprach schon im J. 1610 ihr Verlangen nach einer Union, sowohl im Kirchlichen, als Politischen, aus. In letzterm kam sie wohl größtentheils zu Stande, aber nicht im Kirchlichen. Man hätte sich luther. Seits in mehreren Ländern eher mit der kathol. Kirche, als mit der Schwesterkirche vereinigt. So groß war die Kluft noch zwischen ihnen. Man denke nur an den sächsischen Oberhofprediger Hoe von Hohenegg! Als Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, die böhmische Königskrone annahm, die er sobald wieder — durch eigene Schuld — verlor, als der dreißigjährige

Krieg auch über seine Erbländer verheerend ausbrach, da schien es um die protest. Kirche auch in der Pfalz geschehen zu seyn. Doch der westphälische Friede setzte den Sohn des unglücklichen Fürsten, Carl Ludwig, wieder in den Besitz des größten Theils der verlorenen Länder und Würden. Aber er fand das schöne Land im traurigsten Zustand. Ganze Dörfer waren verschwunden, die fruchtbarsten Gegenden waren Wildnisse geworden, oder lagen unbebaut, und die Flecken und Städte waren zum Theil verheert, zum Theil durch Krieg und Pest entvölkert. Der treffliche Fürst, in der Schule großer Widerwärtigkeiten erzogen, lange ein Flüchtling am Hofe des nahverwandten Prinzen von Oranien im Haag, und überhaupt in Holland sich aufhaltend und dort bekannt geworden mit den Grundsätzen der Duldung, rief bald, nachdem er nach Heidelberg zurückkehrte, fremde aus der Schweiz und aus allen Gegenden des protest. Deutschlands, und viele der Religion wegen verfolgte Franzosen in sein verödetes Land. Er schenkte den ev. lutherischen Eingewanderten Religionsfreiheit, wie wohl noch in einem ziemlich beschränkten Umfang. Er baute zuerst eine luth. Kirche in Heidelberg und in Mannheim, einen Tempel sogar für alle drei Confessionen, dem er den Namen Concordien-Kirche verlieh, und der in der Folge die Asche seiner geliebten von Degenfeld umschloß. Der für seine Zeit in seltnem Grade aufgeklärte Fürst sah wohl ein, in welche Gefahren und Nachtheile die Trennung der protestant. Kirchen beide gebracht habe und noch bringe, und dies bewog ihn, einen Versuch zu ihrer Wiedervereinigung im October 1656 anzustellen; ein Werk, wie er selbst in dem Protocoll der darüber gehaltenen kirchenräthlichen Sitzung, wobei er den Vorsitz nahm, ausdrücklich sagte: „ein

Werk, welches an sich selbst löblich, nützlich und nöthig sey, weil sie nur Ein Fundament der Seligkeit, Einen Gott, Einen Glauben, Eine Taufe mit uns haben. Daß es löblich, sey außer allem Zweifel, nützlich sey es ratione der bessern Zusammensetzung in ecclesiasticis als politicis, daher auch nöthig, sonderlich aus der Ursache, weil wir unter den Catholischen sitzen, und ihrentwegen andere Hülfe wohl von nöthen haben." *) — Aber dieser Versuch, bei welchem man mit Würtemberg den Anfang machte, schlug gänzlich fehl und schreckte von weitern Vorkehrungen ab, um so mehr, da bald andere Ereignisse eintraten, welche den trefflichen Regenten ganz beschäftigten — und so ruhte über ein Jahrhundert die Sache.

Mit dem Tode des letzten Kurfürsten Carl aus der Simmerischen Linie (1685) dem die catholische Pfalz-Neuburgische Linie in der Person Philipp Wilhelms in der Regierung folgte, tritt die Kampf- und Unglücks-Periode für die protest. Kirche ein. Die Glieder beider Kirchen wurden gedrückt. Ausgeschlossen von allen, selbst den unbedeutendsten Staatsämtern, überall beschränkt, zurückgestoßen, preisgegeben der Willkühr der Beamten, deren vorzüglichste Eigenschaft und deren höchstes Verdienst es war, die Protestanten zu mißhandeln, und sie durch List oder Gewalt in den Schooß der catholischen Kirche zurückzuführen, hätten sie wahrhaftig Ursache genug gehabt, sich enger und fester an einander zu schließen. Allein ein unseliges Mißtrauen hielt sie von einander; und dieses Mißtrauen suchte die von

*) Man sehe die höchst merkwürdigen Protocolle dieser Unions-Verhandlungen in den Zusätzen und Beilagen zu Wundts Geschichte Carl Ludwigs, Kurfürsten von der Pfalz.

jesuitischen Beichtvätern geleitete Regierung mit größter Feinheit und Sorgfalt zu unterhalten. Sie hob bald diese, bald jene Partei, sie verleumdete die eine bei der andern, sie nährte mit Schlauheit die Streitigkeiten der beiden, und indem sie beide so trennte, oder auseinander hielt, wollte sie beide zu Grunde richten und ausrotten. Die Reformirten sahen in den Lutheranern nur die Neider ihrer Güter, oft sogar Laurer und Verräther der gemeinschaftlichen Sache an die Regierung, der jedes Mittel willkommen war, das zum Zweck zu führen versprach. Diese, durch deren Mißtrauen gekränkt, durch deren etwas vornehme Behandlung beleidigt, mit ihren Ansprüchen zum Theil bitter zurückgewiesen, und durch das Versprechen der Unterstützung der Regierung aufgereizt, verbanden sich nicht selten mit derselben, traten oft öffentlich gegen die reformirten auf und bedachten nicht, daß sie nur die Werkzeuge einer Partei seyen, die sich ihrer nur so lange bediente, als es ihr Zweck forderte, und die sie dann eben so bald fallen ließ, als dieser Zweck erreicht war.

Aber allmälig gingen den Protestanten die Augen auf, und sie mußten sich beide überzeugen, daß eine längere gegenseitige Entfremdung sie beide zum Opfer der Intoleranz machte. Gewiß trug auch die unter den protestantischen Theologen sich immer mehr entwickelnde liberalere Denkungsart nicht wenig dazu bei, die sich so verkennenden und gegen einander so gespannten Gemüther allmälig versöhnend zusammen zu führen. Schon im letzten Zehend des vorigen Jahrhunderts äußerten mehrere, von wahrhaft evangel. Sinn beseelte, würdige Geistliche beider Confessionen sich gegenseitig ihre Wünsche und es wurden schon Plane zu einer Union entworfen. Aber sie scheiterten an den Ereignissen des Krieges, an der Ungewißheit des Schicksals der

Rheinpfalz, an der Gewißheit einer mildern und weisen Regierung unter dem edlen Maximilian Joseph, der auch, als er 1799 die Regierung antrat, diese Erwartungen nicht täuschte und endlich und hauptsächlich an dem ökonomischen Zustand der beiden protest. Kirchen, da die luth. ziemlich mittellos war, die reformirte hingegen große Güter und Einkünfte, besonders jenseits des Rheins besaß, die freilich in der Folge durch die Einverleibung des linken Rheinufers mit Frankreich verloren gingen. Das Dogma vom Abendmahl und der Ritus erregten weniger Schwierigkeiten, und in der Verfassung hatte die luther. Kirche von der reform. das Meiste angenommen.

Als der Schmerz der Pfälzer über die Zerstückelung ihres geliebten Vaterlands nur durch das Glück beschwichtigt wurde, daß der ansehnlichste Theil der diesseitigen Pfalz einem Fürsten zufiel, dessen frommer Sinn, Weisheit, Gerechtigkeit und Milde längst bekannt und verehrt waren, und daß die protest. Kirche der Pfalz, unter einem protest. Fürsten stehend und leicht mit der badischen verbunden, sich wie diese, gleichen Schutzes und gleicher Rechte würde erfreuen dürfen, — da erwachten die Wünsche nnd Entwürfe zu einer Vereinigung von neuem. Einzelne geistliche Deputirte von einigen reformirten Diöcesen sprachen vor ihrem neuen und wahrhaften Landesvater 1803 den Wunsch aus, „daß er doch auch diesen Edelstein noch in seine Krone setzen möchte — die Union;" worauf der weise Fürst mit frommer Rührung erwiederte: „Auch er wünsche von Herzen diese Vereinigung der Schwester-Kirchen, aber er glaube dennoch, daß man sie der Zeit und der göttlichen Leitung überlassen müsse." Dieser Wunsch kam indessen den oben schon erwähnten Entwürfen des

Directors des luther. Kirchenraths Brauer sehr entgegen. Von der ev. lutherischen Geistlichkeit des Oberlandes war noch weniger Widerstand zu fürchten. Wiewohl hier das Bedürfniß einer Union nicht gefühlt ward, da keine solche Gründe wie in der gemischten Pfalz vorhanden waren, und die lutherische Kirche sich im blühendsten Zustand befand, so sah man doch diese Angelegenheit aus einem höhern Standpunct an. Längst schon hatten dort liberalere Gesinnungen Eingang gefunden. Die Nähe der Schweiz, der häufige Verkehr badischer evangel. Gemeinden mit dem benachbarten Basel, und der auch dadurch geförderte Austausch religiöser Ansichten halfen der Verbreitung solcher Gesinnungen sehr fort, daher gewiß auch die früher schon gemachten Anträge einiger luth. Synoden, daß bei dem h. Abendmahl statt der Hostie Brot gebraucht werden möchte. So kam es, daß Brauer die oben erwähnte Schrift herausgab. Jetzt war die Idee der Union schon ziemlich verbreitet, die Verträglichkeit und das gegenseitige Vertrauen bei der Confession wuchs täglich, und die Anhänglichkeit ans Alte nahm sichtbar ab. Beide Kirchen begriffen und verständigten sich nach und nach in ihrem Geiste und Wesen, fanden die Unterschiede, die sie noch trennten, nicht so wichtig, sahen die großen Segnungen gründlich ein, welche eine Vereinigung gewährte, und die Nachtheile, die ihre Trennung hervorbrachte, und die ihnen die Geschichte des Vaterlands im Kleinen, und Deutschlands im Großen, warnend stets vor die Augen hielt. Daher machte es schon wenigstens auf Landgemeinden keinen widrigen Eindruck mehr, wenn an manchen Orten luther. und reform. Geistliche sich in ihren Amtsverrichtungen wechselseitig unter-

stützten, wenn ein luther. Candidat für einen reform. Pfarrer, und umgekehrt, vicarirte.

Der erste auffallende und größere Schritt geschah nun durch die Vereinigung der beiden evang. obern Kirchenbehörden in Einen Oberkirchenrath, freilich, wie schon gesagt, zum Theil nicht ohne lebhaften Widerspruch mancher reform. Geistlichen. Man muß aber diesen nicht dem Parteigeiste, noch einer starren Beharrlichkeit beim Alten zuschreiben, sondern vielmehr einem, durch die Geschichte ihrer Kirche leicht zu rechtfertigenden, Mißtrauen, und dem Umstande, daß sie sich auf einen blos historischen Rechtsboden stellten. Die Regierung nahm diesen Widerspruch mit Nachsicht auf, denn sie erkannte immerhin die gute Gesinnung und den nicht zu tadelnden guten Willen der Remonstrirenden; aber sie ging ihren planmäßigen Gang dennoch fort, weil sie sich's bewußt war, daß sie es redlich meine, und die gewisse Ueberzeugung hegte, daß auch die jetzt noch Widersprechenden bald andern unbefangenern, über Kirchenthum sich erhebenden Ansichten folgen würden. Eine andre Einrichtung entstand als Folge der ersten. Man gab lutherischen Pfarrern und Schullehrern reform. und reformirten luther. Aufseher oder Special-Superintendenten; doch behielt man noch einige Zeit die bisherigen Inspectionen bei, welche in reinen Confessions- und kirchlich-öconomischen Angelegenheiten das Beste ihrer Kirche zu besorgen hatten, bis auch diese durch den Tod oder anderweitige Beförderungen dieser Geistlichen, allmälig eingehen konnten. Ferner führte man eine Gleichförmigkeit in der Feier einiger Festtage ein, z. B. des Gründonnerstags und Charfreitags, und verlegte den allgemeinen Bußtag auf letztern, so wie den allgemeinen Danktag auf den letzten Sonntag des

Kirchenjahres, um auch dadurch in den Augen des Volks die Trennung immer mehr zu antiquiren. Man ging wieder einen Schritt weiter dadurch, daß man, besonders als an lutherischen Candidaten Mangel sich zeigte, luth. Vicariate, Pfarrverwesungen, ja sogar geringe Pfarreien mit ref. Candidaten besetzte.

Nachdem nun diese äußerlichen Verhältnisse angeordnet waren und schon einige Zeit bestanden, und hiermit eine äußerliche Union zweckmäßig eingeleitet war, dachte man mit Ernst an die innere Verschiedenheit der Lehre, des Ritus und der Verfassung, vorzüglich aber an die erstere, denn des Geldes oder anderer äußerer und vorübergehender Gründe wegen, sollten sich beide Kirchen nicht mit einander verbinden; sondern die neue Kirche sollte, wie die alten, durch die Lehre, auf dem festen Fundament eines gemeinsamen evangel. protest. Glaubens aufgerichtet stehn. Ein gemeinsames Lehrbuch, worin beide Confessionen als Eins im Glauben wie in der Liebe und der Hoffnung sich aussprachen — war also unabweislich nöthig. Sonach erhielt, da ein früher von einem nun verstorbenen Mitglied des Colleg. ausgearbeiteter Entwurf eines Katechismus nicht angenommen ward, eine Commission von zwei reform. und zwei luth. Decanen im Jahr 1818 den Auftrag, in Rastadt zusammen zu treten, um sich über die Abfassung eines Katechismus zu berathen. Es waren wohl unterrichtete, gemäßigte, mit den Bedürfnissen des Volks genau bekannte, und sich der Achtung und des Vertrauens der Geistlichkeit im hohen Grade erfreuende Männer *); und sie erfüllten vollkom-

*) Decan Hizig von Auggen bei Müllheim und De-

men die Erwartung, die man von ihnen hegte. Alle vier, von demſelben Wunſche der Union beſeelt, berathſchlagten ſich in brüderlicher Liebe über dieſen Auftrag, und mit einem Ernſt, einer Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit, welche die Wichtigkeit dieſer Angelegenheit forderte. Sie wurden über die Lehre, nach der ſorgfältigſten Erwägung und Beſprechung, einig; und einer übernahm nun den Entwurf eines Katechismus, den er aber nicht ausführte, ſondern einem andern Gliede der Commiſſion übertrug, der ihn auch im J. 1821 der Generalſynode vorlegte. Jetzt hatte die Kirchenſection auch die Ueberzeugung gewonnen, daß es wohl nicht eigentlich mehr die Lehre war, welche die beiden Kirchen trennte, ſondern daß es nur auf eine Modification in der Lehre vom h. Abendmahl (denn nur hierin war man noch in der Pfalz verſchiedner Anſicht; die Lehre von der Prädeſtination Calvins hatte die pfälz. ref. Kirche längſt aufgegeben, oder eigentlich und im Grunde, ſie hatte ſie nie angenommen) ankomme, worin ſich beide Kirchen erkennen und vereinigen konnten.

Immer aber ſchien die Verſchiedenheit des öconomiſchen Zuſtandes beider Kirchen des Unterlandes (vom Oberlande, das ſeine beſondere Fonds hatte, konnte keine Rede ſeyn —) der guten Sache hauptſächlich hinderlich zu ſeyn; denn die reformirten konnten doch ihre Güter, worauf ſo große und ſchwere Laſten ruhen, nicht noch mit den luth. theilen, und nicht mit Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit durfte noch wollte man hier verfahren. Vielleicht aber auch dachte man ſich die einen zu

---

can Fecht von Kork lutheriſcher — und Kirchenrath und Pfr. zu Wiesloch, Reimold und Decan Müller von Eppingen reformirter Seits.

reich und die andern zu arm. Das Collegium zog daher mehrere mit den örtlichen Verhältnissen bekannte Geistliche zur nähern Berathung hierüber, und rief von luth. Seite den Kirchenrath, Decan und ersten Stadtpfarrer zu Heidelberg, Wolf, und den Pfarrer Ribstein zu Flinsbach, von reform. den vormaligen Decan und Pfarrer Helfenstein zu Wieblingen und den Decan und ersten Stadtpfarrer Bähr zu Heidelberg im November 1819 nach Carlsruhe. Diese 4 Männer aber suchten sich, da man sie mit dem Gegenstand und Zweck der gemeinschaftlichen Berathung vorher bekannt gemacht hatte, erst selbst unter einander zu verständigen und zu vereinbaren über die von ihnen aufzustellenden Grundsätze, und da sie alle mit dem Wunsch der Vereinigung erfüllt waren, ohne die Gerechtigkeit, die jeder Kirche gebührt, zu verletzen, und also jeder ihren ökonomischen Grund und Boden möglichst zu erhalten, so war die Uebereinstimmung ihrer Ansichten und Absichten eine den besten Erfolg sichernde Vorbereitung. Sie legten nun bei der ersten Sitzung des Collegiums, wozu noch die Glieder der Kirchen- und Prüfungs-Commission gezogen wurden, schriftlich ihre Grundsätze vor, und ein wundersames Zusammentreffen dieser in Heidelberg beschlossenen Grundsätze mit den Vorschlägen des Collegiums fast in allen Theilen erschien beiden als die erfreulichste Vorbedeutung, daß das schöne Werk gelingen werde, und erfüllte alle Anwesenden mit herzlicher Freude.*)

Durch solche Uebereinstimmung in dieser, wie man dachte, delicatesten Angelegenheit, und durch solche Erfolge ermuthigt, und nachdem das Colle-

*) Diese Grundsätze sind meistens in der Beilage D. der bad. Unions-Urkunde enthalten.

gium auf Verlangen feierlich erklärt hatte, daß die Union nicht blos auf die Pfalz sich beschränke, sondern über das ganze Land ausgedehnt werden solle, ging man nun zur Berathung über die andern Puncte der bisherigen Trennung über. Sie betrafen die Lehre vom h. Abendmahl, den Ritus und die Kirchenverfassung. Der bei mehr als einer Gelegenheit zu Tag gelegte gute und reine Wille, die Unbefangenheit, Ruhe, Umsicht und Gewissenhaftigkeit von beiden Seiten, die in den Conferenzen herrschten, führten zum erwünschten Ziele, um so mehr, da man über einige wenige außerwesentliche Verschiedenheiten leicht sich noch in der Folge vereinbaren konnte, zumal da man wohl die Nothwendigkeit einer von einem der vier Geistlichen vorgeschlagenen General-Synode erkannte.

Da indessen die vier Geistlichen erklärten, daß sie hier nur ihre Privatansichten mitgetheilt hätten, und sich nicht als Deputirte und mit Vollmacht versehene Abgesandte ihrer Kirche betrachten könnten, so wurde beschlossen, vorerst eine Synode in der Pfalz zu versammeln, und zwar in der Weise, daß der Decan jeder Diöces und ein Pfarrer der andern Confession, frei von den Pfarrern derselben gewählt, sich dabei einfinden sollte. Als Commissäre dazu wurden die obigen vier Männer angeordnet. Diese Synode kam zu Sinsheim, einem ohngefähr in der Mitte der Pfalz liegenden Amtsstädtchen, im Januar 1820 zu Stande. Die Deputirten der einen und der andern Confession, denen die Commissäre ihrer Kirche den Unions-Entwurf vorgelegt hatten, deliberirten zuvörderst abgesondert, und es traten dann beide zusammen, um sich die Resultate ihrer Deliberationen mitzutheilen, und dann einen allgemeinen Beschluß zu fassen. Einige wenige Modificationen abgerechnet,

stimmten sie alle dem ihnen mitgetheilten Plane zu, und hier hatte die Kirchenfehde ein Ende. — Es war einer der kältesten Tage dieses Jahrs. Die Bäche und Flüsse waren mit harten Eisdecken belegt, als diese Männer zusammentraten; ein Bild der bisher zwischen beiden Kirchen herrschenden Kälte, unter welcher das gemeinsam-kirchliche Leben erstarret war. Als sie ihre Vereinigung beschlossen und unterschrieben und sich in herzlicher Eintracht den Bruderkuß gegeben hatten, da segnete der Himmel den heiligen Bund. Die Lüfte wehten mild, ein lauer Regen schmolz den Schnee plötzlich und Bäche und Flüsse hatten schon ihre Eisfesseln gesprengt, und als die Versammelten sich die Hand zum Abschied reichten, um jeder in seine Heimath zurückzukehren, erkannten sie ein Zeichen des Wohlgefallens des Himmels an ihrem Werke in dieser plötzlichen Veränderung der Natur. *)

Nun wurden diese Verhandlungen jeder Diöces von ihren Deputirten mitgetheilt, auf daß jede Gemeinde von denselben Kenntniß nehme und sich darüber ausspreche. Zu gleicher Zeit wurden sie von der ev. Kirchen-Section den rein luther. Diöcesen des Mittel- und Oberlands zugeschickt, damit auch diese ihre allenfallsigen Bemerkungen, Modificationen, Vorschläge und Wünsche angeben möchte, weil die unterländische Geistlichkeit zu Sinsheim eine Union der evang. Kirchen des ganzen Landes zur unabänderlichen Bedingung machte; eine Bedingung, welcher zu widersprechen die Kirchen-Section auch weder Grund noch Neigung

*) Dieses Ereigniß ist nicht poetisch erdichtet, wie alle die wissen, welche damals Glieder der Synode waren.

hatte. Diese wie jene Diöcesen schickten die Protocolle ihrer Verhandlungen ein. Mochten dieselbe auch hie und da zum Theil sich widersprechende Ansichten, Wünsche und Vorschläge enthalten; in der Hauptsache waren die Gemüther eins — in dem Wunsche der Kirchenvereinigung, und sie sahen mit freudiger Zuversicht der Erfüllung desselben entgegen. Eben so hatte sich die Geistlichkeit des ganzen Landes in dem, schon von der Synode zu Sinsheim förmlich ausgedrückten, Verlangen vereinigt, daß eine General-Synode, bestehend aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern, jene von der ganzen Geistlichkeit, diese von den Gemeinden ihres Bekenntnisses frei gewählt, zusammen gerufen wurde, denn nur von ihr konnte und mußte man die Vollendung des ächt christlichen Werks erwarten.

Nachdem dasselbe so weit gediehen war, legte man die Sache dem früher davon unterrichteten Fürsten, der sie schon vorher gebilligt hatte, zur nähern Kenntniß, Würdigung und Entschließung vor. Das Großherzogthum Baden kann sich lebhaft und dankerfüllt Glück wünschen, daß ihm die Vorsehung einen Regenten schenkte, der für alles, was das Wohl seines Landes berührt, einen so offnen und lebhaften Sinn hat, der, ein Erbe aller der hohen Tugenden seines unvergeßlichen Vaters, an dem Bestand und Flor seiner protestantischen Kirche den wärmsten und thätigsten Antheil nimmt und mit eben so großer Weisheit, als eigner Frömmigkeit das christliche und kirchliche Leben seiner Unterthanen zu fördern unermüdet thätig ist. Der erleuchtete Fürst, selbst wünschend diese Vereinigung, gewährte zur höchsten Freude seiner ihn verehrenden ev. Unterthanen, diese General-Synode in oben bemerkter Art. Nun wurden die Vorar-

beiten, welche derselben vorgelegt werden sollten, vollendet, die Wahlen der Geistlichen vorgenommen und die Wahlen der weltlichen Deputirten, durch weltliche von ihren Kirchspielen erwählte Wahlmänner, die nochmals, so weit es nur möglich war, mit allen Theilen des Unionsplans erläuternd bekannt gemacht wurden, entschieden.

Nach diesen trefflichen Einleitungen und Vorbereitungen versammelten sich die Glieder zum erstenmal am 2. Jul. 1821 in der Carlsruher Stadtkirche mit Gesang und dem in aller Hinsicht trefflichen, von dem ehrwürdigen Prälaten Hebel verfaßten und gesprochenen Eröffnungs-Gebet, und constituirten sich unter dem Vorsitz und der Leitung eines landesherrlichen Commissarius in der Person des Staatsministers, Freiherrn von Berkheim, eines eben so einsichtsvollen, als frommen und humanen Mannes, förmlich — mit den Gliedern der ev. Kirchen-Section — zu einer General-Synode; worauf dann der verstorbene Kirchenrath Sander in einer viel umfassenden und geistreichen Rede die Synode mit dem Zweck ihres Zusammentritts und den Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, so wie mit den Gegenständen der Berathung näher vertraut machte, und die schon vorbereiteten Arbeiten zur reiflichen Berathschlagung vorlegte. Die ersten Sitzungen zeugten schon von dem würdigen Geiste, der die Versammelten beseelte, von den redlichen Absichten, womit sie hieher kamen, von dem Ernste, womit sie dieselben zu verwirklichen suchten, von den gereiften theoretischen und practischen Kenntnissen, die sie hier zu Tag legten, und von der Besonnenheit und Klugheit, welche sie bei allen Verhandlungen leiteten. Schon bei der 3ten Sitzung konnte man mit Zuversicht behaupten, die General-Synode sey eins, und die beiden Kirchen

derselben vereinigt. Ein solcher ächt evangel. Sinn, eine solche Eintracht und Bruderliebe, eine solche Verläugnung aller selbstigen Zwecke, eine solche Freiheit von allem Kirchenthums- und Parteigeist, welche nicht am Buchstaben, sondern an der Wahrheit hängt, und alles Schulgezänk und alle scholastischen Spitzfindigkeiten der ältern Theologen beseitigt, festhaltend an dem Geiste des Evangeliums und des wahren Protestantismus, der Licht und Freiheit und Liebe ist, und damit zugleich an dem Einen, was Noth thut — brachten unter Gottes segnendem Beistand ein Werk zu Ende, welches schon zu Marburg im J. 1529 versucht, im J. 1656 vom Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz unternommen und von Preußens König Friedrich I. im Anfang des vorigen Jahrhunderts eifrig gewünscht und unterstützt ward, aber immer mißlang, weil der Zeiten Geist, weil Befangenheit und Theologismus zu mächtig dagegen strebten. —

Der Entwurf der Unions-Urkunde nebst den dazu gehörigen Beilagen ward nun dem Großherzog vorgelegt, und von demselben nach dessen gewohnter reiflicher und gewissenhafter Erwägung des Ganzen und Einzelnen, unter dem 23. Jul. 1821, gnädigst genehmigt und bestätigt; und sodann in der letzten Sitzung am 26. Jul. von sämmtlichen Gliedern der General-Synode unterzeichnet. Herzlich umarmten sich die Brüder und brachten dann dem Gott des Lichts und der Wahrheit, der Liebe und des Friedens, in seinem Tempel die freudigsten Dankopfer, wobei ein vormals ref. Geistlicher das Dankgebet hielt. — So ging diese Kirchenvereinigung von den Gemeinden aus, wenn sie auch gleich von oben herab begünstigt ward; sie half einem allgemein und lebhaft gefühlten Bedürfnisse ab; sie erfüllte die sehnsüchtigen Wünsche aller ächt. protest.

Christen, und sie ward langsam und mit der größten Umsicht eingeleitet. Darum ward sie denn auch in fast allen Gemeinden mit Beifall und Freude ausgeführt. Und indem die vereinigte badische Kirche den Grundsätzen und dem Geiste des Protestantismus laut huldigte, dessen Element Glaubens- und Gewissensfreiheit ist, zeigte sie zugleich, daß sie sich in steter Verbindung mit allen evangelischen Kirchen des Auslandes erhalten wolle. (Man lese die evang. Kirchenvereinigung im Großherzogthum Baden nach ihren Haupt-Urkunden und Documenten. Carlsruhe, in der Macklotschen Hofbuchdruckerei und Heidelberg bei Groos 1821).

Wenn der Verfasser dieser Biographie vielleicht zu weit von dem Gegenstande derselben abgewichen zu seyn scheint, so wird man ihm wohl diese Digression verzeihen, wenn er, ohne den großen Verdiensten andrer Männer zu nahe zu treten, kurz sagt: Sander war die Seele des Ganzen. *) Mit Feuer ergriff er diese Idee der Union, und er ruhete nicht, bis sie realisirt ward. Er hatte die meisten Arbeiten der Vorbereitung, und er arbeitete am meisten. Er verfaßte den Entwurf, welcher der Synode zu Sinsheim vorgelegt wurde; er brachte die Anträge und Wünsche aller Diöcesen in ein Ganzes, und bildete hiernach, außer was zwei andre sehr verdiente Mitglieder der ev. Kirchensection beschäftigte — die ökonomische Grundlage — möglichst vollständig und umfassend die von der General-Synode zu besprechenden und anzunehmenden Gesetze und Einrichtungen. **) Will

*) Der Verfasser rechnet um so mehr auf diese Nachsicht, da noch nirgends die nähere Geschichte dieser Union, wobei er selbst mitwirkte, bekannt ist.

**) Auszüge hiervon sind die Beilagen zur Unions-Urkunde A. B. C.

man sich von dem Verdienstlichen dieser, die genaueste Kenntniß der kirchlichen und Staatsverhältnisse des Großherzogthums im Ganzen und im Einzelnen, die möglichste Umsicht und Unparteilichkeit fordernden Arbeiten Sanders, einen hinlänglichen Begriff machen, so muß man sie selbst kennen gelernt und gelesen haben. Und ob er gleich bei einigen Gelegenheiten lebhaften Widerspruch erfuhr, ob er gleich nicht allen Alles zu Dank machen konnte, und das, was er mit den besten Absichten und nach reiflicher Erwägung aufstellte, zuweilen schwer durchkämpfen mußte, so konnte man doch ohne die höchste Ungerechtigkeit, seinem unermüdbaren Fleiß, der schon die bisherigen Schwierigkeiten überwand, seinem wohlgemeinten Zweck, und der Trefflichkeit des Ganzen aller seiner Arbeiten, nicht das verdiente Lob versagen. Das Gelingen seines Werks war sein glänzendster Triumph, der ihm für so schwere langjährige Anstrengungen und Kämpfe reichlich lohnte.

Dabei fehlte es ihm doch auch nicht an Beweisen von Anerkennung, Hochachtung und Dank. Die theolog. Facultät zu Heidelberg ehrte mit besondrer Hochachtung seine Verdienste, denn zwei Glieder derselben, welche auch Mitglieder der General-Synode waren, die ehrwürdigen geh. Kirchenräthe Daub und Schwarz, lernten des wackern Mannes schweres und tüchtiges Wirken in der Nähe kennen. — Sie ertheilte ihm noch in dem Unions-Jahre die theolog. Doctorwürde; eine Auszeichnung, die den Greis hocherfreute, und ihm eine kräftige Ermunterung ward, fortzuwirken so lange es Tag ist.

Man kann sich leicht denken, daß die Ausführung der Union, so gern und mit so gerechtem Beifall man auch dieselbe aufgenommen hatte,

doch noch hie und da manche Schwierigkeiten fand. Zwar ward mit großer Freude im ganzen Lande am 28. Oct. 1821 das Fest gefeiert, aber im Einzelnen erregten doch manche Localeinrichtungen noch Collisionen, welche nur Mäßigung, Unparteilichkeit, Klugheit und Beharrlichkeit besiegen konnten. Sander, von seinen verdienten Collegen kräftig mit Rath und That unterstützt, besiegte sie. Die badische Vereinigung wurzelt immer tiefer, trägt mit jedem Jahr erfreulichere Früchte.

Zwei Jahre darauf trat ein anderes Ereigniß ein, welches bald im ganzen protestant. Deutschland ein unerwartetes Aufsehen verursachte. Ein nicht kleiner Theil der kathol. Gemeinden von Mühlhausen, Lehningen und Steinegg bei Pforzheim und an der Grenze Würtembergs, an der Spitze der Grundherr Julius von Gemmingen und der bisherige Pfarrer Hennhöfer trennten sich von der kathol. Kirche und verlangten, in die Gemeinschaft der evangel. aufgenommen zu werden. Dieses Ereigniß nahm die ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit Sanders in Anspruch. Die Sache wurde mit größter Ueberlegung, Vorsicht und Zartheit von den einschlägigen Behörden behandelt und zuletzt die Aufnahme bewilligt. Die Uebergetretenen wurden zu einer ev. Gemeinde constituirt und diese erhielt eine, auch ihre äußerlichen Bezeichnungen gestaltende und sichernde Verfassung. Auch hieran hatte Sander einen sehr großen Antheil. Er setzte nun für diese neue Gemeinde das Glaubensbekenntniß auf, welches der verdiente Hofprediger Zimmermann zu Darmstadt, durch Abdrücke vervielfältigt, weiter verbreitete, worauf diese neue Gemeinde ihren Glauben aussprach, den sie mit dem Genuß des h. Abendmahls besiegelte. Einige Zeit darauf ward ihr bisheriger hochgeliebter Pfarrer in

Graben bei Carlsruhe angestellt, und sie schien eben so verwaist, als sie von ökonomischen Mitteln entblößt war. Da war es also Sanders hauptsächlichste Sorge, daß ihr wieder ein Pfarrer gegeben würde, der, so viel möglich, Hennhöfers Stelle ersetzte, und das gelang ihm. Die ökonomischen Mittel suchte er im Glauben an den Gemeingeist der protestant. Kirche und an die Mildthätigkeit der protestant. Einwohner des Vaterlandes, und dieser Glaube täuschte ihn nicht. Die von ihm verfertigte Aufforderung und Bitte an die evangel. Einwohner des Landes machte großen Eindruck, der sich in reichen Beiträgen beurkundete. Zugleich kam diese Bitte in die Allg. Kirchenzeitung und ward von dem Redacteur mit seiner gewohnten Kraft und Wärme dem Ausland empfohlen, und der Erfolg übertraf bei weitem alle Erwartung; denn von allen Gegenden des Auslands flossen reiche Gaben herbei. — Hätte Sander es doch noch erlebt, daß nun diese neue Gemeinde einen ständigen und würdigen Seelsorger, und einen braven Schullehrer besitzt, und im Oeconomischen für jetzt schon gesichert sey! *)

Aber das war sein letztes bedeutendes Wirken auf Erden. Schon seit der Kirchenvereinigung fühlte er stärker als vorher die allmälige Abnahme seiner Kräfte, die er eben hier übermäßig angestrengt hatte. Der Tod seines bewährten Collegen Ewald (er starb den 19. März 1822) wirkte auch schmerzlich auf sein Gemüth. Zwar erholte

*) Die Gesammtsumme der Pränumerationen auf die zum Besten dieser Mühlhauser Gemeinde, besonders zur Erbauung eines Gotteshauses, von Dr. Zimmermann herausgegebene Predigtsammlung beträgt bereits 30011 Gulden.

er sich wieder auf kurze Zeit durch eine Reise ins Oberland im Herbste, wie es schon einigemal vorher der Fall war. Aber seine Uebel vermehrten sich im Jahr 1823. Jetzt versuchte er noch einmal das Mittel einer Erholungsreise dahin, wo es ihm oft so wohl war; doch er litt hier wiederholte Anfälle, die ihn sogar aufs Bett warfen. Nun eilte er nach Haus. Kaum dort angelangt, ward er schon in der ersten Nacht so heftig von seinem mit Blutspeien verbundnen Uebelseyn angefallen, daß man die Hoffnung seiner Wiederherstellung aufgab. Indessen gelang es noch diesmal der bewährten Kunst seines erfahrnen Arztes und vieljährigen vertrauten Freundes, des Geh. Raths Schweickard, ihn so weit herzustellen, daß er noch einige Zeit sich außer dem Bette halten, ja sogar wieder arbeiten konnte. Er nahm, unter beständigen Schmerzen und peinigender Engbrüstigkeit, die mit jedem Tage mehr hinschwindenden Kräfte zusammen, um noch für das Colleg., dessen Sitzungen er nicht mehr beizuwohnen vermochte, zu arbeiten. Selbst den Tag vor seinem Ende, das er nicht so nahe glaubte, stand er noch, obgleich im höchsten Grade angegriffen und erschöpft, arbeitend vor seinem Schreibepult. Am 21. Januar 1824 erlag endlich sein durch Alter und Anstrengung erschöpfter, ohnehin nicht stark gebauter Körper unter großen Schmerzen, den Folgen der Mißbildung einiger Organe des Unterleibs. Er hörte auf zu leben, als er aufhörte zu wirken.

So tritt uns nach dem bisher Gesagten in Sanders Amtscharacter als Hauptzug seine Arbeitsamkeit und besonders Beharrlichkeit darin vor Allem entgegen. Von Jugend auf daran gewöhnt,

bald in Aemtern angestellt, die ihm vollauf zu thun gaben, ward seinem lebhaften und leicht erregbaren Geiste Arbeit Bedürfniß und andere Naturschwierigkeiten, wenn er einmal für sich etwas beschlossen hatte, konnten ihn nicht abschrecken noch ermüden: sie reizten vielmehr und spannten seine Thätigkeit, und die schwersten und delicatesten Aufgaben, welche eine anhaltende Anstrengung und Untersuchung erheischten, lös'te er in kurzer Zeit und meistens auf eine Art, welche den vollesten Beifall verdiente. Im Oberland geboren und erzogen, im Mittellande den größten Theil seines Lebens zubringend, und durch seine Amtsverhältnisse mit vielen und vielerlei Menschen umgeben, selbst seine oberländischen Reisen nicht blos zu seiner Erholung, sondern auch zu Erkundigungen und Beobachtungen benutzend, so lange als Lyceums-Director und Kirchenrath wirkend, hatte er sich eine Kenntniß des Landes und seiner Verfassung, der vaterländischen Kirche im Allgemeinen und Besondern, und der Personen, die ihr dienten, erworben, die auch über das Kleinste sich ausdehnte. Diese und sein treffliches Gedächtniß, das ihm auch in den letzten Jahren seines Lebens noch treu blieb, sein durch lange Uebung geschärfter, richtiger und schneller Blick, sein heller Verstand, die Gabe, eine Sache von mehreren Seiten klar und scharf anzuschauen, die Hauptmomente schnell aufzufassen, und die große Umsicht, die er sich hatte zu eigen gemacht, bildeten ihn zu einem practischen Geschäftsmanne, wie man selten einen findet, und erleichterten und förderten seine Arbeiten, die sich auch alle durch große Gründlichkeit empfahlen.

Wer viel arbeiten will und soll, muß ein Freund der Ordnung seyn, und Sander hatte es darin zur größten Pünctlichkeit gebracht; muß seine

Zeit gehörig eintheilen, und dieses verstand er meisterhaft; wie hätte er auch sonst so viel leisten können!

Dem Verewigten blieb keine neue, nur einigermaßen bedeutende, Erscheinung im Gebiete der theologischen und philosophischen, philologischen und pädagogischen Wissenschaften fremd. Zwei bis 3 Stunden widmete er der Lectüre des Besten, was hier ans Licht trat, und zuweilen ließ er sich von einem Eingeweihten darüber referiren. Er prüfte, wenn er las, als hätte er Amtsacten zu lesen, mit großer Strenge und Gewissenhaftigkeit, und, der Biene gleich, sog er Honig aus jeder neuen Blüthe. Sein richtiges, durch viele Beobachtungen und Erfahrungen gereiftes Urtheil und sein gebildeter und feiner Geschmack standen ihm hier zur Seite. — Von manchen pädagogischen Ansichten, die er in frühern Zeiten von Basedow annahm, und die er in der Folge als nicht bewährt erkannt hatte, machte er sich in spätern Jahren los. Die schellingsche und hegelsche Philosophie sagten ihm nicht zu, wenn er gleich historische Kenntniß von ihnen nahm. Die Geschichte behielt für ihn ein bleibendes Interesse. Wie er hier mit der Zeit fortschritt, stand er auch in der Theologie nicht stille. Wenn er auch gleich seinen Lehrern Nösselt und Semler im Ganzen und vorzüglich folgte, so nahm er doch lebhaften Antheil an dem Wechsel der Systeme, und an manchen zwischen ausgezeichneten Theologen freilich nicht immer mit der nöthigen Ruhe und Würde geführten Streitigkeiten. Er war kein Freund eines gewissen Rationalismus, der consequent zum Naturalismus führt, wenn er es nicht selbst schon ist, und der, indem er nur auf logische Spaltung der Begriffe von dem, was nie in Begriffe sich bringen läßt, ausgeht, alles Uebersinnliche, was der

Verstand nicht erfassen kann, und sich nicht erklären läßt, verschmähend, zuletzt sich in eine leere Denkerei auflöst; aber eben so war ihm auf der andern Seite zuwider eine gewisse Hyperorthodoxie, die mit stolzer Verachtung die Rechte der Vernunft abweist und auf blinden Glauben dringt, unduldsam verdammend alle die, welche jenes edelste Gnadengeschenk Gottes gebührend achten und es durch freien aber bescheidnen Gebrauch im Höchsten und Heiligsten, was der Mensch hat, dankbar ehren. Sander war ein christlicher, eine unmittelbare Offenbarung in Jesu Christo anerkennender und also gläubiger Protestant. Selbstständig würdigte er Alles, Altes und Neues, und behielt das Beste, vor allem immer sehend auf das practische Christenthum und in wie weit dasselbe gefördert oder gehindert wird durch die Grundsätze und Hypothesen, die in dem theolog. Gebiete aufgestellt wurden. Er hielt fest den Glauben an Christus, als den Sohn Gottes, im Herzen und im Leben. Darum blieb ihm immer die Bibel die reinste und alleinige Quelle, Richtschnur und höchste Autorität. Wohl wissend, was einem christlichen Volke Noth thue, wirkte er eifrig für die größere Verbreitung der h. Schrift und für die Errichtung von Bibelgesellschaften im Lande; daher stiftete er in Verbindung mit seinem Freund Ewald die hiesige Central-Bibel-Gesellschaft, die ihm denn auch zu ihrem Director wählte. Gern und gewissenhaft entsprach er diesem Vertrauen mit seiner bekannten Einsicht und Thätigkeit.

Die religiösen Eindrücke, welche im väterlichen Hause in des Kindes Herz so tief eindrangen, verloschen auch nicht in des Mannes und Greisen Herzen, sie traten vielmehr oft mit aller Stärke hervor. Seine Predigten zeugten von seinem inni-

gen Glauben an den Welterlöser und von seiner Wärme für dessen ewiges Evangelium, das er daher freudig mit Mund und Herz verkündigte. Gern, und so oft es seine beschränkte Zeit zuließ, zeigte er sich in den gottesdienstlichen Versammlungen und feierte das Gedächtniß des versöhnenden Todes Jesu Christi. Zwar erklärte er sich oft stark gegen das ausgeartete Conventikelwesen, das im Lande, seit einigen Jahren, hier und da zunahm, und gegen die Pietisterei (den reinen und ächten Pietismus hielt er sehr hoch), die an mehreren Orten in völligen Separatismus überging; denn er hatte der Sache bis auf den Grund gesehen, und nicht selten Heuchelei und verdammenden Stolz, Habsucht und andere unreine Leidenschaften und Absichten — mit einem Wort — Pharisäismus darin entdeckt, daher arbeitete er auch denselben mit allem Eifer und Ernst entgegen, wiewohl er nie die evangel. Freiheit verletzte, die ihm über alles theuer war. Doch desto mehr hielt er auf Familienandachten, deren segensreichen Einfluß auf häusliches Leben und Glück er oft hochpries, und deren Abnahme er als ein trauriges Zeichen der Zeit und der verminderten Christlichkeit oft bei dem Verf. dieser Biographie beklagte. Er selbst pflegte dieser Hausandacht, indem er fast täglich Abends aus einem Erbauungsbuche seinen Hausgenossen vorlas und über das Gelesene mit ihnen sprach.

Er war ein gesellschaftlicher Mann und ging gern und stets mit Menschen um. Humanität war ein andrer Hauptzug in seinem Character. So oft er auch in schweren Geschäften unterbrochen ward, so kam er doch freundlich so vielen entgegen, die bei ihm Rath, Trost und Hülfe suchten; und so wenig Zeit ihm auch seine Amtsarbeiten für seine ausgebreitete Correspondenz übrig ließen, so blieb

doch äußerst selten ein Brief, auch des Geringsten, der sich an ihn wandte, wenigstens von ihm unerwiedert; ja oft gab er in seinen Briefen mehr, als man zu erwarten berechtigt war. — Der Wittwen- und Waisensache nahm er sich, als eines reinen und gefälligen Gottesdienstes, stets mit warmem Herzen an. Er that im Stillen viel Gutes, und wo öffentlich gegeben werden sollte, zeichnete er sich oft über sein geringes Vermögen aus. Wohl war unter denen, die seine Hülfe ansprachen, mancher, welcher die Gutmüthigkeit des menschenfreundlichen Mannes betrog. Dies schmerzte ihn freilich hinterdrein, aber es konnte ihn doch nicht im Wohlthun ermüden. Auch wurde seine Freundschaft zuweilen gemißbraucht, aber sein Sinn für Freundschaft dadurch nicht geschwächt; sondern solche Erfahrungen machten ihn in der Folge, besonders in seinen spätern Jahren, nur vorsichtiger. Hatte er aber einen erprobten Freund gefunden, so gab er sich ihm mit ganzer Seele hin. Fest hielt er an ihm, und that oft mehr für ihn, als vielleicht Gewissen und Klugheit erlaubten. Dringendes Herzensbedürfniß waren ihm solche Freunde. Im engern Kreise derselben fand er sich so gern ein. Da enthüllte er sein ganzes Wesen, wie es war; da zeigte er sich als der wohlunterrichtete, witz- und geistreiche, als der lebhafte, heitere und herzliche Freund, und als der feingebildete Weltmann; da vergaß er seine Arbeiten, seine Sorgen, seine Kämpfe.

Für seine Familie — er selbst war unverheirathet, aber er hatte eine zahlreiche Verwandtschaft — hatte er eine besondere Vorliebe, und die Thätigkeit, womit er für sie sorgte, schien mehreren die Grenzen der Pflicht der Gerechtigkeit gegen andere zu überschreiten.

Gern sah er junge Leute bei sich, besprach sich oft väterlich mit ihnen, leitete ihre Studien und half, wie er konnte, talentvollen und vielversprechenden jungen Männern fort. Nach diesem Hang zur Geselligkeit nahm er auch junge Leute in sein Haus und an seinen Tisch, und in frühern Jahren war selbst der allgemein verehrte Prälat Dr. Hebel, — der berühmte Verf. der allemannischen Gedichte, erst sein jüngerer Amtsgenosse an dem Lyceum, dann im Kirchenrathscollegium — auch sein Tischgenosse.

Dieser gesellige Zug seines Characters äußerte sich auch in seiner Theilnahme an öffentlichen Gesellschaften. Als die Vergrößerung des Landes eine Menge Staatsdiener aus allen Gegenden der neu erworbenen Länder nach sich zog, als sich daher die Stadt nothwendig erweitern mußte, so fühlte man auch das dringende Bedürfniß einer Erweiterung und Umgestaltung der bisherigen Lesegesellschaft, oder des Museums; besonders aber war ein geräumigeres Locale eine unausweichliche Nothwendigkeit. Sander war zum Mitglied der deswegen aufgestellten Commission gewählt. Er ehrte dieses Vertrauen durch Annahme der Wahl, und mit Vergnügen und dem glücklichsten Erfolg widmete er ihr seine Thätigkeit, seine Einsichten und Erfahrungen. Ein treffliches, sowohl dem geselligen Vergnügen, als den intellectuellen Bedürfnissen entsprechendes Gebäude ward von einer Commission, an deren Spitze der verstorbene allgemeingeschätzte Geh. Rath Vierord stand, auf Actien erbaut. Als dazu im Jahr 1811 der Grundstein gelegt wurde, hielt, in Auftrag der Commission, Sander die — auch gedruckte — treffliche Rede: so wie er auch als der Verfasser des Versuchs eines Prologs zur Wiedereröffnung des großherzogl. Hoftheaters, am

9. Jul. 1811 gesprochen (abgedruckt im badischen Magazin 1811 No. 131) genannt werden muß.

Dies ist in wenigen und schwachen Zügen das Bild des Mannes, der sich in einem so großen Umfang und auf so mancherlei Weise um die evangelische Kirche seines Vaterlandes verdient gemacht hat, den diese Kirche jetzt schmerzlich vermißt, den die Freunde oft seufzend zurückrufen, und den alle, die sein vieljähriges, verdienstliches Wirken kennen und zu würdigen im Stande sind, stets hochachten werden. Daß dieses Bild auch Schattenseiten habe, läßt sich nicht läugnen. Es kann z. B. nicht bestritten werden, daß seine Festigkeit und Beharrlichkeit zuweilen an Eigensinn streifte, daß ihn Widerspruch manchmal erhitzte, daß Alter, Kränklichkeit und gescheiterte Hoffnungen ihn zuletzt bisweilen empfindlich, grämlich, ja sogar — wenn auch nur sehr selten — bitter und wunderlich stimmten. Aber so wenig auch der Verfasser dieses Nekrologs sich zum Vertheidiger jener Schwächen aufzuwerfen berufen fühlt, so fühlt er sich dagegen desto mehr verpflichtet, an das allgemeine Loos der Menschheit zu erinnern, von welchem auch der Beste, der Vorzüglichste unter den Sterblichen in diesem Lande der Unvollkommenheit sich nicht ganz frei machen kann, und aufzurufen das Wort des reinsten und mildesten unter den Menschenkindern: Wer unter euch ohne Sünde ist ꝛc. Vorzüglich aber glaubte er, und er rechnet hierbei auf allgemeine Zustimmung, daß für so viele gute Eigenschaften und so große und wichtige Verdienste auch einzelne Schwächen auf Nachsicht und Milde sich Anspruch erwerben. Jene im dankbaren Herzen treu zu bewahren, diese für immer zu vergessen —

das ist wahrhaftig christlich. Mit jenen ausgerüstet, von diesen geläutert, steht der Vollendete nun dort vor seinem gnädigen Richter, geschmückt mit der Siegeskrone der triumphirenden Kirche, die er einst als Glied der streitenden so heldenmüthig errang. Und wenn auch jetzt kein verwitternder Stein die modernde Hülle deckt, kein kunstreiches und prachtvolles Denkmal den Namen und die Verdienste des Schlafenden verkündigt — er hat sich ein anderes, herrlicheres Denkmal selbst errichtet, das so lange bleiben und seinen Namen und seine Verdienste rühmen wird, als — eine protest. Kirche im Lande besteht.

B.

Johann Matthäus Tesdorpf,

d. R. Dr. und dirigirender Bürgermeister zu Lübeck.

geb. den 30. November 1749.
gest. den 25. Januar 1824.

Von dem Vater, einem damals angesehenen Kaufmanne zu Lübeck, sollte ihm nur die erste jugendliche Erinnerung bleiben; er verlor ihn, ein Kind von noch nicht fünf vollen Jahren. Doch war ihm eine Mutter erhalten worden, die mit der Liebe und Zärtlichkeit für ihre Kinder seltene Einsicht und Verständigkeit verband: ein Verein von Eigenschaften, ohne den nicht leicht Erziehung gedeihen mag.

Den ersten Unterricht erhielt der Knabe in häuslichen Lehrstunden; so brachte es damals die Weise höherer Stände mit sich. Aber auch später. Für die Vorbereitung zur Universität ward der Privatunterricht dem öffentlichen auf dem Stadtgymnasium vorgezogen. Nicht als ob es diesem an gründlich gelehrten Männern — wir nennen nur einen Overbeck und Gesner — gefehlt hätte; sie eben waren es, welche die Privatstudien des Jünglings leiteten: aber vielleicht wußte die Mutter mit feinem Takte damals schon eine Verfassung gelehrter Schüler zu würdigen, welche einige Decennien später den verflachenden Philantropismus in's Leben rief. Daß sich aber auch der an der Vaterstadt so warm theilnehmende, mit ihren Verhältnissen so vertraute und um ihre Geschichte so verdiente Licentiat Becker unter den Lehrern des Jünglings

befand, das konnte nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf die Richtung und Thätigkeit des Mannes bleiben.

Würdig vorbereitet bezog der fast zwanzigjährige Jüngling im Herbste 1769 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Ein Böhmer, Pütter, Meister, Claproth — und was der berühmten Namen mehr sind, weckten damals im Gebiete der Jurisprudenz zu neuem frischen Leben auf; Statistik und Diplomatik lehrten Achenwall und Gatterer; die Geschichte gehörte Schlözern: sie alle wurden fleißig gehört und benutzt; ja der auf fünf Jahre berechnete Studienplan konnte selbst den reichen Inbegriff philosophischer Wissenschaften in sich aufnehmen.

Für den, dem das Umhertreiben in den Niederungen des academischen Lebens nicht genügte, konnte es damals nicht leicht einen glücklichern Ort geben, als Göttingen. Es war ja, wenn der Ausdruck erlaubt ist, der Blüthengarten jener genialen Jünglinge, die, zu Männern gereift, des ganzen Volkes Eigenthum wurden. In ihren engeren Kreis führte Tesdorpf weder Anlage noch Berufsbestimmung ein; aber fremd blieb er darum ihrem Umgange nicht: mit einigen kam er in Berührung, die mehr als gewöhnliche Bekanntschaft war; mit Bürger hat sich der Briefwechsel bis an dessen — leider frühzeitiges Ende erhalten.

Was aber Tesdorpf den Aufenthalt in Göttingen vorzüglich angenehm und nützlich machte, das pflegte er stets mit schöner Dankbarkeit gegen seinen alten Lehrer Gesner zu rühmen. Seiner Empfehlung nämlich — denn er war Schlözers Freund — verdankte Tesdorpf zunächst den Zutritt in das Haus des ausgezeichneten Gelehrten; daß ihm aber der seltene Mann seine besondere Zunei-

gung und Freundschaft schenkte, daß er ihn seines täglichen, lehrreichen Umganges werth hielt, — verdankte er gewiß keinem Dritten.

Ganz unerwartet, in mancher Hinsicht selbst unerwünscht, kam ihm, kurz vor dem Ablaufe des vierten Universitätsjahres (1773), aus der Heimath Wink und Aufforderung zur Bewerbung um die eben erledigte Stelle im Secretariate des Rathes seiner Vaterstadt. Der in seiner Wissenschaft fleißige Mann konnte sich nur ungern um das Jahr des Wiederhohlens, des Ordnens, des Ausfüllens, um das letzte Jahr gebracht sehen; er hatte überdies eben jetzt die Bearbeitung eines historischen Gegenstandes angefangen, die ihm, weil Schlözer dabei leitete, lieber und interessanter geworden war, als die Ausfertigung gewöhnlicher Ausweisungsschriften heimkehrenden Academikern zu seyn pflegt, — und eben diese Arbeit mußte nun ruhen: indessen hielt er es doch für Pflicht, dem wohlmeinenden Rathe, ja der dringenden Aufforderung seiner Freunde und Verwandten zu folgen, und einen Weg zu betreten, den — der Erfolg hat es gelehrt — die Vorsehung ihm zum Wohle Vieler eröffnet hatte. Noch vor Michaelis 1773 erfolgte, nach rühmlich bestandener Prüfung, die Promotion zum Licentiaten des Rechts.

Gleichzeitig mit der Erwählung zum Amte (2. Oct. 1773) ward ihm der Auftrag, eine zur Ausgleichung gewisser mit Dänemark entstandener Irrungen (sie betrafen das Hoheitsrecht über einige in Holstein gelegene Güter ständischer piorum corporum) nach Kiel entsandte Deputation als Secretär zu begleiten: ein Auftrag, der, wenn er gleich freithätige Wirksamkeit ausschloß, den angehenden Geschäftsmann in die wichtigste der da-

maligen Angelegenheiten des Freistaates einführte, und in mehr als einer Hinsicht belehrend war.

Zurückgekehrt von Kiel wirkte sich Tesdorpf vom Rathe die Erlaubniß zu einer einjährigen Reise aus, deren Hauptzweck war, die Verfassung der höchsten Reichsgerichte und des Reichstags in der Nähe kennen zu lernen. Wetzlar — wo damals die Visitation des Kammergerichts im Werke war —, Regensburg und Wien mußten demnach vor andern Städten das Augenmerk des jungen Mannes werden; an jedem dieser Orte verweilte er drei Monate. Natürlich fehlte es der Reise nicht an interessanten Bekanntschaften, selbst engere Verhältnisse wurden mit den erfahrensten Männern des Auslandes angeknüpft. Was ihn auf der Rückreise in Dresden traf, konnte ihm, der, einmal in's bürgerliche Leben eingeführt, nur aus Rücksicht höherer Ausbildung zu künftiger Brauchbarkeit, der unmittelbaren Wirksamkeit für die Vaterstadt eine so lange Zeit, als ihm ein Jahr dünkte, entzog, nicht anders als höchst erfreulich seyn: nämlich der Befehl des Senates seiner Vaterstadt, bei dem Ministerium zu Hannover die Erfüllung einer für Lübeck wichtigen Uebereinkunft über das Postwesen zu sollicitiren. Blieben nun gleich, weil es nicht in dem Interesse des Ministeriums lag, der Uebereinkunft die Erfüllung folgen zu lassen, die gewissenhaftesten Verwendungen des Bevollmächtigten erfolglos; so war doch für Tesdorpf neben der wichtigen Bekanntschaft bedeutender Männer manche belehrende Erfahrung gewonnen, die, weil die Umsicht sie machte, für den Staat nicht verloren ging.

Seiner Vaterstadt wieder gegeben, trat Tesdorpf (11. Nov. 1774) zunächst die Secretariatsgeschäfte im Rathhause an; zunächst, denn sehr bald trat des jungen Mannes Thätigkeit weit aus

den Grenzen des eigentlichen Berufes, wo es behagliche Muße und abgemessenen Geschäftsgang gab. Da waren ältere Männer im Secretariate, die — da mit den Amtsjahren wohl die Geschäfte zunahmen, aber nicht das Leben und die Kraft, — das Uebergewicht eigener Bürde auf rüstigere Schultern wälzten; da waren Rückstände, die aufgeräumt werden mußten; da waren neue Angelegenheiten, die neue Behandlung forderten. Allen diesen Geschäften, den undankbaren mit unverdrossenem Eifer, den lohnenden mit glücklichem Erfolge, unterzog sich der in eben dem Grade rastlose als brauchbare Mann, zum Theil unter leitender Mitwirkung geistvoller und erfahrener Männer, während seiner zwanzigjährigen Amtsführung als Secretär, und zwar fast die ganze Zeit als jüngster Secretär: wofür ihm zwar das ehrenvollste Vertrauen der Mitbürger und die allgemeine Anerkennung seiner Verdienste, aber nur das mit dem Amte verbundene, höchst kärgliche Einkommen zu Theil wurde. Wie schön zeigt sich hier die Selbstverläugnung des Mannes, der, was man Reichthum nennen darf, nicht besaß, wenn gleich Wohlhabenheit genug, um den, durch die, in dieser Lebensperiode getroffene, Wahl einer Gattin vergrößerten, Hausstand anständig führen zu können. *)

Fast zu spät für die Wünsche und Erwartungen der Mitbürger, erfolgte im Jahre 1794 die Erwählung Tesdorpfs in den Senat. Die Zeit, mit ihren Stürmen im Westen und mit ihrer allgemeinen Bewegung, trug eben nicht dazu bei, das Regieren zu erleichtern. Zwar jenen Zündstoff gewaltsamer Ausbrüche, den, neben einem übermü-

*) Aus der im Mai 1781 geschlossenen Ehe wurden ihm ein Sohn und zwei Töchter am Leben erhalten.

thigen Adel und einer habsüchtigen Geistlichkeit, die Philippe und Ludwige seit Jahrhunderten zusammengetragen hatten, konnte es in einem Freistaate nicht geben, wo bei protestantischem Leben vertheilte Wohlhabenheit herrschte; aber der einmal erwachte Geist des Jahrhunderts — wo hätte er lieber, wäre es auch nur zum Spiele, einkehren sollen, als gerade in kleinen Republiken? Daß dieses Spiel nicht gefährlich, daß mit dem Veralteten nicht das Wohlbegründete entfernt, daß mit dem Neuen nicht das Fremdartige, mit dem Guten nicht das Schlechte eingeführt, daß der rege Gemeinsinn nicht zu politischer Autonomie wurde, dazu bedurfte es der Männer von Umsicht und Kraft in der Regierung: und auch in dieser Hinsicht, so wie in Beziehung auf die endliche Ausgleichung verjährter Irrungen mit den Nachbarstaaten hat sich Tesdorpf bleibendes Verdienst erworben. — Die besonderen Functionen in den verschiedenen Zweigen der Amtsführung des Senators in's Einzelne zu verfolgen, würde außer den Grenzen dieser Umrisse liegen. Aber die allgemeine Bemerkung können wir uns nicht versagen, wie wohlthätig auch hier der Einfluß Tesdorpfs auf die Geschäfte und deren Behandlungsweise war, wie seine Leistungen alle Ordnung, Einfachheit, Bestimmtheit, Folgerichtigkeit zum Zwecke hatten, wie jeder nachfolgende Geschäftsmann die glücklich verarbeitende Hand dankbar erkennen mußte.

Als Tesdorpf, im Februar 1806, die Bürgermeisterwürde antrat, geschah es unter den bedenklichsten Auspizien. Immer bedrohlicher wurde die Lage des Freistaates, immer schwieriger die Stellung seiner Obrigkeit; besonders, seitdem die Auflösung des deutschen Reichsverbandes jeden Stützpunct nach Außen geraubt hatte. Ungebeugten

Muthes, voll weiser, vermittelnder Umsicht, voll aufopfernder Selbstverläugnung, handelte und wirkte der würdige Mann auch in der neuen Stellung, — ein ächter Patriot; so half er die schrecklichen Novembertage, so das furchtbare Gefolge verheerender Einquartierungen und unerhörter Expressungen, so die schwächenden Nachwehen der Erwerbslosigkeit ertragen. Als aber das Aeußerste erfolgte, als die politische Selbstständigkeit des Freistaates verloren ging, da war auch für ihn untergegangen das Element seines öffentlichen Lebens. Zwar fehlte es bei der hohen Achtung, welche die Persönlichkeit des Mannes den fremden Machthabern abgedrungen hatte, nicht an ihm zugedachter Ehre in der neuen Municipalstadt; aber vorrückendes Alter und wankende Gesundheit — für ihn, nur bei dem Widerstreben der neuen Verhältnisse eine Rücksicht — durften ihn sehr bald die Zurückgezogenheit wählen lassen; was ihm von amtlichen Geschäften blieb, schien der Vater- nicht der Municipalstadt anzugehören: aber immer blieb der Einfluß höchst wichtig und wohlthätig, den die Achtung gebietende Persönlichkeit namentlich auf den französischen Präfecten hatte, und unzählbar sind die Fälle, in welchen seine Vermittlung das Drükkende der aufgedrungenen Ordnung gemildert hat. Wenn der patriotische Mann in dieser Zeit keinen heißeren Wunsch für die Zukunft hatte, als die Wiedergeburt des Freistaates, keinen sehnsüchtigeren für sich, als den, diese Wiedergeburt zu erleben: so sollte ihm nicht allein des Wunsches Erfüllung werden, nicht nur sollte er wieder gegeben werden dem verlassenen Tagewerke, mit dem sein inneres Leben gleichsam verwachsen war; die Vorsehung erhielt ihm auch dieses Tagewerk noch eine ganze Reihe von Jahren, und zu demselben jugendliche

Kraft; sie ließ ihn des Tagewerkes Erdenlohn in dem rührenden Hinblick auf das Gedeihen der reichlich ausgestreueten Saaten des Guten und Gemeinnützigen finden, und noch kurz vor dem Ende in der Freude, die Veranlassung des entzücktesten Jubels seiner Stadt gewesen zu seyn.

Mit dem zweiten October des Jahres 1823 war nämlich das funfzigste Jahr der Amtsführung Tesdorpfs erfüllt. Wie an diesem Tage die allgemeine Huldigung dem geliebten Jubelgreise dargebracht wurde — die Darstellung würde zum Gemälde. Wir würden sagen: innige Rührung und festliche Freude hätten sich in den Tag getheilt, kennten wir zwischen beiden die Grenze. — Für den Zweck des Nekrologs nur so viel, daß auch Nachbarstaaten theils durch Abgesandte, theils durch anwesende Bevollmächtigte den Gefeierten ihrer Theilnahme versicherten, daß die Universität Göttingen ihrem ehemaligen Bürger das juristische Doctordiplom sandte, daß der Senat seinem Wortführer eine Büste setzte, *) daß die Bürgerschaft auf würdige Weise thätigen Dank brachte. — Von dem, was die Jubelfeier an Gedichten und Schriften entstehen ließ, machen wir die, von einem vertrauten Kenner des verehrten Mannes, dem Syndikus Gütschow entworfene, und für diese Skizze dankbar benutzte, „Uebersicht der öffentlichen Wirksamkeit des Gefeierten" namhaft. Was ihr Verfasser dem würdigen Manne selbst sagt: „Wohin Sie „auf unsere bürgerlichen Verhältnisse sehen, finden „Sie die gediegenen Früchte des reinen Pflichteifers und Patriotismus, welche das beseelende

*) Die Büste ist vom Dir. Schadow in Berlin in carrarischem Marmor ausgeführt, und, nach ihrer Benutzung beim Festmahle, in der Stadtbibliothek aufgestellt worden.

„Prinzip Ihrer ganzen Wirksamkeit waren, Ihrer „unermüdlichen Thätigkeit, die keine andere Schranke, „als die der Natur und der eignen Kraft, aner„kannte, Ihres kräftigen, das bewährte Gute mit „beharrlicher Festigkeit verfolgenden Willens, Ihrer „sich immer gleichen, gegen Mißgriffe der Uebere„lung und Leidenschaft sichernden Besonnenheit, Ih„res hellen, die Verhältnisse und Menschen schnell „und scharf durchschauenden Verstandes, Ihrer um„sichtigen, den rechten Zeitpunct und die zweckge„mäßen Mittel zutreffend wählenden Klugheit, Ih„rer Gewandtheit in der Lenkung und Behandlung „von Geschäften und Personen, Ihres strengen, „alle Beziehungen ergreifenden Ordnungsgeistes" — das gibt, bei gedrängter Kürze, eine so umfassende Anschauung von dem, was Tesdorpf in seinem Berufe war, daß jeder Zusatz Störung seyn würde.

Nicht lange nach der Jubelfeier fingen die Vorboten höherer Berufung bedenklichen Verkehr mit dem Greise an. — Er schied am 25. Jan. 1824. —

Das häusliche Leben eines Mannes läßt sich in Umrissen nicht darstellen; es verlangt Farbengebung, und diese um so mehr, je häuslicher es ist. Wenn wir bemerken, daß Tesdorpf für die stillen Freuden des Hauses in hohem Grade empfänglich war, daß er, Liebe mit Liebe erwiedernd, gar gern den Kreis der Kinder und Enkel suchte: so ist es nur, um die mögliche Vorstellung von einseitig ausschließendem Geschäftsleben zu verhüten. — Eben so empfänglich war Tesdorpf für Werke des Geschmacks. Von den alten Classikern durften die Dichter, vorzüglich die zugänglicheren römischen, in der Handbibliothek nicht fehlen; vor allen Männern schätzte er Klopstock, mit dem er in früherer Zeit selbst freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten hatte.

Was aber zur Characteristik des Mannes ganz wesentlich gehört, ist die ächte Religiosität, die sein ganzes Wesen mit schöner Wärme durchdrang. Christ im eigentlichen Sinne, kannte er jene sich selbst genügende Verständigkeit der Weltleute nicht. Ungherzigem Wesen war er abhold; aber dreimal abhold solchem Wesen, das sich für Freisinnigkeit gibt, und Indifferentismus ist. —

Bald führt der schön-gewundne Schlängelpfad
Uns über einer Brücke sanften Bogen;
Ein Bänkchen winkt uns traut als Ruhestatt,
Von dichtbelaubten Aesten überzogen.

Bald lacht uns durch der Bäume stille Nacht
Entgegen eine heitre, grüne Plane;
Hier glänzet Flora's ganze Wunderpracht,
Hier zart und lieblich ihre höchste Schöne.

Ein reger Kreis von Pappeln ziert das Rund,
Deß Laub im hellsten Silberglanze strahlet;
Indeß mit dunklem Roth den Hintergrund
Die ernste Buche einzig schön bemalet.

Dort wölbet die Platane, groß und mild,
Ein dunkles Schattendach am stillen Teiche;
Unfern erhebt der wahren Größe Bild
Sich himmelan, die edle, deutsche Eiche.

Rings durch die zartbelaubten Gänge wallt
Ein Lebenshauch, der Sinn und Herz erfrischet;
Indeß die Freud' aus allen Wipfeln hallt,
Mit keinem Laut der Traurigkeit vermischet.

Wie glücklich, wem an diesem Ort der Lust
Das Schicksal gab, sich täglich zu ergehen,
Und fröhlich, ohne Dornen in der Brust,
Den Himmel hier auf Erden schon zu sehen!

Nur Sorgen sind, oft bittre Sorgen nur,
Des Menschen Loos im eiteln Weltgetümmel.
Der wahren Freude Pfad zeigt die Natur,
Und knüpft die Erde freundlich an den Himmel.

Heil dir, o edler Geist, o zartes Herz,
Dem dieser Freudenort sein Daseyn dankt! —
Hier wohnt — nur Lust, hier löst sich jeder Schmerz,
Der im Gewühl der Welt die Brust umrankt.

Hier will ich, keines Zwanges mich bewußt,
Natur, in deine Rosenarme sinken!
Hier, frei und ungestört, mit reiner Brust,
O Freude, deinen vollen Becher trinken! —

Wie er dem eigenen Hause wohl vorzustehen wußte, so sorgte er auch als ein wahrer Patron und Schutzherr für die Gemeinde, unter welcher er lebte. Aus der innigsten Ueberzeugung sich zu seiner vaterländischen, nach Zwingli's Grundsätzen gestalteten Kirche bekennend, bewährte er auch die Anhänglichkeit an dieselbe durch Wort und That. Gleich weit entfernt von jedem blinden Religionseifer und verächtlicher Unverträglichkeit, war dennoch sein Religionseifer keine Religionsgleichgültigkeit; dem öffentlichen Gottesdienste, so wie dem gemeinschaftlichen Abendmahle wohnte er treulich bei, verschönerte er das Gotteshaus und bot noch zwei Jahre vor seinem Ende mit gräflicher Milde eine ansehnliche Summe für die anständigere Ausschmückung desselben. Fest hielt er an die schon im Jahr 1679 zwischen dem Freiherrn Dedo von Inn- und Knyphausen und der Norder reformirten Gemeinde abgeschlossene Uebereinkunft, an deren fortdauernder Wohlfahrt Niemand verzweifelte, so lange er an ihrer Spitze stand und ihre Angelegenheiten lenkte. Die Rechte dieser Gemeinde zu vertheidigen, ihre Wünsche und Bitten zu erfüllen, unter ihren Mitgliedern Mißbräuche abzustellen und verderblichen Folgen vorzubeugen, Eintracht und Gerechtigkeit, Ordnung und Zucht zu befördern, das war der oft wiederkehrende Gegenstand seines Nachdenkens, seiner Aufmerksamkeit, so wie seiner fruchtbaren Unterredungen mit den Religionslehrern, die in ihm einen Vater, einen Wohlthäter verehrten.

Dies Heilsame sollten aber möglichst alle Einwohner seiner Herrschaft freudig anerkennen und tief empfinden; denn sein durch weislich benutzte Erfahrung geübtes und geschärftes Auge setzte ihn in den Stand, Menschen und menschliche Verhältnisse richtig zu würdigen, das Seyn vom Schein,

den Wackern vom Heuchler zu unterscheiden, und daher kam es, daß er bei aller natürlicher Milde und Nachgiebigkeit, wider den moralisch Bösen Recht und Gerechtigkeit handhabte und das Laster mit Nachdruck strafte. Desto mehr Duldsamkeit und Schonung fand derjenige, welcher vom irren auf den wahren guten Weg sich leiten ließ, und sein Ansehn wie seine aufopfernde Großmuth sicherte viele seiner Unterthanen vor Beeinträchtigungen, Sorgen und Kummer, und besonders in der Zeit der allgemeinen Noth trug er mit seltner Freigebigkeit zur Rettung mancher Unterthanen bei, deren Wohlstand in den Stürmen der verhängnißvollen Tage sonst zu Grunde gegangen seyn würde, und eine große Schaar von Armen und Hülfsbedürftigen jeglicher Art verehrte in ihm einen thätigen Menschenfreund.

So rüstig fand ihn auch das allgemeine Beste. Mit ächtem Bürger- und Vaterlandssinn hielt er an den Tugenden der heiligen Achtung vor dem Rechte und dem Gesetz, der Eintracht und des regen Gemeinsinnes, der zuverlässigen Treue, edler Sitteneinfalt und andauernder Liebe zu dem heimischen Boden. In diesem Geiste bewirkte er 1789 als Deputirter der ostfriesischen Landstände die Prüfung der vielfältigen ständischen und ritterschaftlichen Beschwerden und Abhülfe derselben durch eine höchsten Orts ernannte Ministerial-Commission, wie dieses Ereigniß in Wiarda's ostfries. Geschichte, 10. Bd. 3. Abschnitt Seite 39 u. folg. näher dargethan wird. In der gefahrvollen so wie in der wiederkehrenden glücklichern Zeit wußte er als ständischer Präsident mit Einsicht und Weisheit, mit uneigennützigem Edelmuth, Freimüthigkeit und Entschlossenheit zu rathen und alles aufzubieten, seine Nation zu neuer Stärke und neuem

Wohlstand zu erheben. Ein Mitglied des gesetzgebenden Corps im vormaligen holländischen Königreiche, wiederholte er schriftliche und mündliche Vorstellungen so dringend, daß er seinem Vaterlande den bedeutenden Erlaß einer Million holländischer Gulden, die Hälfte der Contribution, welche ihm auferlegt worden war, glücklich auswirkte und durch ein besonderes Cabinetsschreiben die Zusicherung darüber erhielt. Ob er nun gleich 1806 dem neuen Souverain Ludwig Buonaparte als Deputirter die Glückwünsche und Anträge der Stände zu überbringen sich verbunden sah, zum Ritter und 1808 zum Commandeur des Ordens der Union, wie auch zum Mitgliede des gesetzgebenden Corps ernannt und verpflichtet worden war, so lehnte er doch mehrmals wiederholte Anerbietungen zu höhern Staatsbedienungen ab, zog sich von öffentlichen Geschäften, so viel nur immer möglich, zurück und widmete sich bei vorgeschrittenem Alter mehr den ländlichen Lieblingsbeschäftigungen und einer unermüdeten Wirksamkeit für die Seinen. Doch als preußische Truppen nach der Schlacht bei Leipzig Ostfriesland wieder in Besitz genommen hatten, regte sich sein Vaterlandssinn durch öffentliche Thätigkeit, indem er als ständischer General-Commissär die Errichtung der Landwehr thätig beförderte. Sein Verdienst blieb nicht unerkannt, denn nachdem Ostfriesland 1815 der Krone Hannover abgetreten war, erhob ihn der Prinz Regent von England zum Beweis seiner Achtung für die ostfriesischen Landstände und ihren Präsidenten, für seine Person und Descendenz, in den Grafenstand, und 1822, nach der Thronbesteigung desselben, wurde er selbst zum Commandeur des königl. Guelphenordens ernannt. Am klarsten gibt sich jedoch sein reiner Vaterlandseifer in der gehaltreichen Rede zu erkennen, wel-

den Wackern vom Heuchler zu unterscheiden, und daher kam es, daß er bei aller natürlicher Milde und Nachgiebigkeit, wider den moralisch Bösen Recht und Gerechtigkeit handhabte und das Laster mit Nachdruck strafte. Desto mehr Duldsamkeit und Schonung fand derjenige, welcher vom irren auf den wahren guten Weg sich leiten ließ, und sein Ansehn wie seine aufopfernde Großmuth sicherte viele seiner Unterthanen vor Beeinträchtigungen, Sorgen und Kummer, und besonders in der Zeit der allgemeinen Noth trug er mit seltner Freigebigkeit zur Rettung mancher Unterthanen bei, deren Wohlstand in den Stürmen der verhängnißvollen Tage sonst zu Grunde gegangen seyn würde, und eine große Schaar von Armen und Hülfsbedürftigen jeglicher Art verehrte in ihm einen thätigen Menschenfreund.

So rüstig fand ihn auch das allgemeine Beste. Mit ächtem Bürger- und Vaterlandssinn hielt er an den Tugenden der heiligen Achtung vor dem Rechte und dem Gesetz, der Eintracht und des regen Gemeinsinnes, der zuverlässigen Treue, edler Sitteneinfalt und andauernder Liebe zu dem heimischen Boden. In diesem Geiste bewirkte er 1789 als Deputirter der ostfriesischen Landstände die Prüfung der vielfältigen ständischen und ritterschaftlichen Beschwerden und Abhülfe derselben durch eine höchsten Orts ernannte Ministerial-Commission, wie dieses Ereigniß in Wiarda's ostfries. Geschichte, 10. Bd. 3. Abschnitt Seite 39 u. folg. näher dargethan wird. In der gefahrvollen so wie in der wiederkehrenden glücklichern Zeit wußte er als ständischer Präsident mit Einsicht und Weisheit, mit uneigennützigem Edelmuth, Freimüthigkeit und Entschlossenheit zu rathen und alles aufzubieten, seine Nation zu neuer Stärke und neuem

„ſagt, zu führen im Stande iſt; ſo iſt es ſicher „am beſten, bei der dunkeln, aber beruhigenden Idee „ſtehen zu bleiben, daß er der ſey, wofür er ſich „ſeinen Jüngern und ſeiner Mitwelt dargeſtellt hat. „— Und ſollte dieſer Glaube ein zum Forſchen ge„neigtes und nach Ueberzeugung ſtrebendes Gemüth „nicht befriedigen, ſo iſt doch die herrliche Lehre Chri„ſti ein ſo koſtbares Geſchenk der Gottheit, dem Be„dürfniß der Menſchheit ſo angemeſſen, die göttliche „Wahl ihres Verkünders ein ſo unverkennbarer Be„weis von der Ausführbarkeit ihrer Befolgung un„ſerm höhern Beiſtand, und von ihrer Vortrefflich„keit als Führerin im Leben und Tröſterin im Tode, „daß wir die tiefere Einſicht von den Verhältniſſen, „in welchen der Geſandte mit ſeinem hohen Sender „ſtand, gern der Zukunft überlaſſen können, von „welcher wir die Löſung ſo mancher unerforſchlichen „und unſrer Wißbegierde ſo nahe liegenden Dinge „vertrauensvoll erwarten.“ —

Dieſer Glaube, wie er ihn mild urtheilend und menſchenfreundlich und bei ungeſchwächten Sinnen und Geiſteskräften ununterbrochen fort wirken hieß, verlieh ihm auch Muth und Kraft in den ſchweren Stunden ſeiner letzten 9wöchentlichen leidensvollen Krankheit. Er ertrug ſanft die Schmerzen, ſuchte die Seinigen über den nahe bevorſtehenden Verluſt zu beruhigen und nahm ohne innere Unruhe und ängſtliche Beſorgniſſe, mit frommer Geiſtesſammlung Abſchied von einer Welt, in der er viel Achtung und Liebe zurückließ.

Joachim Nettelbeck,

Bürger zu Colberg.

geb. den 20. September 1738.
gest. den 29. Januar 1824.

Dieser biedere Pommeraner hat sich durch die schlichte Geradheit seines Sinnes, die lebendigste Thatkraft in Mitten wechselnder Schicksale und durch den feurigsten Patriotismus, den er selbst im höhern Lebensalter an den Tag legte, besonders als heldenmüthiger Kämpfer für die Erhaltung Colbergs im J. 1807, gegen die Bestürmung der Franzosen einen durch ganz Deutschland verbreiteten Ruf erworben. Die klare und körnige Beschreibung des eigenen Lebens, welche er unter Redaction des Superintendenten Haken zu Treptow, Leipzig bei Brockhaus 1821 und 1823 in 3 Bänden herausgab, bestätigte den Werth dieses wackern Preußen und bot eine selten so unterhaltende Reihe von Schicksalen und Thatsachen, aus welchen überall ein redlicher, kräftiger, wenn auch zuweilen derber und allzurascher Eifer hervorleuchtet. Da indeß der Verfasser unverholen auch seine Irrungen bekennt, so werden wir an seiner Hand geleitet, selbst wo er nicht geflissentlich darauf hindeuten sollte, doch nicht leicht die Zeichnung dieses Mannes ganz verfehlen können, verweisen aber um so angelegentlicher auf das größere Werk, da es, nach Absicht und Wunsch des nicht begüterten Vaters, ein kleines Capital zum Brautschatz für seine zärtlich geliebte Tochter vermitteln soll. Man

„ſagt, zu führen im Stande iſt; ſo iſt es ſicher „am beſten, bei der dunkeln, aber beruhigenden Idee „ſtehen zu bleiben, daß er der ſey, wofür er ſich „ſeinen Jüngern und ſeiner Mitwelt dargeſtellt hat. „— Und ſollte dieſer Glaube ein zum Forſchen ge„neigtes und nach Ueberzeugung ſtrebendes Gemüth „nicht befriedigen, ſo iſt doch die herrliche Lehre Chri„ſti ein ſo koſtbares Geſchenk der Gottheit, dem Be„dürfniß der Menſchheit ſo angemeſſen, die göttliche „Wahl ihres Verkünders ein ſo unverkennbarer Be„weis von der Ausführbarkeit ihrer Befolgung un„ſerm höhern Beiſtand, und von ihrer Vortrefflich„keit als Führerin im Leben und Tröſterin im Tode, „daß wir die tiefere Einſicht von den Verhältniſſen, „in welchen der Geſandte mit ſeinem hohen Sender „ſtand, gern der Zukunft überlaſſen können, von „welcher wir die Löſung ſo mancher unerforſchlichen „und unſrer Wißbegierde ſo nahe liegenden Dinge „vertrauensvoll erwarten.“ —

Dieſer Glaube, wie er ihn mild urtheilend und menſchenfreundlich und bei ungeſchwächten Sinnen und Geiſteskräften ununterbrochen fort wirken hieß, verlieh ihm auch Muth und Kraft in den ſchweren Stunden ſeiner letzten 9wöchentlichen leidensvollen Krankheit. Er ertrug ſanft die Schmerzen, ſuchte die Seinigen über den nahe bevorſtehenden Verluſt zu beruhigen und nahm ohne innere Unruhe und ängſtliche Beſorgniſſe, mit frommer Geiſtesſammlung Abſchied von einer Welt, in der er viel Achtung und Liebe zurückließ.

täglich eine Schüssel Grünkohl mit Brotschnittchen zuzutragen pflegte, die sie ihm, zu wahrhaft erschütterndem Eindruck, begierig aus der Hand rissen. Damals sank auch ein Schiff mit Roggen beladen im Strome unter, und ob es auch durch die größte Anstrengung, wobei der muntere Knabe unzeitig mithalf, wieder flott gemacht worden war, so war das Korn doch durchnäßt. Es wurde um ein Viertel des geltenden Marktpreises an die Bürger verkauft, und alle Straßen waren mit Laken und Schürzen bedeckt, auf welchen das Getreide der Luft und Sonne ausgesetzt wurde. Ein Jahr darauf machte der große Friedrich der Stadt ein Geschenk mit einem großen Frachtwagen voll Kartoffeln, aber die vorgefaßte Meinung der Menge: „Die Dinger riechen nicht und schmecken nicht und nicht einmal die Hunde mögen sie fressen. Was wäre uns damit geholfen?" und die Unkunde ihres Anbaues bewirkten Unzufriedenheit und eine schlechte Ernte. Mancher hatte sie einzeln in die Erde gesteckt, ohne sich weiter darum zu kümmern, andere auf einen Haufen geschüttet und sie mit leichter Erde zugedeckt, bis denn im nächsten Frühjahre von den Behörden weisere Anstalten getroffen wurden, während N. bei Stargard erst volle vierzig Jahre später die ersten Kartoffeln in freiem Felde ausgesetzt fand.

Besonders war der lebendige Knabe auch ein großer Liebhaber von Tauben und trug dem sogenannten Postjungen, Johann Witte, nachherigem Post- und Bancodirector in Memel, täglich eine gewisse Portion Erbsen aus dem großväterlichen Hause heimlich zu. Dabei wurde die Schule häufig versäumt, bis denn der wackere Pathe, Kaufmann Runge, ihm ernstlich andeutete, wolle er Schiffer werden, so müsse er auch fleißiger in die

Schule gehen, eine firme Hand schreiben, und gut rechnen lernen. Das machte Eindruck; er überließ durch eine förmliche Schenkungsacte obigem Witte die Tauben und wurde von da an ein lernbegieriger Schüler. Unter den Christgeschenken, die immer Beziehung auf die Schifferschaft zu haben pflegten, gab ihm in seinem achten Jahre derselbe Pathe eine Anweisung zur Steuermanns-Kunst in holländischer Sprache. Darin studirte er so ämsig, daß ihm endlich sein Vater bei einem dasigen Schiffer Unterricht in dieser Kunst geben ließ. Da stand er oftmals im Winter bei strenger Kälte und klarem Himmel aus dem Bette auf und maß mit seinen Instrumenten die Entfernung der ihm bekannten Sterne vom Horizont oder vom Zenith und berechnete darnach die Polhöhe, und entrann häufig der väterlichen Aufsicht, die es für den überstudirten Narren, wie sie ihn nannten, nicht an Züchtigung fehlen ließ.

Da auch Klettern zu einem guten Schiffer gehört, so stieg der kühne Knabe mit David, dem Sohne des damaligen Glöckners, auf den Boden der großen Marienkirche in das holzreiche Sparrwerk, darauf ein Eichwald verwendet worden seyn soll. Die Knaben wagten sich immer höher, ja sie krochen selbst in die Spitze des Thurms zu dem inwendigen Holzverband hinauf, daß sie sich in dem engen Raume nicht mehr rühren konnten. Endlich kletterten sie auf das kupferne Dach, bei den Glocken aus den Luken auf das Gerüst, von da auf die Firste oder Spitze des kupfernen Kirchdaches und rutschten vom Thurm bis an den Giebel und glücklich wieder zurück, unter Zugaffen von mehrern hundert Zuschauern. Darunter aber befand sich auch der Vater Joachims, der das Wagstück gebührend zu lohnen wußte. Desungeachtet unter-

blieb es nicht, mit einem andern Knaben unternahm er es noch einmal. Da überfiel aber jenen mitten im Rutschen auf der Firste des Daches plötzlich Angst und Schwindel und beide saßen nun auf dieser gefährlichen Höhe, ohne daß der Schwindelnde sich umdrehen, noch Joachim an ihm vorbeikommen konnte, bis auf ihr Jammergeschrei der Glöckner mit seinem Sohne auf den Thurm kam und den fast Bewußtlosen mit umgeworfenen Leinen rücklings nach dem Gerüste und so vollends in die Luke hineinzog und Joachim zitternd nachfolgte. Diesmal traf ihn nachdrücklichere Strafe, der Lehrer sperrte ihn drei Tage lang in ein dunkles Carcer und er durfte des Tags nur eine Mahlzeit bei den Aeltern halten. In diesen trüben Tagen that ihm das zarte Mitleid einer Kaufmannstochter, Dörtchen Seeland, die ihm eine Semmel heimlich zusteckte, innig wohl. Nach 34 Jahren, 1782, fand er Gelegenheit, ihr bei dem gesunkenen Wohlstande ihrer Aeltern diesen Liebesdienst reichlich zu vergelten.

Im eilften Jahre nahm ihn des Vaters Bruder auf seinem Schiff als Cajütenwächter mit nach Amsterdam. Die Menge so großer Schiffe auf dem Y, das Musiciren, der Kanonendonner, hoben hoch sein Herz und steigerten, zumal es damals bei Schiffleuten aus triftigen Gründen für einen Glaubensartikel galt: wer nicht von Holland aus auf dergleichen Schiffen gefahren wäre, könne für keinen rechtschaffenen Seemann gelten — das Verlangen: „Wer doch auf so einem Schiffe fahren könnte!" Bald wurde die Lust zur That. Der verständige Oheim äußerte zwar: „Du mußt nicht klug im Kopfe seyn!" aber des Nachts entschlüpfte er heimlich auf der angehängten Jölle, mit Zurücklassung aller Kleidungsstücke, um für ertrunken

angesehen zu werden, und den Nachforschungen zu entgehen, und eilte einem Schiffe zu, von dem er glaubte, es sey ein Ostindienfahrer. Darin sah er sich jedoch getäuscht, es war für die Küste von Guinea bestimmt. Schlau wußte er sich, doch erst nach langem Widerstreben, die Einwilligung des redlichen Schiffcapitäns zu erwerben. Nur mit dem Beding, daß er von dem Texel aus an seinen Vater schreiben müsse, wurde er als Steuermanns-Junge angenommen. Auf diesem Schiffe nun, Afrika genannt, wußte sich der thätige Knabe bald beliebt zu machen. Von zwei Negern, von Guinea's Küste gebürtig, die sich am Borde befanden, lernte er in kurzer Zeit die dortige Landessprache, und glücklich landeten sie an der Pfefferküste bei Cap Mesurado, und nachdem von ihnen der traurige Negerhandel daselbst nach Wunsch vollendet worden war, reisten sie zum Verkauf dieser Unglücklichen nach Surinam, queer über den atlantischen Ocean. Da sahen sie 9 bis 10 Wochen hindurch weder Land noch Strand und traten mit einer Ladung von Caffee und Zucker den Rückweg nach Holland an. Im Juni 1751 war die Reise glücklich zurückgelegt, sie hatte 21 Monate gedauert, eilf Leute waren von der Mannschaft gestorben. Von Amsterdam aus schrieb N. sogleich an seine Aeltern, welche den ersten Brief nicht erhalten und ihn schon völlig aufgegeben hatten. Seitdem blieb er in der Vaterstadt und hielt sich wieder zum Schulunterricht. Doch kaum, daß er im 14. Jahre confirmirt worden war, ließ er sich auch nicht länger halten. Die Reise ging nach Memel, Liverpool, Dünkirchen, über Norwegen nach Danzig, und von da nach Colberg zurück.

Die nächstfolgenden zwei Jahre schwärmte er auf mehr als einem Colberger Schiffe umher und

war bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, selbst in Holland und Frankreich zu finden. Diese einfachen kurzen Fahrten wollten dem abentheuerlichen Sinne des Jünglings nicht behagen; daher verdingte er sich heimlich auf dem Schiffe eines alten lieben Colberger Landsmannes, Capitän Joachim Blank, als Constabler, und kam, da der Steuermann auf der Reise über Bord gefallen war, zu der Ehre, Steuermann zu werden. Surinam, das wegen seiner feuchten Lage, Plantagen, Wälder, so wie wegen der zu großen Anstrengung, welche der Schiffsmannschaft zugemuthet wird, so lebensgefährliche Surinam, war das abermals glücklich erreichte Ziel. Das Drolligste, was unserm N. auf dieser Reise begegnete, war der Betrug eines Israeliten, der eine scheinbar auf dem Schiffe verloren gegangene Kiste, die ihm gehörte, für kostbar und mit Uhren und Geschmeide angefüllt ausgab und 4000 fl. Ersatz begehrte. Schon war dem Capitän die Erlegung dieser Summe zuerkannt, da fand sie sich unvermuthet, und lächerlicher, bunter Redoutenstaat war ihr ganzer Inhalt. Dafür wurde dem betrügerischen Juden eine tüchtige Züchtigung mit dem Tauende. Wichtiger war für N. unter so vielen Deutschen, die in Surinam lebten, die Bekanntschaft der Gebrüder Kniffel aus Belgrad in Pommern gebürtig, die früher gemeine Soldaten, durch Glück, Fleiß und Rechtlichkeit Millionärs worden waren, zwei Caffeeplantagen, von welchen die eine der Vaterstadt zu Ehren Belgrad hieß, besaßen, und zu Paramaribo eine ganze 400 Schritte lange Straße — Kniffelsloge genannt, auch eine lutherische Kirche gebauet hatten, zu deren Erhaltung die Einkünfte der schon genannten Plantage

in Ewigkeit dienen sollten. Diese würdigen Männer bewiesen auch ihm viel Liebe.

Im Jahre 1755 unternahm N. eine abermalige Reise unter dem Capitän Wendorp nach Curassao mit bisherigem Glücke; doch drohende Briefe der Aeltern bewogen den Umherschweifenden endlich zur Rückkehr nach Colberg. Zu Danzig hatte er sich unter zwölf junge, schmucke, seefahrende Leute aufnehmen lassen, welche den König August von Polen, der eben hier anwesend war, in einer Staatsjacht die Weichsel hinunter fahren sollten, um die zahlreiche Flotte russischer Kriegsschiffe zu besehen, die hier vor Anker lag; der eitle Putz aber und das brennende Gefühl, einem andern Monarchen als seinem angebeteten König Friedrich II. damals zu dienen, machten ihn bald schamroth und den Ducaten, welchen er auf diese Weise verdient hatte, warf er, treu seinem Gelübde, dem ersten alten preußischen Husaren zu.

Im Monat August 1756 kam er in Colberg an, ging aber nicht lange darauf auf des Oheims Schiff, die Hoffnung genannt, nebst seinem jüngern sechzehnjährigen Bruder und dem vierzehnjährigen Sohn vom Vatersbruder nach Lissabon ab, um Holz von Rügenwalde aus dahin abzuführen. Die erste unglückliche Reise und eine bittere Lehre für unsern jungen Freund. Schon bei der Rückkehr von Helsingör schlug das mit Wasser- und Bierfässern und andern Provisionen schwer beladene Fahrzeug um und mit Mühe fanden sich die darin Sitzenden wieder zusammen, der Oheim erst des andern Morgens, ein Matrose aber war verloren gegangen.

Zu böser Jahreszeit, den 2. December, wurde die Reise fortgesetzt; aber ein gewaltiger Sturm aus Norden warf sie auf die flämischen Bänke.

Das Steuerruder ging verloren; mitten in der schäumenden Brandung hatten sie vor Anker legen müssen auf seichtem Grunde, kaum eine halbe Meile vom feindlichen Lande, der flandrischen Küste, über welche Oesterreich, damals mit Preußen im Kriege begriffen, zu gebieten hatte, und von Welle auf Welle bestürmt. Der Oheim wollte vom Mast herabsteigen, an den sie sich sämmtlich angeklammert hielten, um schwedische Papiere zur Täuschung hervorzusuchen und die preußische Flagge zu vernichten; da that er einen unglücklichen Sturz auf den Rand des auf dem Verdecke stehenden Bootes und immer tiefer hinab, so daß er halb todt und jammernd unten lag. Hier galt es, als einziges Rettungsmittel nach angstvoll durchlebten Stunden, zur Mitternachtszeit mit der Fluth nach dem Ufer zu schwimmen. Der treue Sohn, unser N. und der jüngere Bruder mochten den Unglücklichen nicht verlassen und rissen ihn auf den Ruf der Leute am Ufer, sich augenblicklich zu retten, endlich mit in die Wogen und wurden alle glücklich ans Ufer gebracht. Oesterreichische Soldaten waren die wackern Helfer gewesen. Um aber feindlicher Begegnung zu entgehen, — sie befanden sich drei Meilen von Nieuport, zwei Meilen von Dünkirchen, ließen sie den armen Kranken vorsichtiger Weise nach letzterm Orte bringen, der französisch war. Kein Gasthof wollte die Irrenden und Weinenden aufnehmen und sie wurden endlich nach dem Klosterhospital hingewiesen. Da entdeckte sich unter ärztlicher Behandlung der lebensgefährliche Zustand des Oheims, und doch wurden die Armen gezwungen, ihn des Nachts zu verlassen, um in einer andern Herberge zu ruhen. Des andern Tages fanden sie ihn schon todt. Alsbald fragten einige Mönche, zu welchem Glauben sich der Schiffscapitän bekannt habe, und

da N. vorschnell geantwortet hatte: „ei zum lutherischen!“ so brach ein gewaltiger Sturm aus. Niemand wollte den Verstorbenen anfassen, die Ketzergebeine mußten vor Sonnenuntergang aus dem Kloster geschafft werden. Die unglücklichen drei Knaben, die ohnedies ihres Schmerzes nicht Meister zu werden wußten, wurden genöthigt, den Sarg fortzutragen und nur auf wiederholtes Flehen und Jammern, und da sie es nicht vermochten, wurden Leute zum Tragen und Graben erwählt und der Todte fern vom Gottesacker unter Verwünschungen eingesenkt. Hände ringend und bitterlich weinend, brachten die Hülflosen die finstre Nacht am Grabhügel zu. Zum Glück war der Wirth menschlicher als jene Geistlichen und hatte mitleidig nichts für die Zeche genommen.

Durch die Nachricht des Kochs vom Schiffe, dem sie zufällig begegneten, erfuhren sie, daß die übrige Mannschaft von den Oesterreichern als Preußen erkannt und als Kriegsgefangene mit Härte behandelt worden sey. Schnell kehrten sie um. Zum Glück fiel unserm N. ein Kaufmann in Dünkirchen bei, an den sein früherer Schiffsherr Damitz vor vier Jahren Tabak geliefert hatte, auch daß der Commissionär der Assecuranz für dieses verunglückte Schiff Emanuel de Kinder hieß. Dieser brave Amsterdamer Kaufmann ließ sogleich 100 Gulden vorschießen und bot noch mehr an, was nach 27 Jahren unser Nettelbeck dessen Sohn durch eine reiche Ladung von Lissabon, welche er an diesen adressiren ließ, dankbar zu erwiedern Gelegenheit nahm. Auch benutzten die Verunglückten den trefflichen Brauch in Dünkirchen, daß Seefahrer, die an dortiger Küste ihre Schiffe verlieren, einen Sou für jede Meile bis zur Heimath als Reisegeld empfangen. So wurden nach N. Berechnung,

sie liege 190 Meilen weit, jedem der drei Reisenden auf dem Stadthause 190 Sous ausgezahlt.

Schwieriger dagegen war, welchen Weg sie jetzt im Winter einschlagen sollten. Auch dem half ein günstiger Zufall ab. Ein Schiffer von Bremen, Namens Heindrick Harmanns, hatte einen als Prise aufgebrachten englischen Kutter gekauft und mit losen Tabaksstangeln beladen, um sie nach Hamburg zu bringen. Es waren nur noch zwei Matrosen am Bord. Darauf verdingten sie sich. Vier Tage vor Weihnachten ging es in See. Die Schiffleute waren bei der großen Kälte unbarmherzig gegen die jungen Leute. Wegen der Menge von Eis und wegen des Ostwindes, der sich eben erhob, mußten sie vor der Mündung der Elbe wieder umkehren und an der holländischen Küste einen Nothhafen suchen. Der Schiffer wünschte lebhaft, vor der Insel Schelling an das Land kommen zu können, weil sein Vater als Beurtschiffer von Bremen nach Harlingen jetzt eben auf dieser Fahrt begriffen seyn werde. Aber siehe, gerade den 1. Januar 1757, erhob sich der heftigste Sturm von Nordwesten und trieb das Schiff vom Anker. Bald saß es auf einer Bank fest und lag so tief auf einer Seite, daß die Masten beinahe das Wasser berührten. Zwar schien das Schiff wieder flott werden zu wollen, gerieth aber bald wieder auf den Strand und die brandenden Wellen zogen aufs neue im schäumenden Gebrause über das Verdeck. Zufälliger Weise befanden sich unsre drei Passagiere vorn in der Höhe und hielten den Fockmast umklammert, während die andern drei im liegenden Hintertheile sich befanden. Das Jammergeheul der letztern, ohne ihnen helfen zu können; die dunkle Nacht; auf dem Lande Schnee und rund umher schäumende Brandung, daher es um so schwerer war, das Ufer zu

erkennen! Doch erspähete endlich der scharfblickende N. den langen Bugspriet hinankletternd, an dem schnellen Rücklauf der Wellen, die Nähe des Landes, und er voran, wagten sie es alle drei, an einem Taue sich herabzulassen, und kamen glücklich ans Land. Die andern drei waren nicht zu errufen. Durchnäßt und vom Froste starr, eilten sie in dichter Dunkelheit auf eine Feuerbaake zu, die hier auf dem Schelling zum Besten der Seefahrenden unterhalten zu werden pflegt. Endlich kamen sie nach öfterm Fallen vor Ermüdung am Thurme an und überraschten den einsamen Wächter nicht wenig. Dieser aber verlangte von ihnen, noch in das einige tausend Schritte weit liegende Dorf mitzugehen. Ein mühsamer Weg, da der Führer weit voraus lief. Mit ungewöhnlicher Freundlichkeit wurden sie in ein Haus geführt und bewirthet; das Schiff aber wurde von der Mannschaft des Dorfes, welche durch Geläute aufgefordert worden waren, vergeblich gesucht, einzelne Trümmer waren nur noch vorhanden, nicht eine Leiche wahrzunehmen. Der Drost von Mynheer, an den sie gewiesen wurden, unterstützte die Jünglinge auf die edelmüthigste Weise mit Kleidern und sonstigen Lebensbedürfnissen.

Mitte Januars bestiegen sie, lediglich auf dieses edeln Mannes Verwendung, ein Schiff, das eben nach Harlingen absegeln wollte. Höchst mühsam war es, sich durch das Eis hindurch zu arbeiten. Endlich legten sie in Harlingen an, und kaum, daß sie an das Land gestiegen waren, ihr kleines Bündel auf dem Arm, so erblickten sie einen alten Mann in einem Fahrzeuge, und entdeckten, auf seine neugierigen Fragen, in ihm den unglücklichen Vater des Schiffers Harmanns, der mit ihnen den Unfall erlitten hatte, und ein Raub

der Wellen geworden war. Der Alte brach, über die traurige Nachricht, die sie ihm gaben, in Verzweiflung aus, und herzzerreißend war der Anblick des gerechten Schmerzes; indeß hielt es ihn doch nicht zurück, die jungen Leute zu bewirthen, wo sie ihm alles haarklein erzählen mußten. Er führte sie in eine Herberge, in welcher freilich die unfreundliche Wirthin ihnen eine schlaflose Nacht bereitet hatte. Bei dem Abschiede aber drückte der wackere Greis bei allem Herzensjammer ihnen noch zwei holländische Ducaten in die Hand.

In Dockum fanden sie nirgends eine gastfreundliche Aufnahme, mußten sich in kalter stürmischer Nacht hinter einer Scheuer, zunächst dem Thore, zusammenkauern und weinten sich recht satt. Nach Mitternacht jedoch kam eine Kutsche gefahren und ein einzelner Mann saß darin. Dieser Mitleidige nahm die Erstarrten mit nach Gröningen. Hier begegnete den armen Reisenden eine neue Unannehmlichkeit, da ihnen von einem Zollbedienten 6 Stüber Zollgeld abgefordert wurden; doch aus dieser Verlegenheit, da zugleich die kleine Baarschaft tief versteckt lag, half ihnen noch ein billiger Postbote, der dem unbarmherzigen Zöllner das Wegegeld hinwarf. Jetzt aber konnten die jüngern Begleiter N*s nicht mehr fortgehen vor Mattigkeit und Leiden der Füße, der Bruder blieb am Wege sitzen und meinte, er könne nicht weiter, ihm wäre, als müsse er hier Hungers sterben; doch gelang es unserm Joachim, nach vielem Zureden, Bitten und Flehn, ihn bis ins nächste Dorf mit fortzuschleppen. Nun fuhren sie von Dorf zu Dorf, bis sie ins Oldenburgsche kamen. In Lübeck war über diesen Aufwand ihre Casse ziemlich gesprengt und auch bei Brot und Wasser der letzte Heller aus den Händen zerronnen. Da wendete

sich N* an einen Kaufmann Sengbusch in Lübeck, der ihm von Colberg aus dem Namen nach bekannt war. Dieser streckte auf die noch übrige Taschenuhr 20 Thaler vor und so langten sie denn nach so vielen Mühseligkeiten in der Mitte des Märzes zu Colberg mit einem baaren Cassebestand von 7 Gr. 6 Pf. an, zu großer Freude der Ihrigen. Als wie vom Tode Auferstandene wurden sie frohlockend empfangen.

Ein neuer Schreck verjagte ihn aber nach fünftägigem Aufenthalte aus der väterlichen Behausung. Eben waren Unterofficiere angelangt, um frische Recruten in diesem ihren Canton auszuheben. Die entschiedene Abneigung des Bürgers gegen den Soldatenstand zu damaliger Zeit, die Mißhandlung, welche den Recruten widerfuhr, das freie Seeleben, dem unser N. dann hätte entsagen müssen, bewogen auch ihn, gleich vielen jungen Leuten, sein Heil in der Flucht zu suchen. Mit großer Mühe, unter vielen Aengsten, entrann er den Nachforschungen, bald hier bald dort aufgespürt; da verbarg er sich auf einem nach Danzig abgehenden Schiffe; aber auch hier drohte ihm, wie noch mehrern Cameraden, die sich dahin gerettet hatten, die Auslieferung nach Pflicht und Gewissen des Capitäns.

Es traf sich jedoch sehr gelegen, daß er bei eben wieder eröffneter Schifffahrt als Steuermann auf einer kleinen Jacht Platz fand, die mit Hanf beladen nach Irwin in West-Schottland bestimmt, um die französischen Caper zu vermeiden, durch die Nordsee und die Orkaden steuern mußte. Eine Verwundung des Schiffers und Krankheiten, welche die übrigen Schiffsleute befielen, verursachten, daß die Führung des Schiffes lediglich ihm und einem Matrosen anheimfiel. Da war es dem kaum 20 jährigen Jüngling in der gefährlichsten Gegend bei

engem Fahrwasser zwischen den Inseln, den vielen Klippen und starken Strömungen nicht wohl zu Muthe. Unglücklicher Weise waren die holländischen Seecharten, welche sie besaßen, hier sehr unzuverlässig und sie irrten der Gegend unkundig umher. Der schlaue N. benutzte jedoch das Entgegenkommen eines englischen Schiffs, das zwar anfangs feindlich agirte, da die preußische Flagge, weil man den Adler inwendig nicht wohl sehen konnte, der französischen ähnlich war, aber doch endlich Auskunft gab. Eben so beschwerlich, zumal sie um dieses Umstandes willen für Feinde galten, war das Anlanden auf Irwin. Von der Insel Noirmoutiers an der westlichen Küste von Frankreich nahmen sie auf dem Rückweg eine Ladung Seesalz ein. Da aber fielen sie in die Hände von sieben englischen Capern, die sie oftmals plünderten. Ja da er sich gegen die letzten, welche ihm selbst die Schifferhose mit seiner Baarschaft von dreizehn Thalern auszogen, muthig wehrte und auf Dover zusteuerte, mit dem Androhen, sie an den Galgen abzuliefern, so wurde er schrecklich mißhandelt und das nicht regierte Schiff, das bei großem nächtlichen Sturm des großen Mastes verlustig worden war, wäre völlig zu Grunde gegangen, wenn es nicht eine holländische Fischer-Schuyt mitleidig nach Medemblyk geschleppt hätte. Krank mußte er da zurückbleiben, lernte aber von einem dortigen Compaßmacher gründlich seine Kunst, die ihm nachher von großem Nutzen gewesen ist.

Aufgefordert indeß vom Vater, die Vaterstadt gegen die anrückenden Russen vertheidigen zu helfen, eilte er dahin und durch diese vom russischen General Palmbach geleitete zwar nur etliche Wochen andauernde aber ernstlich gemeinte Belagerung, bei der er sich nebst dem zum Bürgeradjutant erhobe-

nem Vater fast als zweiter Bürgeradjutant des alten wackern Commandanten Heyden sehr thätig verhielt, erhielt er gleichsam die Vorschule zu den wesentlichen Diensten, die er Colberg unter ähnlichen Bedrängnissen in spätem Alter erweisen sollte.

Auf einer bald darauf erfolgenden Reise nach Surinam, unter Capitän Joachim Blank, war ihm vor Allem der rührende Abschied denkwürdig, den die dankbaren Sclaven von einem Plantagenbesitzer Polack nahmen, einem gebornen Wiener, der von Sehnsucht ergriffen unsern N. nach Deutschland begleitete. Nettelbecks Falkenauge entdeckte auch zuerst die europäische Küste, worauf jener einen Preis von 50 Ducaten gesetzt hatte.

Bald darauf gerieth er auf einem holländischen Schiffe ungerechter Weise in englische Gefangenschaft, daraus ihn zu Danzig die wackere Mutter durch Fürbitte bei dem preußischen Residenten erlöf'te. Kaum 6 Wochen nachher belagerten die Russen wieder Colberg und zwar zu Land und zu Wasser zugleich und es ging während dieser drei Wochen ungleich heißer als früher her, als das erste Mal; da entsetzte plötzlich der brave General Werner die Festung, wie durch ein Wunder.

Auf einer Rückreise von Noirmoutiers nach Königsberg erkrankte, nach vorher bestandenen mancherlei Gefahren, der Schiffer Carl Christian, durch die Ausdünstung frischer Oelfarben, besonders des Königsgelb, womit die Cajüte eben neu ausgemalt worden war, und dies verwirrte noch mehr seinen in der Steuerkunst unerfahrenen und doch trotzigen Sinn. Endlich stürzte er über Bord und aller Mühe ungeachtet war es bei der Windesschnelle nicht möglich, den mit den Wellen kämpfenden unglücklichen Schwimmer zu retten. Wie schwer fiel nun auf N. die Verantwortlichkeit der Ladung,

zumal die Kostbarkeiten nicht ansichtig wurden, welche er auf dem Schiffe verborgen haben sollte, ob er gleich sorgfältig vor dem Angesichte der Schiffsmannschaft versiegelte und das Petschaft über Bord warf; wie bitter, der am pillauer Hafen freudig dem Schiffe entgegenharrenden Wittwe mit ihren Kindern die traurige Nachricht allmälig mitzutheilen; wie noch weit niederbeugender, wohl gar in den Augen Vieler für einen Betrüger, einen Dieb zu gelten, darauf man selbst unverholen anspielte.

Dies verbitterte ihm die glücklichen Tage der ehelichen Verbindung, welche er damals mit der Tochter des Segelmachers Johann Müller in Königsberg schloß, und veränderte so ganz seine Lebenslage, daß sein in die weite Welt hinausstrebender Sinn auf den engen Verkehr eines kleinen Bording-Rheeders beschränkt wurde — wie er selbst wehmüthig bekennt: der leidige Gang eines Langohrs in der Mühle! Dazu kamen die ungünstigen Umstände, daß er gleich Andern seines Gleichen von den Russen, die damals in Preußen den Meister spielten, gepreßt und ohne andern Lohn als üble Behandlung zum Transport von Proviant- und Militäreffecten von Pillau nach Elbing und Stuthof gebraucht wurde. Der ungeduldige Schiffer entrann aber doch einmal der Aufsicht eines russischen Soldaten und wagte sich sogar mit Ladung ungemein kühn wieder nach Pillau und rettete sich zuletzt durch Schwimmen. Bis nach Königsberg verfolgte ihn ein russisches Commando, das ihn glücklicher Weise nicht erkannte und sich durch seine Kaltblütigkeit täuschen ließ. Endlich kaufte er sich wieder ein zwar nicht großes, doch tüchtiges Schiff, der Postreiter genannt, von 45 bis 50 Lasten, und wagte sich auf's Neue, mit einer Ladung von Malz nach Stettin mitten durch

die ſchwediſche armirte Flotte. Er ward bei Nacht und Nebel doch entdeckt und, ſchon auf ihn Jagd gemacht, von mehrern Seiten beſchoſſen. Da entkam er aber durch Schiffergewandtheit bis zu den entgegeneilenden preußiſchen armirten Fahrzeugen.

Auf einer der nachherigen Fahrten half ſein überall kundiger und dienſtfertiger Sinn einem großen ſchwerbeladenen ruſſiſchen Schiffe, da überall Verwirrung und Unfriede herrſchte, durch eine zweckmäßige Vertheilung der Ladung aus großer Verlegenheit. Der dankbare Officier empfahl den geſchickten Helfer dafür dem General Romanzow in Colberg, der ihm weſentliche Vortheile gewährte. Zuweilen führte ihn auch ſein jugendlicher Muth zu Wagniſſen, die nicht ohne Schaden ausgeführt wurden, denn ſo wie er vorher ſich durch die ſchwediſche Flottille unter großer Gefahr geſchlichen hatte, ſo verſuchte er es jetzt, bei einem heftigen Sturm aus Weſtſüdweſten ſein mit 60 Paſſagieren, Frauen, jungen Mädchen und Kindern eines preußiſchen Bataillons beladenes Schiff zum Colberger Hafen hinaus zu bringen, trotz aller Warnung des Lootſen. Die Barkhölzer am Steuerbord, 15 Fuß lang, waren rein abgeſtoßen, ſo daß die Innhölzer bloß lagen. Raſch ſchlug er ein getheertes Segeltuch, Breſſening, Nagel an Nagel an; bald aber füllte ſich zum Jammergeſchrei der Paſſagiere der untere Raum mit Waſſer. Muth und Entſchloſſenheit, ungeſäumtes Auspumpen mit Fäſſern, da die Waſſergänge nach den Pumpen durch den Ballaſt verſtopft waren, halfen dem Uebel ab.

Ein beſonderer Zufall, der ſeine Ehre rettete, ereignete ſich ihm nach der Rückkehr ſeines Schiffs von Riga, dahin er mit wohlbedachter Klugheit bei leicht zu erwartender Gefahr ſelbſt für den Ver-

lust seines Schiffs — er ließ sich, als sey er schuldig, die Fracht vorausbezahlen — Kriegseffecten der rückkehrenden Russen gebracht hatte. Es lag nun in Pillau vor Anker, als der Schiffer Kummerow mit jenem nämlichen Schiffe, worauf im vorigen Jahre der gute Christian verunglückte, auf der Rheede erschien und trotz einem fliegenden Sturm muthig in den Hafen lief. Dabei schlugen die Fenster und Porten der Cajüte in Stücken und da er, weil nun darin Alles voll Wasser stand, wacker ausgelacht wurde, ließ der Capitän sogleich den Tischler holen, um die Einschiebrahmen loszumachen, damit sie dann zum Glaser geschickt werden könnten. Während aber der Tischler diese Arbeit begonnen, saßen N. und mehrere neben dem alten Freunde vergnügt bei einem Glase Wein unter traulichen Erzählungen nach Seemans Weise. Indem bemerkte N. mit Verwunderung, wie der emsig beschäftigte Tischler hinter der Verkleidung, wo die Fensterrahmen eingeschoben gewesen waren, allerlei Sachen hervorlangte. Wie schoß ihm das Blut auf's Herz und ins Gesicht, da er augenblicklich Stück für Stück erkannte. Es war das verschwundene Eigenthum des verstorbenen Schiffers Carl Christian: seine Uhr, seine Garnitur silberner Schnallen, ein Beutel mit einigen 100 Rthlrn., ein Schächtelchen mit Pretiosen an goldenen Ringen und Ohrgehängen, silberne Schlösser zu großen Bügeltaschen nach damaliger Mode und was sonst noch mehr, was der ängstliche Christian aus Furcht vor Caperei in Sicherheit gebracht hatte. Hier hatte es kein Mensch gesucht noch geahndet. Das war es nun, um dessentwillen der redliche Nettelbeck für einen Dieb gegolten hatte und so viel Unglück hatte erleiden müssen. Wie fügte es Gott so wunderbar wohlthätig, daß die Wahrheit in sei-

ner Gegenwart und vor vielen Zeugen ans Licht kam. Eilig flog der Bestürzte mit dieser ganzen Habseligkeit zur Wittwe des ehemaligen Schiffers, der armen Frau ward aus ihrer Noth geholfen, und die Liebe und Achtung zu dem Verkannten kehrte in reichlichem Maße zurück.

Voll Sehnsucht, eine weitere Fahrt in die Nordsee und über den Canal hinaus zu wagen und nicht mehr in der Ostsee, seinen eigenen Worten nach, wie in einer Entenpfütze, wie er sich selbst ausdrückt, umher zu lagern, verkaufte er seinen kleinen und glücklichen Postreiter und ließ sich im Jahr 1763 in Königsberg, wo er auch so lange blieb, ein funkelnagelneues Schiff von etwa 80 Lasten bauen.

Zu derselbigen Zeit brach jene große Feuersbrunst in Königsberg, den 11. November 1764, aus (die auch in der Baczkoschen Biographie, S. N. Nekrolog Jahrgang 1823, erwähnt worden ist, und die Herder daselbst erlebt hatte, wie sein Gedicht: „Die Asche Königsbergs" näher bezeichnet). Dieses Unglück war für unsern N. eine erneuerte Gelegenheit, seinen menschenfreundlichen Heldenmuth an den Tag zu legen. Zunächst rettete er eine Menge armer gebrechlicher Leute an der Ladebrücke nahe der Hospitalkirche; alles um sie her stand in Flammen, und manche der Unglücklichen waren schon versengt. Rasch sprang N. in ein Boot und rettete sie Alle glücklich an das jenseitige Ufer. Auch einer alten vom Schlage getroffenen, schon glimmenden Frau versagte er bei großer Anstrengung die Hülfe nicht. Hier galt es, einer Unglücklichen ihre letzten Habseligkeiten zu retten, dort raubten sie aber diebische Hände wieder, und fast hätte er über einer Kiste, die er einer flehentlich bittenden Frau erhalten sollte, das Leben bei dem Schwan-

ken des Bootes verloren. Da erfuhr er, sie sey mit Hünern und Enten angefüllt und rasch mußte sie untertauchen, daß nicht Menschenleben der zu theuere Preis wurde für diese entbehrlichen Armseligkeiten. Ein Orkan hatte große Verwirrung unter den Schiffen angerichtet; aber auch hier nahm sich der Biederherzige seiner Freundin, Wittwe Roloff, thätig an und rettete ihr das Fahrzeug, das unter der Last großer Schiffe schon gänzlich unterzusinken drohete.

Einige Zeit nachher kam eines Tages das Geschrei zu seinen Ohren, auf dem Pregel am grünen Krahn stehe ein holländisches Schiff, mit 120 Lasten Hanf beladen, im lichten Brande. Schnell eilte N. mit seinen Schiffszimmerleuten herbei, sah das aus den Kajüt-Porten hell hervorlodernde Feuer, aber auch, wie alle Menschen dadurch es zu dämpfen meinten, Löcher in das Verdeck zu hauen und von oben hinab Wasser in den brennenden Raum zu gießen. Dadurch aber bekam der Brand einen größern Zug und mußte sich weiter verbreiten. Schnell rief er dem Schiffer zu: „Ihr arbeitet euch zum Unglück. Versenken müßt ihr das Schiff!" Und da Niemand hörte, riß der rasche Helfer einem seiner Zimmerleute die Axt aus den Händen und kappte ein großes Loch hart über'm Wasserspiegel durch, trieb die Leute vom Schiff, und plötzlich sank es 36 — 40 Fuß tief und das Feuer war gelöscht, zu stiller Verwunderung aller, die endlich ausriefen: „ei das ist ein Stückchen von Nettelbeck!" Aber der hinkende Bote kam nach. Der Besitzer des Schiffs hatte ihn vor der Admiralität verklagt, und er solle Schiff und Ladung ersetzen; doch die nie sich versagende Geistesgegenwart und die Ruhe, mit welcher er erklärte, daß sonst nicht nur das Schiff, sondern alle Schiffe,

die dicht am Bollwerke befindlich waren, ja Königsberg selbst leicht hätte in Rauch und Asche aufgehen können, bewirkte nach einer halbstündigen Ueberlegung, während welcher N. doch nicht wohl zu Muthe war, die ehrenvolle Erklärung, das Collegium müsse ihm für seinen Muth und Besonnenheit im Namen aller Schiffer, die auf dem Pregel liegen und im Namen der Stadt durch einen Handschlag die volle Zufriedenheit und Dankbarkeit bezeugen. Aber zu einem noch Größern ward er aufgefordert, das versenkte Schiff wieder in die Höhe zu bringen. Auch das übernahm der wackere N. uneigennützig mit seinem tüchtigen Zimmermeister Backer vermittelst zweier Bordinge, Winden und Hebezeuge und in dem Augenblick steigender Noth durch an das Verdeck befestigte Kasten oder Verschläge von 2 Fuß Höhe, die gleichsam einen Brunnenrand vorstellten; der müssige Pöbel wurde mit Eimern und Geräth herbeigerufen, und das schwere Werk war zum Staunen von Tausenden glücklich vollendet, das Schiff wieder flott geworden.

Ostern 1764 war endlich nach vieler Mühe und Sorge der Schiffbau im Reinen, aber leider hatten die guten Zeiten für die Rheederei ein Ende genommen und die Frachten standen auf dem niedrigsten Preis, und eben als das Schiff in der Ladung für Amsterdam begriffen war, fiel N. durch einen gewagten unglücklichen Sprung den Fuß aus dem Gelenk und der Bettlägerige sah sich genöthigt, einem Andern an seiner Statt zum ersten Mal die Leitung des Schiffs zu übergeben, und diese Wahl traf leider durch Ueberredung seinen Steuermann Martin Steinkraus aus Colberg. Von Woche zu Woche kamen Assignationen auf beträchtliche von Steinkraus erhobene Gelder an, und mehr und mehr wurde N. der Betrug dieses Menschen klar.

Es wuchs die Summe, die er zur Ausbesserung nöthig gehabt, über 8000 Fl. an. Da konnte der Geängstete nicht länger daheim bleiben, eilte schnell nach Amsterdam und traf auch glücklich Schiff und Mannschaft und den untreuen Schiffer. Die Trunkenheit der letztern, die verworrenen Rechnungen, so manches Vermißte auf dem Schiff, das von dem Unredlichen veräußert worden war, überzeugten ihn zu großem Schmerz von dem bedeutendsten Verlust; indeß suchte er klug seine Gefühle zu mäßigen, daß ihm der Schiffer nicht entwische und dadurch die Assecuranzgelder (8000 Fl. holl.) nicht verloren gingen. Wie um so größer war seine Verzweiflung, als jener doch entfloh. Ganz hoffnungslos saß der Unglückliche, denn nun war an keinen Ersatz zu denken, in einem Weinhause. Da nahm er zufällig ein holländisches Zeitungsblatt in die Hand, darin ein Prediger zu Schlinger-Want, eine Meile von Amsterdam, ankündigte, daselbst sey ein ertrunkener Mann gefunden worden. Alle nähere Beschreibung schien jenen Schiffer anzuzeigen, der ohnedies in späterer Zukunft nicht wieder aufzufinden war und in der Angst diesen äußersten Schritt gethan haben konnte. Lange kämpfte N. gewissenhafter Sinn, ob auf diese Vermuthung hin er diese Gelegenheit benutzen sollte, doch aufgemuntert durch einen erfahrenen wackern Freund eilte er zum Pfarrer und durch einen von diesem ausgestellten Todtenschein bewirkte er wenigstens, daß er die Hälfte seiner Forderung zugesichert erhielt. Viel Verdrüßlichkeiten bewirkten ihm die ganz verderbten Schiffsleute, die endlich mit Verlust seines Bootes entliefen.

Jetzt ward mit mehrern befreundeten Schiffen eine Reise nach den Salzhäfen Croific, Bernif und Olonne unternommen. Die schwierigste Fahrt nach

Croiffic fiel unserm N. zu und dieser wagte es tollkühn, auf einer kleinen fichtenen sogenannten Berger Jölle die Reise zu unternehmen. Mehr als einer Todesgefahr wurde er mit seinen zwei Matrosen ausgesetzt. Endlich schlug sie um; doch kamen sie glücklicher Weise noch an den Strand, und indem sie die Jölle zwischen zwei Eseln befestigten, langten sie zu großer Verwunderung zu Poltien an, wo auch ein vortheilhafter Salzhandel das Wagstück belohnte. Aller Warnungen ungeachtet reis'te er in dieser Nußschaale, wie sie die Salzverkäufer nannten, wieder ab und kam glücklich zurück. Endlich ward auch das Schiff beladen, und auf drei verschiedenen Wegen an die Correspondenten Kock und van Goens in Amsterdam geschrieben, daß sie die Assecuranz von 10000 holl. Gulden besorgen möchten. Ein heftiger Sturm ergriff die Reisenden, brach das Steuerruder ab, entmastete das Schiff, und lange trieben sie unter Hunger, Durst, allem nur erdenklichen Drangsal und stetem Todeskampfe umher, und endlich, da der Untergang unvermeidlich schien, erreichten sie einen Nothhafen Bommel-Sund an der norwegischen Küste. Nun galt es das Schiff mit bedeutenden Kosten zu repariren. Wie erschütterte ihn daher gleich einem Donnerschlag die Nachricht, daß jenes Haus so unredlich gehandelt hatte, sein Schiff nicht zu versichern, unter nichtigem Vorwand, und der Betrogene sah sich endlich genöthigt, unter fortwährenden Beschwerden des langwierigen Processes, da die Gläubiger drängten, das Schiff zu verkaufen. Zwar wurde der dreijährige Proceß gewonnen, aber der Bankerott dieses Hauses war in der Zeit ausgebrochen, und hiemit alles verloren. So war der thätige N. auf die Hülflosigkeit seines ersten Anfangs zurück gewiesen.

Da ereignete es sich, daß er zum Capitän eines Schiffs von 40 Kanonen erwählt wurde, welches der geheime Finanzrath Delatre, den König Friedrich II. an die Spitze der neuen Regie aus Frankreich berufen hatte, nebst mehrern andern von dem schönsten Schiffsbauholz aus den königl. Forsten, in Stettin erbauen ließ. Nettelbeck erhielt das in seiner Art erste Patent als k. preuß. Schiffscapitän, und durfte königl. Uniform und einen Säbel mit Portepée tragen. Da jedoch der Bruder jenes Ministers, ein unerfahrener junger eitler Franzose, als Admiral dem tüchtigen Seemann sich nur zu vermessen und nachtheilig der guten Sache entgegenstellte, so kam es zu einem Duell, bei welchem jener verwundet wurde, und N. um seine Stelle kam.

Jetzt zog er mit den Seinen nach Colberg. Er konnte es jedoch hier, wo weder für seine Thätigkeit noch für seine Ehrliebe sich ein würdiger Spielraum eröffnete, nicht länger aushalten und ging 1771 als Passagier nach Holland. Sein Sinn war auf Guinea gestellt und bald segelte er unter Capitän Jan Harmel auf einem neuen Schiffe, Namens Christina, dahin ab. Hier lernte er das gute kluge Commando des Capitäns, der durch leeren Schreck seiner Mannschaft kriegerische Thätigkeit gegen etwaige Angriffe der feindlichen Marocaner zu üben wußte, und die treffliche holländische Subordination mehr und mehr kennen. Unterwegs begegnete ihnen auch ein, wie sie nach manchem Versuch erkannten, herrenlos umherirrendes Schiff, das Nettelbeck mit noch 11 Tapfern näher besah, und schon sollte er dieses räthselhaft verlassene französische Fahrzeug unter zuvor von ihm getroffenen Vorsichtsmaßregeln, vom nachfolgenden Tage an, nach Holland in Sicherheit bringen; da verschwand

es aber, von dem nicht sehr kundigen Steuermann Peters und 10 Matrosen besetzt, allmälig des Nachts und wurde nicht wieder wahrgenommen. Sie langten indeß an der Küste von Guinea glücklich an und warfen endlich am 4. Januar 1772 vor Cap Mesurado die Anker. Wohl war es dem menschenfreundlichen Nettelbeck auch damals schon, wo dieses Handwerk noch nicht in solchem Verrufe stand, zuwider, sich hier mit Negerhandel befassen zu müssen, und daß man Menschen als Waare ansehen und gegen Erzeugnisse des europäischen Kunstfleißes als: Tabak, Schießgewehre und Schießpulver, Branntwein, Kattune, leinene oder seidene Tücher, kleine Spiegel, Messer, bunte Korallen und sonstige kurze Waaren, eintauschen konnte; doch war eine unmenschliche Behandlung derselben ja nicht nöthig und er duldete sie wenigstens niemals, so weit er hierbei einwirken durfte. Noch wurde an der Zahnküste Afrika's auch Handel mit Zähnen von Elephanten getrieben, welchen die Neger mit fußlangen zweischneidigen Säbelklingen, an langen Stangen befestigt, den Rüssel abhauen oder die Sehnen an den Füßen zerschneiden, und dann diese Zähne aushauen. Auch an der Goldküste wurde einiger Verkehr mit Goldstaub angeknüpft; denn so verschwenderisch hat die Natur hier ihr edelstes Metall ausgebreitet, daß selbst der Seesand dessen in hinreichender Menge mit sich führt, um die Mühe des Einsammlers zu vergüten. Vormittags finden sich daher die nackten Neger zu Hunderten am Strande ein, dann setzen sie sich dicht neben den Ablauf der Wellen ins Wasser und jeder hält eine tiefe hölzerne Schüssel vor sich zwischen den Knien, nachdem er sie zuvor voll goldhaltigen Sandes geschöpft. Nun wissen sie dieses Gefäß so geschickt zu drehen, daß jede anlaufende Welle darüber hinspielt und

etwas von dem leichtern Sande über den Rand mit sich fortschwemmt, während das Metall sich, vermöge seiner natürlichen Schwere, tiefer zu Boden senkt. Es wird so lange wiederholt, bis der Sand beinahe gänzlich verschwunden ist und das reine Staubgold sichtbar geworden. Dies verstehen sie behende in kleine Dosen aufzufassen und binnen 8 bis 10 Stunden den Werth von 6 bis 12 und mehr holländischen Stübern zu gewinnen. Weiter landeinwärts wissen sie den dort befindlichen goldhaltigen Kiessand in die Nähe eines Gewässers zu tragen und so lange durcheinander zu rühren und auszuspülen, bis sie zu dem nämlichen Erfolg gelangen, ja zuweilen erhalten sie auf diese Weise Stückchen Goldes von der Größe unsers groben Seegrieses. Dies nennen die Neger „heiliges Gold" und schmücken sich damit Hals, Arme und Beine, daß ein Einziger zuweilen einen Werth von mehr als tausend Thalern am Leibe trägt. Bei dem Tauschhandel wird der Werth in „Bontjes" oder Stückchen Goldes, etwa eine Erbse schwer — 6 holländische Stüber an Geld — bestimmt und Neger und Europäer betrügen sich wechselseitig, doch kommen Erstere jedesmal zu kurz.

Der Kleinhandel auf Fahrzeugen mit 10 bis 12 Mann besetzt, unter Anführung des Obersteuermanns oder eines andern Seeofficiers, war oftmals mit mancher Fährlichkeit verbunden und leicht eines Ueberfalls der gereizten hinterlistigen Neger gewärtig. Einst mit dem Auftrag versehen, das europäische Brieffelleisen auf einer Barkasse nach dem holländischen Haupt-Fort St. George de la Mina zu spediren, das früher eine Besitzung des großen Kurfürsten gewesen, dann an Holland verhandelt worden war, lernte N. den dortigen Gouverneur Peter Wortmann kennen, zuvor Metzger

in Gröningen, der vom gemeinen Soldaten so hoch gestiegen war, und wie die von Gold, Sammet und Tressen strotzende Rathsversammlung war ihm die Neugier dieser so abgeschnitten lebenden Europäer, auch eine Art Canots sehr interessant, das über 50 Fuß lang und 6½ Fuß breit aus einem einzigen Baume jener Gegend gehauen war. Mit Freuden bemerkte er die strenge Ordnung und das Ansehn, welches hier die Holländer zu behaupten wußten, und ihre Gastlichkeit.

In diesem Gewässer fand er auch eine viereckige Bouteille im Meere schwimmend, um die sich ein runder Haufe Seegras gesetzt hatte, so daß sie vermittelst eines Messers von dem Kräutergeflechte losgehauen werden mußte. Sie war zum Drittheil mit in Branntwein eingemachten, jedoch verdorbenen Kirschen angefüllt, und das Merkwürdigste war die Menge von Schulpen und andern Muscheln, die sich hier angesetzt und hinwiederum den Seegewächsen zu einem Befestigungsgrunde gedient hatten, um Wurzel darin zu schlagen und allmälig sich auszubreiten, wozu gewiß eine lange Zeit nöthig gewesen seyn mochte.

Oftmals war er Zeuge von der ungeheuern Körperkraft der Neger und ihrer ausgezeichneten Behendigkeit und Ausdauer im Schwimmen. Man durfte nur eine thönerne Tabackspfeife in das Meer hineinwerfen, so stürzten sie alle darnach in den tiefen Grund und Einer brachte sie gewiß unbeschädigt hervor. Selbst Kinder von 5 Jahren tummelten sich keck und wohlgemuth im Wasser. Hier war er indeß auch so unglücklich, einen englischen Matrosen zu verlieren, der, trotz aller Warnungen vor Hayfischen, ans Land schwamm und wirklich alsbald von solch einem Ungethüm, zum gräßlichen Schauspiel, ergriffen und endlich verschluckt wurde,

ohne dem Unglücklichen helfen zu können. Die Neger sollen indeß wegen ihrer schwarzen Farbe von dieser Gefahr ganz befreit seyn.

Einst segelte in demselben Gewässer ein holländisches Sclavenschiff vorbei, dessen Besatzung größtentheils erkrankt war. Der Capitän, Harder mit Namen, ein Pommer aus Rügenwalde, bat flehentlich um einige Matrosen, was ihm zu großem Leidwesen N. nicht gewährt werden konnte. Bald darauf war es auch den Negern in die Hände gefallen, die Mannschaft wahrscheinlich niedergehauen und das auf den Strand geführte Schiff ausgeplündert. Es war diese blutige Gewaltthat eine Folge der Mißhandlungen, welche die Neger oft von den Europäern, besonders den englischen Raubfahrzeugen, erdulden mußten. Auf ähnliche Weise hätte unser N. leicht das Leben verlieren können, da er, um zwei Sclaven und eine Kackebobe oder noch nicht Mutter gewordene Sclavin zu kaufen, sich in einen kleinen Fluß, Rio de St. Paul, nur einige 100 Klaftern Wegs gewagt hatte. Nur die rascheste Eile konnte vor den schwarzen Verfolgern erretten, die eine Menge von Kugeln und Pfeilen ihm nachschickten. In Mitten dieser Flucht sah er sein Boot im Lauf gehemmt und entdeckte Tausende von Neunaugen, die sich an dasselbe festgesogen hatten.

Mangel an frischem Wasser, das oftmals schwer und wohl auch nur betrügerisch von den Negern verkauft wird, ließ ihn den brennendsten Durst erleiden und das angerathene Mittel, Branntwein sparsam zu genießen, vermehrte nur noch das Uebel und fast alle, besonders Nettelbecks sonst eisenfeste Natur, litten ungemein an den Uebertritt der Galle in den Magen. Durch ein ihm begegnendes französisches Schiff erfuhr er, daß jenes von

seiner Mannschaft verlassene Schiff, das in jener Nacht vor ihren Augen verschwunden war, von dem Steuermann Peters geführt glücklicher Weise in Rotterdam angekommen sey. Dadurch ward auch die Betrügerei des dieses Schiff früher commandirenden französischen Capitäns entdeckt, der, weil er es in London, Amsterdam und Hamburg zugleich für große Summen hatte versichern lassen, in Verabredung mit zwei Mit-Rhedern des Schiffs absichtlich zwei Löcher durch das Schiff gebohrt hatte; aber durch die stumpfe Schneide des noch dabei liegenden Bohrers waren die Spähne von der äußern Plankenhaut nicht scharf abgeschnitten worden und hatten sich, indem sie sich in die Oeffnung zurückgelegt, voll Wasser gesogen und das Eindringen des Wassers verhütet. Sie selbst hatten sich, in Hoffnung ihres gelungenen Unternehmens, nach Lissabon gewendet, von wo aus der Capitän seine Anforderungen an die Assecuranz machte, die jedoch nun vereitelt waren und die gerechte Strafe erwarten ließen. Das Schiff war in Holland für 99000 holländ. Gulden verkauft worden, wovon der Mannschaft des Harmelschen Schiffes das Drittheil gebührte, jedoch erhielt N. als Obersteuermann späterhin nicht mehr davon als 41 holländische Gulden. Das Nähere erklärte ihm auf seiner weitern Fahrt Peters selbst, der ihm in diesen Gewässern wieder begegnete.

Auch in diesem südlichen Himmelsstrich blieb sich N*s Eifer, Unglücklichen beizustehen und Ungerechtigkeiten zu wehren, fortwährend getreu, wenn er auch nicht immer anerkannt wurde. So kam ihm einst ein kleines englisches Schiff zu Gesicht, dessen Segel und Takelwerk sich in größter Unordnung befanden. Endlich ward klar, daß Neger die Besatzung mochten ermordet haben und nun im

Begriff standen, ihre Beute auszuplündern. Muthig regte N. die kleine Mannschaft des Bootes an, die Räuber anzugreifen, lud seine 6 Pöller und bewirkte durch den ersten heftigen Angriff, bei welchem jedoch die in der Eile überladenen Drehhassen zersprangen, daß eine gute Anzahl schwarzer Köpfe ins Wasser sprang und dem Lande eifrig zuschwamm. Schon gedachten sie zu landen, da hatte aber plötzlich einer jener Kerle mit seiner Donnerbüchse in die offene Luke des Bootes gehalten und den Boden so unglücklich durchschossen, daß sogleich ein Wasserstrahl aus dem Boden des Fahrzeugs entgegensprudelte. Rasch wurde zwar das Loch verstopft, aber die gutgemeinte und wohlangelegte Unternehmung mußte aufgegeben werden, der Vorrath von Handelswaaren war durchnäßt und zu nicht geringem Schaden verdorben und der oft betrunkene Capitän Harmel wüthete nun gegen N. Zwar entschied der hohe Rath unter Peter Wortmanns Vorsitz ganz zu Gunsten unsers Nettelbeck; doch um so froher war er, als er durch Verwendung eines andern Capitäns dem Capitän Santleven von Vliessingen als Führer des Schiffs überlassen wurde, da letzterer krank lag, seine Steuerleute todt und beinahe hundert Sclaven am Bord waren. Auf der Hinreise zu dem Santlevschen Schiffe entdeckte sich ihm jener fremde Capitän als ein preußisches Landeskind aus Neuwarp in Vorpommern gebürtig, Carl Friedrich Mick, der aus Furcht vor dem Soldatenstande sich außer Landes gewendet hatte, und als Steuermann auf einem holländischen Schiffe 1764, da er das Mißgeschick gehabt, eine Meile von Colberg zu stranden, von den Aeltern und der Schwester unseres Nettelbeck höchst liebevoll aufgenommen, verpflegt und sogar mit Geld und Wäsche versehen worden sey.

Damals habe er schon von ihrem braven Sohne gehört und lasse Leib und Leben für alles, was Nettelbeck heiße. Diese Scene war N. um so rührender, als nicht lange darauf dieser wackere Capitän starb.

Glücklich führte N. indeß das Schiff zu Vermeidung allzugroßer Sterblichkeit, auf dem kürzesten Wege unter der Linie durch, und gelangte gegen die Mitte des Decembers ohne einigen Nachtheil in dem Flusse Suriname an, wo sie 4—5 Meilen von Paramaribo landeten. Auf dieser Fahrt selbst war ihm nichts Seltsames begegnet, die ungewöhnliche Lebhaftigkeit auf einem Sclavenschiffe, um die Sclaven munter und gesund zu erhalten, das Leuchten des Meerwassers in manchen dunkeln Nächten, das Emporflattern ganzer Rudel von fliegenden Fischen, die allein die schmackhaften sind, und das crystallhelle, blaue und durchsichtige Seewasser ungerechnet, das zehn oder mehrere Meilen von der Küste von Guinea anfängt und bei vollkommener Meeresstille einen unbeschreiblich wunderbaren Anblick gewährt, als sähe man in einen dichtern Himmel hinein, von unzähligen Fischen und Seegeschöpfen in tausend verschiedenen Richtungen durchschnitten.

Hier in Surinam sah er einer freudigen Wiedererkennung entgegen. Im Jahre 1764, als er sich in besserem Wohlstande befand, spaltete ihm ein ältlicher Mann in Königsberg vor seinem Hause Holz, der diese Arbeit nicht mit sonderlicher Lust und Geschick verrichtete. N. ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und erfuhr, daß er ein Pommeraner aus Belgrad sey und Kniffel heiße, und bald ergab es sich, daß die reichen Gebrüder Kniffel, welche N. vormals in Surinam kennen gelernt hatte, seine Brüder waren. Still behielt er jedoch

dieses Geheimniß für sich, erfuhr zugleich, daß die Alten zwar unwirthschaftlich und nicht sehr zu loben wären, aber eine sehr gutartige Tochter von 16 bis 17 Jahren, jedoch ohne feine Bildung, besäßen. Rasch schrieb unser N., den seine Gutherzigkeit nicht ruhen ließ, an jene Surinamer und schilderte den Nothstand des Bruders und unterstützte indeß selbst die Bedürftigen, ließ die Tochter kleiden und den versäumten Unterricht nachholen. Die Surinamer Freunde dankten herzlich, setzten dem todt geglaubten Bruder eine angemessene jährliche Leibrente aus und baten N., da sie kinderlos lebten, zu bewirken, daß dieses junge Mädchen als künftige Erbin ihres Vermögens ihnen zugesendet werde. Die Aeltern willigten sehr schnell ein, und das indeß vortheilhafter gebildete Mädchen kam unter der Obhut eines seiner Freunde glücklich in Surinam an. Jetzt erfuhr er, daß die Gebrüder Kniffel schon vor einigen Jahren mit Tode abgegangen seyen, die Nichte indeß, in vollem Besitz des ganzen ungeheuern Kniffelschen Vermögens, die Gemahlin des Bancodirectors Mynheer von Roose geworden, und zu Paramaribo wohnhaft sey. Bald darauf ließ sich N. durch einen Negerjungen, mit dem schönsten mitgebrachten, dort seltenen, blauen Papagei in der Hand und einem Affen auf dem Kopf, anmelden und erschien kurz darauf selbst. Sie erkannte ihren Wohlthäter unter Thränen und sprachloser Rührung, die sie der Ohnmacht nahe brachte, erkundigte sich angelegentlich nach ihren Aeltern, die sich freilich in dieser Zeit manche Thorheiten hatten zu Schulden kommen lassen, suchte ihm seinen dermaligen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und versah das Schiff täglich mit frischem Mundvorrath, der zuweilen schwer zu erhalten war und

ihm vom Capitän zu gute geschrieben wurde. Da indeß der Sclavenverkauf diesmal wenig von Statten ging, stachen sie plötzlich in die See, ohne von den wackern Roosens Abschied nehmen zu können. Eines Leckes wegen, das sie spürten, mußten sie in die Mündung des Flusses Cormantia einlaufen und naheten dadurch einem unangebauten Landstrich, der bis dahin noch von keiner europäischen Macht in Besitz genommen war. Von Berbice aus erhielt er mit Einwilligung seines Capitäns den Auftrag, das Schiff seines indeß verstorbenen wackern Freundes und Landsmannes Mick zurückzuführen, und warf nach einer glücklichen Fahrt um die Mitte Aprils 1773 vor Vliessingen die Anker.

Bald darauf trat N. in englische Seedienste, da eine englische Transport-Flotte, mit 1500 Seesoldaten nach der Küste von Guinea abgehen sollte, um die Besatzungen in den dortigen englischen Forts abzulösen. Er diente als Schiffslieutenant auf dem Jupiter von 64 Kanonen. Binnen März und November 1774 war die Reise nach Guinea, von da nach Jamaica und zurück nach Portsmouth ohne ein merkwürdiges Ereigniß zurückgelegt; aber er war froh, einen Dienst verlassen zu können, bei dem, seinen eigenen Worten zu Folge, keine Ehre und kein Respect sey, man höre nichts anders, als „Goddam!" und brutale Reden ohne Zahl.

Sieben und dreißig Jahre war er nun alt, hatte unter tausend Gefahren und Mühseligkeiten und unter allen Himmelsstrichen seine besten Jahre und Kräfte im Dienst von Fremden verschwendet; da schien es ihm immer nothwendiger, nun seine Dienste dem Vaterlande zu widmen. Er kehrte nach Colberg zurück, sah sich aber bei später Zah-

reszeit außer Anstellung veranlaßt, nach alter Weise wieder eine Navigations-Schule zu eröffnen, um junge Leute für den Seedienst zu unterrichten, daraus späterhin tüchtige Schiffscapitäne und Steuermänner hervorgegangen sind. Die Langeweile blieb dabei nicht aus und das heimliche Verlangen nach der eigenen Führung eines tüchtigen Schiffes. Da ward er jedoch von seinen Freunden beredet, sich eine Quatze, ein besonders hiezu eingerichtetes Fahrzeug, zu kaufen, und den Sommer hindurch vom Stettinischen Haff her die Vaterstadt mit lebendigen Fischen zu versorgen. So wenig ihm dies behagen wollte, begleitete er doch seinen guten Freund, den Schiffer Blank, nach Swinemünde, um dort sich zu seinem neuen Gewerbe am besten zu versehen. Hier von einem steifen Südwestwind einige Meilen weiter an die Küsten der Insel Usedom getrieben, suchten sie die Gegend des Meeres ansichtig zu werden, wo einst die alte wendische Handelsstadt Wineta im Meer versunken war, und siehe, noch im Gespräch darüber begriffen, saßen sie fest auf jener bezeichneten Stelle, nämlich einer großen Steinplatte von vielleicht 600 Klaftern in der Länge und Breite, deren Ränder jedoch so steil abfallen, daß unmittelbar daneben der Seegrund sich auf 15 und mehr Fuß vertieft. Nach 6 Stunden erst ward das Schiff wieder flott. Da ihn bei der Rückreise auf seiner eben gekauften Quatze, weil der Lootse die Zunderbüchse zum Anstecken der Pfeife mitgenommen hatte, die Unannehmlichkeit traf, zwei Tage und drei Nächte hindurch ohne Feuer und Licht zu seyn; so war es ihm sehr erfreulich, von seinem Nachbar in Colberg, einem Schmied, zu lernen, wie man sich aus dieser Verlegenheit leicht heraushelfen könne, wenn man auf einen eisernen Anker

die Spitze eines neuen Nagels legt, mit dem Hammer einen tüchtigen Streich darauf vollführt und an die erhitzte Nagelspitze einen Schwefelfaden hält, der sich sogleich entzündet. Ein einfaches, scheinbar unbedeutendes, jedoch zuweilen sehr nützliches Kunststück. Dieser Fischhandel wollte aber nicht viel einbringen, und wurde sogar mit Verlust aufgegeben, und noch der Winter 1777 fand ihn in der nützlichen, wenn auch nicht sonderlich einträglichen, Beschäftigung des Navigationsunterrichts.

Den 28. April desselben Jahres schlug plötzlich der Blitz in der Mittagsstunde in den Kirchthurm und schon sprühte die helle Flamme bei der Wetterstange gleich einem feuerigen Springbrunnen empor, und aus den Schallöchern sprühten die Funken umher wie Schneeflocken und flogen bereits bis in die Domstraße hinüber. Hier war schleunige Hülfe nöthig, oder die Vaterstadt konnte ein großes Unglück treffen. Noch erinnerte sich N. aus seiner Knabenzeit, daß auf dem Glockenboden stets Wasser und Löscheimer bereit standen, verschaffte sich eiligst eine Handspritze und kletterte, wo kein Maurer und kein Zimmermann nachfolgen wollte und des Weges unkundig es auch nicht konnte, durch die Luke der sogenannten Kunstpfeifer-Stube hindurch, die dicht unter der Spitze ist, den Bügel des Wassereimers zwischen dem Mund und den Zähnen, die Spritze durch eine in den Rock geschnittene Oeffnung hindurch gesteckt, den unzähligen Holzriegeln hinauf. Alles, was er angriff, war schon voll glühender Kohlen; aber mit edler Vaterlandsliebe keine Beschwerde achtend, drang er bis zur engsten Verzimmerung hinan; so daß er den rechten Mittelpunct des brennenden Feuers noch 8 oder 10 Fuß über sich ziſchen und sprühen

sah. Nun spritzte er wacker darauf los, eilte den ihm Wasser Zutragenden immer wieder aufs neue entgegen, und war endlich so glücklich, den heftigen Brand zu löschen. Jetzt wurde es ihm aber auch durch die Hitze des Thurms, die herabgestürzten Kohlen und deren Dampf, die Nässe, welche bis auf die Haut gedrungen war, immer übler und als er dem schneidenden Luftzuge der Schallöcher nahe kam, vergingen ihm die Sinne. Er erwachte wieder auf dem Kirchhofe unter wundärztlicher Behandlung und Bewunderung der Menge. Die Hände waren überall verletzt, die Haare auf dem Kopfe zum Theil abgesengt, der Kopf selbst wund und voll Brandblasen, wo in der Folge nie wieder Haare gewachsen sind, wie denn auch die beiden äußersten Finger an der rechten Hand krumm blieben; aber Kirche und Stadt waren doch gerettet. Einige Wochen später empfing er von Berlin aus eine goldene Denkmünze in der Größe eines Doppel-Friedrichsd'or nebst einem Belobungsschreiben. Das Gepräge dieser Münze ließ er sich in seinem Petschaft nachstechen und übergab die Denkmünze selbst und das Schreiben in die Hände des Magistrats, wo sie aber später abhanden gekommen sind.

Nach einigen glücklichen Reisen für einen Rügenwalder Kaufmann nach Danzig, Nantes und Croisic und wiederum aus Langeweile errichteter Steuermanns-Schule, erhielt er von einem Commercienrath B—r zu Colberg den Auftrag, für ihn ein Schiff zu kaufen und mit demselben für seine Rechnung zu fahren. Eine Speculation, die in dem damaligen Kriege Englands mit den nordamericanischen Colonien nicht übel ersonnen war, da so viele von den Engländern gemachte Prisen einen wohlfeilen Kauf erwarten ließen. Noch sollte

ihm, ehe er nach London zu diesem Endzwecke abreiste, zu Königsberg das Haus, welches er in früherer und besserer Zeit daselbst bewohnt hatte, unter den wehmüthigsten Erinnerungen an so manche seitdem erlebten Ereignisse in's Auge fallen, und darin den Kniffelschen Eheleuten begegnen, welche, wie denn der Mann sich hatte zum Licentrath erheben lassen, durch mancherlei Thorheiten und Vernachlässigung in den traurigsten Zustand verfallen waren. Noch einmal nahm er sich ihrer an und spedirte mit dringender Empfehlung einen Brief an die reiche Tochter, erfuhr aber nie wieder etwas von ihr, noch von dieser ganzen Angelegenheit. So sonderbar indeß die Bestellung jenes Commercienraths war und von manchem Engländer mit Fug und Recht lächerlich gefunden wurde, gelang es doch N. nach langem Umherreisen endlich, ein also begehrtes Schiff aufzufinden, und er wollte eben mit einer Schiffsgelegenheit über Stettin nach Colberg abgehen, um das Nähere mit dem Beauftragenden zu vergewissern, als die Correspondenten des neuen Principals ihn dringend baten, eine Assecuranzangelegenheit mit einem Stettiner Kaufmann Groß zu schlichten. Die Sache war mißlich und der Kaufmann ihm von 1764 her, da er als Schiffer einen Winter in Königsberg gelegen, als ein Hitzkopf bekannt, jedoch wendete sich Alles ungleich günstiger, als er erwartet hatte. Der wackere Groß war froh, diese Sache, die ihm lange auf dem Herzen gelegen, beendigen zu können, lernte Nettelbeck aufs neue als einen rechtlichen, gescheiten Mann kennen und trug überraschend ihm die Führung seines Schiffes an, das er eben auf dem Stapel stehen hatte. Er erbat sich eine Stunde Bedenkzeit. Zwei Freunde riethen, der eine die Uebernahme, weil sie beide brav, der

andere das Gegentheil, weil sie beide harte Köpfe wären; doch entschloß er sich vertrauungsvoll zu dem Ersten, berechnete sich mit jenem Commercienrath und sah nun ein schmuckes, stattliches Schiff von 320 Last, dem, eigentlich zu einem Zweidecker bestimmt, in der Eile nur ein Verdeck aufgesetzt worden war, unter seinen Füßen.

Mit einer Fracht von Balken und Stabholz sollte es zuerst nach Bourdeaux segeln. Durch die vorgerückte Jahreszeit wurde die Fahrt mißlicher und ihm bei dieser Gelegenheit deutlich, wie viel auf eine Stunde ankam. Es lag in der Swinemünder Rhede ein schwedisches Fregatten-Schiff vor Anker. Den Capitän desselben bat N., noch eine Stunde zu verweilen, um gegenseitig einander nützlich werden zu können; dieser schlug es aber ab. Ein heftiger Sturm brach kurze Zeit darauf aus, und, als er, unter vielen drohenden Gefahren, durch den Beistand zweier Boote mit 15 Mann von Dragoe her, die Rhede von Copenhagen endlich erreicht hatte, langte jenes schwedische Volk, jedoch ohne Schiff, an, das gänzlich verloren gegangen war. Mit einer Fracht von Wein und Zucker sollte nun nach Hamburg gesegelt werden und er fühlte sich froh, den französischen Hafen verlassen zu können, da er die Erfahrung gemacht hatte, daß keine Nation sich so betrügerisch und ränkesüchtig gegen ihn erwiesen, als die Franzosen. Auch diesmal sollte er hiervon mit Leidwesen den Beweis erhalten. Als er kurz vor seiner Abreise an der Stelle des Lootsen, der betrunken an Bord gekommen und von ihm ernstlich zurückgewiesen worden, einen andern eingenommen und nun den Anker gelichtet hatte, bemerkte er bald, daß ihn überall ein Fahrzeug bis an das Fort am Ausfluß der Garonne begleitete, wo die Pässe visirt werden

müssen. Hier war jenes Fahrzeug flink bei der Hand und verlangte für seine ungebetene Begleitung zu Beschützung des Lootsen an N. Borde gegen besorgliche Gewaltthätigkeiten, wie sie vorgaben, eintausend Livres, und wollte er an seiner Reise nichts versäumen und wegen Schiff und Ladung nicht verantwortlich werden, mußte er bei aller Grundlosigkeit diese ächt französische Geldschneiderei sich gefallen lassen und das Verlangte erlegen. Dazu kam der größere Verdruß, daß das Schiffsvolk die Orhöfte anzapfte, den Wein häufig in Wassereimer und Hüte rinnen ließ, und gänzlich betrunken war. Das Commando hörte auf, und N. nebst dem Steuermann waren kaum ihres Lebens sicher. Endlich kamen sie unter fortgesetztem Tollmanns-Leben der nie Nüchternen in Curhaven an, und hier benutzte er den Rath eines Barbiers, den beiden Wildesten tüchtig zur Ader zu lassen, und siehe da, dieses Gewaltmittel schlug an und zähmte die Entkräfteten.

Von Hamburg ging er mit einer Ladung nach Lissabon ab, doch nahe der Mündung des Tajo jagte ihnen das rasche Lossteuern eines Fahrzeugs auf ihr Schiff ein nicht geringes Schrecken ein, da sie gegen die Barbaresken und Marokaner eine unfreie Flagge hatten; doch lös'te sich die Angst bald auf, da es das Fahrzeug portugiesischer Lootsen war, die ihm Dienste anboten. Den letzten September warfen sie im Tajo die Anker. Als nun N., um einer Einladung des Correspondenten des Großischen Hauses, John Bulkeley, zu einer Mittagstafel zu folgen, über den Marktplatz hinwegschritt, sah er eine Menge Volks vor einem Zelte versammelt, von dessen Spitze herab zu seiner großen Verwunderung die preußische Flagge wehte. Da er sich neugierig durch den Haufen

hindurchgedrängt hatte, sah er preußische Grenadiere vor dem Zelte stehen. Mächtig schlug ihm sein patriotisches Herz, und siehe, es waren Wachsfiguren und im Innern der große König treffend dargestellt, wie er eben den berühmten Prozeß des Müllers Arnold schlichtet. Tiefgerührt und unwillkührlich rief N. auf Portugiesisch, so weit er diese Sprache zu radebrechen verstand, aus: „Mein König! Ich bin Preuße!" Diese wenigen Worte fielen wie ein electrisches Feuer in alle Herzen. Die ganze Schaar umringte ihn, sank auf die Kniee und hob unter dem Ausruf: Gloria dem Könige von Preußen! Heil ihm! Heil für die strenge Gerechtigkeit! Leuchtendes Beispiel für alle Regenten der Erde! Heil ihm! betend die Hände zum Himmel. Dann strömten sie dem immer inniger bewegten Nettelbeck nach, der sich doppelt glücklich fühlte, in diesem Augenblick ein Unterthan des großen Friedrichs zu seyn, und begleiteten ihn bis zu dem gastlichen Hause, von dessen Balkon er sich noch einmal dem Volke zeigen mußte. Wahrscheinlich hatten sie seine fehlerhaft ausgesprochenen Worte mißverstanden und ihn, der vielleicht nach Statur und Haltung einige Aehnlichkeit vom Könige zu besitzen schien, für ihn selbst gehalten. Dem patriotischen Preußen blieb dieses ewig eindrücklich.

Einige Tage darauf ließ ihn ein portugiesischer Kaufmann mit noch 8 andern Schiffscapitänen, Dänen, Holländer, Lübecker, Schweden, Schwedisch-Pommern und Danziger, zu Mittag laden. Die Tafel artete in ein Bacchanal aus und alle lagen trunken unter dem Tisch. Zu ihm aber, der allein nüchtern geblieben, kam Tags darauf der Portugiese in Begleitung einiger andern Kaufleute und bot ihm eine volle Ladung Thee an nach Amsterdam; auf ihn sey nämlich, da er unter so vie-

apitäns allein nüchtern geblieben sey, ein-
g die Wahl gefallen. Dies war damals eine
chsten Frachten und ward zu 35000 Thlr.
, 5 Procent Havarie und 10 Procent Kapp-
Gelder verdungen. Während des Einladens
n holländischer Schiffscapitän, Namens Klock,
inem Schiffsvolk an Bord, mit der Bitte,
Passagiere mit nach Holland zu nehmen.
m so größerer Bereitwilligkeit nahm er sie
da ihm jener erzählte, wie er, in Emden
scher Unterthan geworden, mit preußischer
in See gegangen war, aber das Unglück
hatte, an der marockanischen Küste sein
durch einen Sturm zu verlieren. Kümmerlich
er sich damals mit seinen Leuten, ward in Mo-
in Ketten und Banden gelegt und hatte
aurigste Loos zu befürchten. Da ließ sie der
unvermuthet nach seinem 30 Meilen davon
ten Hoflager nach Marocko kommen und der Mo-
Muley Ismael erklärte ihnen durch einen
en Dollmetscher, er habe von der Weisheit
apferkeit ihres preußischen Monarchen so viel
rbares gehört, daß er, ihm zu Ehren und
be, ihnen die Freiheit ertheile und sie in ihr
and zurückschicken und die Flagge aller preu-
Schiffe fortan respectiren werde. Drei Wo-
ng mußte der Capitän bei dem Kaiser ver-
und von dem großen Könige der Preußen
n. Jetzt befand sich nun Klock mit den
auf der Rückkehr. Nettelbeck ersuchte ihn
d, sein marockanisches Abenteuer in einen
chen Bericht zu verfassen, welcher auch spä-
an den König gesendet, und von diesem durch ein
agungsschreiben und mit Beilegung eines feinen
ckten berlinischen Zeitungsblattes, worin diese
Begebenheit dem Publicum mitgetheilt wor-

den war, huldreich erwiedert wurde. Vor dem Abgang jedoch von Lissabon vertraute der holländische Consul ihm ein kleines Päckchen, mit rohen Diamanten angefüllt, für die hohe Fracht von 115 holl. Gulden, jedoch müsse er es stets an seinem Leibe tragen. Nie aber, so groß der Lohn war, war auch seine Angst größer gewesen, daß ihm diese Kleinodien gestohlen werden könnten.

Mancherlei Händel gab es mit englischen Schiffen und einem jungen holländischen Schiffs-Lieutenant auf der Höhe des Texels; doch Entschlossenheit führte glücklich hindurch, die selbst der Derbheit nicht ermangelte. Widrige Winde und Treibeis in den letzten Tagen des Novembers erschwerten ungewöhnlich in dem engen Fahrwasser die Fahrt nach Amsterdam. Da erbot sich ein alter Fischer von Enkhuizen als Lootse, der zwar vom Capitän ungern, doch unter der Bedingung aufgenommen wurde, daß, wenn sich seine Hülfe nöthig mache, sein Fahrlohn durch vier, von Jedem zur Hälfte zu erwählenden Schiedsmännern bestimmt werden sollte. Er betrug sich äußerst geschwätzig und lästig und als es galt, daß er endlich nach Enkhuizen geleiten sollte, so höchst ungeschickt am Steuer, daß ihm die Führung wieder abgenommen werden mußte, und desungeachtet hatte er die Frechheit, 1500 Gld. Lootsengebühr zu fordern, da Nettelbeck 15 Gld. nur zu hinreichend geschienen. Bei aller Vorsicht eidlicher Vernehmung des Schiffsvolks, trotz aller Berufung auf den ausdrücklich getroffenen Vergleich und der Gegenerklärung, die Richter seyen incompetent, weil sie keine Seeleute wären, hatte die Gerichtsversammlung zu Medemblyck, in dessen Hafen sie Anker geworfen, zu Gunsten des Lootsen entschieden. Zu Vermeidung größerer Weitläuftigkeiten zahlten

die Empfänger der Theeladung willig, weil sie von ihr einen großen Gewinn davon getragen hatten. Froh war er endlich, sein Diamantenpäckchen in Amsterdam los zu werden, und feierte mit ächter Unterthanenliebe, den 24. Januar 1781, den Geburtstag seines Monarchen daselbst mit allen preußischen Schiffen, die er zu Aufziehung aller Flaggen und Wimpel und Abfeuerung der Geschütze aufmunterte, und zwang selbst seinen holländischen Nachbar, der sich der preußischen Certificate oftmals bedient hatte, wider Willen zu gleicher Ehrenbezeigung.

Mit neuer Fracht von 100 Last Weizen, 200 Tonnen schwedischen Theers und einigen tausend edammer Käsen, wollte er die Reise wieder nach Lissabon angetreten; doch nach vielem Verdruß sollte ihm kurz vor der Abreise der noch größere begegnen, daß ungeachtet aller Warnung von Seiten Nettelbecks, eine ledige T'Gelke, ein auf der Zuider-Zee gebräuchliches, flach gebauetes Fahrzeug, von etwa 20 Last, von N. größerm Schiff übersegelt wurde und dieses selbst am Bugspriet und der Takelage Schaden erlitt; indeß gerichtliche Vernehmung wich wenigstens den Forderungen jenes Schiffers glücklich aus. Nach widrigen und stürmischen Winden in den ersten drei Wochen wurden diese so günstig, ob sie wohl in den stärksten anhaltenden Sturm ausarteten, daß das Schiff in fliegender Fahrt mit wohl unerhörter Schnelligkeit, die von Vielen bezweifelt wurde, den Weg von Dover nach Lissabon binnen 4 Tagen, mithin in jeder Stunde, im Durchschnitte, viertehalb Meilen zurückgelegt hatte; ein portugiesischer Capitän, den N. als Passagier am Borde hatte, schrieb diese wundersame Schnelligkeit dem Fürsten der Finsterniß zu, welcher den Ketzern beigestanden habe. Unangenehm wurde dagegen das Ausladen

da die Hafenpolicei einen großen Theil der irgend etwas faulen oder gedrückten Käse als ungesund in das Wasser werfen ließ, die aber andere Fahrzeuge wieder auffingen. Auch mehrere Säcke Weizen, die nur von außen schimmlich worden waren, wurden aus gleichen Gründen confiscirt, wiewohl sich die Officianten selbst damit beluden. Diesmal hatte N. seinen Sohn mitgenommen. Als er nun mit ihm durch eine abgelegene Gasse Lissabons ging, erblickten sie unter einem Bogengewölbe ein Muttergottesbild, vor welchem mehrere Lichter brannten. Kein guter Katholik pflegte hier vorüber zu gehen, ohne sein Knie zu beugen und seinen Rosenkranz zu beten. Da N. keine menschliche Seele gewahrte, eilte er schnell mit seinem Kleinen vorüber; aber ein Gassenbube hatte dies bemerkt, schrie aus vollem Halse: „Ketzer, Ketzer!" und warf mit Steinen hinter ihnen her, und sogleich versammelte sich ein Menschenschwarm und verfolgte sie mit gleicher Wuth. Kaum entrannen sie noch der Verfolgung des Pöbels. Um so mehr sehnte sich N., ohnedies von andern Schiffen um seiner neuen Fracht, die aus Zucker, Caffee und Wein bestand, beneidet, bald den Hafen verlassen zu können, und war froh, im Juli glücklich und wohlbehalten die Elbe wieder erreicht zu haben. Schon die nächste Fahrt mit allerlei Stückgütern sollte von Hamburg nach demselben Handelsplatz gerichtet seyn, und ob zwar im September abgereist er erst Mitte Novembers im Tajo Anker werfen konnte, war doch die Rückreise nach Verlauf von 4 Wochen desto rascher vollendet.

Der Winter und das Ende des nordamericanischen Kriegs, im Frühjahr 1782, waren dem neutralen Handel so ungünstig, daß er auch den Sommer auf der Elbe liegen bleiben mußte. In die-

ser Zeit berechnete er sich mit seinem Patron Groß, und dieser bewies sich so erkenntlich, daß, da ihm N. bisher an 35000 Thlr. nach Abzug aller Unkosten verdient hatte, er ihm noch ganz besonders 1000 Mark Hamburger Banco schenkte und auch einen Rechnungsfehler zu seinem Nachtheil nicht verändern ließ. Mit dessen Genehmigung eilte indeß der ungeduldige N. nach Memel, um daselbst auf eigne Rechnung fichtene Balken einzunehmen und diese in Lissabon abzusetzen. Fast wäre er, als sie Helgoland kaum passirt hatten, durch die Betrunkenheit des Steuermanns, mit Schiff, Leib und Leben zu Grunde gegangen, wenn nicht der stets sorgsame Capitän zu rechter Zeit aufs Verdeck geeilt wäre und dem Schiffe wenig Minuten vor seinem dann unvermeidlichen Untergang eine andere Richtung ertheilt hätte. Von jetzt an gab es nichts als widrige Winde, die sie volle 14 Tage nöthigten, in der Nordsee und bei Schaagerack umherzukreuzen. Doch den größern Unmuth erregte der dünkelvolle und widerspenstige Sinn des Schiffsvolks, der sich je länger, je ungescheuter offenbarte und verdienten Verweisen und Ermahnungen entgegensetzte: „Pah! Wir sind Hamburger und keine Preußen! Wir kennen unsere Gesetze und Rechte, und so muß man uns nicht kommen!“ Bei Tag und Nacht lagen sie über ihren Thee- und Caffee-Kesseln, zu großer Verschwendung des Kohlenvorraths und noch größerer Feuersgefahr für das Schiff. Die strengsten Verbote halfen nichts, und als N. mit Festigkeit aufs Neue unter sie trat und mehrern die Kessel aus der Hand riß und ins Meer warf, da schlossen die Kerle rebellisch einen dichten Kreis und schrien wie unsinnig: „Schlagt zu, schlagt zu!“ und kaum daß sich der Capitän in seine Kajüte zurückziehen konnte. Was nun zu

thun in dieser bedenklichen, immer gefährlicher drohenden Lage? Da fiel ihm bei, daß er vorsichtiger Weise einen Abdruck des zu Hamburg geltenden Schiffs- und Seerechts einstmals gekauft und am Bord hatte; in dem enthalten ist, daß dem, der seinen Schiffer zu schlagen oder zu mißhandeln sich unterstehe, der Galgen erwarte, nach Hamburger Recht. Nachdem er diese Gesetzesstelle aufgeschlagen, ließ er den Unverschämtesten, den Bootsmann, in seine Kajüte kommen, und was der Buchstabe des Gesetzes nicht vermochte, bewirkte die Züchtigung. Mit gleicher Kraft verfuhr er gegen den Koch und der dem Schiffsvolke durch diese Festigkeit eingejagte Schreck wurde um so größer, da er plötzlich befahl, nach Nordnordost zu steuern, um sie in Norwegen dem Galgen zu überliefern. Da kam das Schiffsvolk bittend und bekannte sein Unrecht, daß er wenigstens für diesen Augenblick von der angedroheten Strafe abließ. Dagegen heimsuchte sie in der Nähe des Kattegats in der Nacht vom 2. zum 3. September wieder der heftigste Sturm, so daß er von 42 Segeln, die gleich ihm nach dem Sunde steuerten, des andern Morgens nur noch 12 erblickte, da der größte Theil in dieser Nacht zu Grunde gegangen seyn mochte. Endlich ward es wieder still und N. konnte bei dem schönsten Wetter, der Verabredung mit seiner Familie gemäß, einen Herzenswunsch erfüllen und sich den 29. September auf der Colberger Rhede zeigen, an einem rothen Stender kenntlich, den er vom Vordertop wehen ließ. Da kamen denn, es war gerade Sonntag, die Seinen und viele andere Freunde zu ihm an Bord, und dieser Tag war ihm einer der schönsten seines ganzen Lebens. Nur durch die rascheste Entschlossenheit und fast zu kecken Muth gelang es ihm indeß späterhin, ohne

Lootsen, welche der Sturm nicht herankommen ließ, in den Hafen Memels einzulaufen. Hier erwartete die Rädelsführer auf dem Schiffe, so wenig auch der Capitän rachsüchtig war, die gebührende nachdrücklichste Strafe durch den Corporalstock.

Auf diese Unannehmlichkeit sollte die Freude nachfolgen, daß er in dem dortigen Post- und Banco-Director Witte seinen einstmaligen treuen Jugendgenossen, den früher schon erwähnten Taubenfreund, der so glücklich sich emporgeschwungen, wieder erkannte und den ehemaligen Colberger Kaufmann Seeland, und seine Tochter Dörtchen, die ihm als Knaben nach jenem unglücklichen Thurmritt mitleidig eine Semmel zugesteckt hatte, zufällig dort antraf. Es that ihm wohl, bei dem gesunkenen Zustande dieser Familie seinem dankbaren Herzen freien Willen lassen zu können. Glücklicher als er erwartet, das Schiff mit Schiffsmasten, fichtenen Balken und Stangeneisen, auf Rechnung eines dortigen Kaufmanns, belastet, arbeitete er sich durch Eis und widrige Winde hindurch, und erreichte endlich im December die Nordsee; jedoch die ungünstige Jahreszeit vermehrte die Stürme, und wie so viele Schiffstrümmer trieb auch ein Schiff vorüber, das die sichtbarsten Spuren von Zertrümmerung zeigte. Alles Anrufen war vergebens. Endlich wagten sie es mit Gefahr, in den Grund zu versinken, an dessen Bord zu steigen und fanden das menschenleere Schiff mit Holz und Balken beladen. Hierauf beschloß N., dieses Schiff ans Schlepptau zu hängen und mit dieser Last den Curs nach Norwegen zuzunehmen; jedoch die langsame Fahrt und die Verantwortlichkeit für das eigene Schiff und dessen Fracht änderten des andern Morgens den Entschluß und das Wrack ward seinem Schicksal überlassen.

Glücklich langten sie in Lissabon an und hier erkannte N. in dem Capitän der nachbarlich anliegenden americanischen Fregatte einen Deutschen, Johann Ollhof, der 1764 bei ihm als Matrose in Diensten gewesen, aus Furcht aber vor dem Soldatenstand ihm mit seinem Vorwissen wieder davon gelaufen war. Die Wiedererkennung war erfreulich, wurde jedoch durch einige Empfindlichkeit N. gestört, da jener ihm sein Schiff, seine Puppe, einen Kasten genannt hatte. Durch eine starke englische Kriegsflotte im Tajo ermuthigt kündigten drei englische Matrosen, die er in Memel angenommen hatte, ihm plötzlich den Dienst auf, ja ein brittischer Officier verlangte sogleich trotzig die Auslieferung; indeß die Entschlossenheit Nettelbecks und der Ausspruch des portugiesischen Seegerichts, wobei der preußische Gesandte von Heidecamp sehr behülflich war, entschieden ganz zu seinem Vortheile, doch machten sich einige Tage darauf alle drei aus dem Staube, ohne die im Stiche gelassenen Monatsgelder zu achten. Aus Mangel an Türken-Pässen und wegen der durch den Frost geschlossenen Schifffahrt in der Nord- und Ostsee mußte N. bis zum März hier verweilen und entschloß sich endlich eine Ladung Salz für eigene Rechnung zu kaufen und nach der Ostsee zu verführen. Während des Aufladens erhob sich ein Sturm aus Westen, trieb ein unbeladenes portugiesisches Schiff von den Ankern und dem seinigen ganz nahe. Bei aller Vorsicht, es abzulenken, stieß es unaufhörlich gegen den Bug des Schiffs und es ließ sich fürchten, daß beide Schiffe großen Schaden nehmen würden, und als nun N. Schiffsleute Anstalt treffen wollten und deshalb an den portugiesischen Bord hinüber sprangen, um die Stellung jenes Schiffs zu verändern, schrieen zwei Jungen, die ein-

zig und allein am Borde waren, aus vollem Halse und kaum rettete sich N. mit den Seinen noch, um der zuströmenden Menge von Portugiesen und größern lebensgefährlichen Mißhandlungen zu entgehen. Durch diesen Unverstand kam es, daß ganze Planken in Stücken von der Seite jenes Schiffs hinwegtrieben, der Fockmast über Bord gefallen war und das ganze Gebäude wie ein zerschelltes Wrack sich seitwärts legte. Auch an seinem Schiffe bemerkte N. mit großem Unmuth mehrere Beschädigungen; doch wie viel erbitternder war es für ihn, als der Capitän dieses Schiffs, Sylva mit Namen, wüthend den völligen Schadenersatz begehrte, und sogar verlangte, sich unter eine Schrift, deren Sprache er nicht verstand, zu unterzeichnen, was jedoch auf seine Weigerung ihm unbewußt, sein unredlicher Correspondent Bulkeley, der, wie man später erfuhr, zugleich Rheeder jenes zertrümmerten Schiffes war, gethan hatte. Schnell wandte er sich an den preußischen Consul Schuhmacher, und seinem Rathe zu Folge wurden seine Leute mit allen Förmlichkeiten vernommen und selbst eine beglaubigte Abschrift für ihn besonders ausgefertigt.

Auf die kräftige Zusage jenes Biedermanns ging N. endlich unter Segel; aber kaum zum Tajo heraus, spürten sie einen Leck, der immer mehr überhand nahm und um so gefährlicher war, als des Windes wegen es unmöglich wurde, einem Hafen zuzusteuern. Jetzt galt es, den schadhaften Fleck, 4 bis 5 Fuß tief unter der Oberfläche, wo die Spähne von der äußern Haut abstanden, zu stopfen. Hier war schleunige Hülfe nöthig. Eine Citronenkiste wurde zerschlagen, und an den Boden derselben eine mit Baumwolle gesteppte Bettdecke, beide mit Theer und Talg durchdrängt mit Nägeln angefügt, am Rande 8 bis 10 Löcher ge-

bohrt und große mit etwas Werg umwickelte Nägel hinein gesteckt. Da keiner das Wagstück unternehmen wollte, sich unter Wasser bis zu dem Leck hinabzulassen und das präparirte Brett auf den zerstoßenen Fleck zu passen und mit dem an die Hand gebundenen Hammer schnell, ehe ihm der Athem entging, festzuklopfen; so wagte es der Capitän selbst, da ihm wohl erinnerlich war, wie er als junger Bursche oftmals unter dem Wasser geblieben, bis die Beistehenden langsam dreißig gezählt hatten und ward auf dem einarmigen Bootsanker befestigt herabgelassen bis zur bezeichneten Tiefe, und vollendete schneller die Arbeit, als jene 25 gezählt und zum Hinaufziehen Anstalt getroffen hatten. Der Erfolg erfüllte ganz die Erwartung. Nochmals sollte er im Canal, dahin die Fahrt schnell ging, von einem englischen Kriegsschiff gezwungen werden, einen englischen Matrosen, der bei ihm in Diensten war, auszuliefern; aber auch hier siegte seine Entschlossenheit, da er seinen Matrosen selbst bis zu dem englischen Schiffe begleitete und erklärte, er weiche nicht von dannen, bis er den Matrosen wieder erhalte und Schiff und Last fielen ihnen verantwortlich zu. Nun sahen sie sich zur Nachgiebigkeit genöthigt.

Unter stürmischen Winden, die sie schon 14 Tage lang in der Nordsee umhergeworfen, wagten sie, im Vertrauen auf angestellte astronomische Beobachtung und die geführte Schiffsrechnung, um die gefährliche Spitze von Schaagerak ins Cattegat hinein zu tasten. Kaum war dies gelungen, so überfiel sie ein schrecklicher Sturm aus Norden, der Fock- und Vormalssegel in Fetzen zerriß, und das Schiff ward in der brausenden kochenden See voll blinder Klippen so gewaltig geschleudert, daß man kaum die Augen aufschlagen konnte; das neue Fock-

segel ward in den nächsten Augenblicken ebenfalls in Lappen davon geführt und alle Anstrengung der Schiffsleute war vergeblich. Da ward auf einmal geschrieen: „Brandung leewärts!" (d. i. unter'm Winde). Das war die Minute der Entscheidung. Das Schiff folgte nicht mehr dem Ruder, alle Steuerkunst war zu Schanden, mit sichtlichen Augen wurden sie in ihren Untergang hineingetrieben und standen nach wenig Augenblicken auf einem Steinfelsen fest. Sogleich auch stürzte die stürmende See in furchtbaren Wogen über das Schiff hinweg, daß der Schaum bis hoch an die Mastkörbe emporspritzte, indeß jenes durch die gewaltsamen Stöße am Boden durchlöchert wurde und voll Wasser lief. So war denn an Rettung des Schiffs nicht mehr zu denken. Dieses Unglück traf sie am 11. Mai 1783 Abends um 9 Uhr. N. und 6 Mann hingen sich nun am Besaan-Mast, da das Verdeck von der Brandung überfluthet wurde; die übrigen 8 Mann erkletterten den großen Mast. Auch hier verließ N. die Geistesgegenwart nicht. Er ermunterte drei wackere Matrosen, die Schaluppe vom Verdecke abzulösen, und die entgegengesetzten Enden der Taue wurden glücklich in die Höhe gebracht. Zwar schlug eine Sturzwelle über das Verdeck hin und schleuderte das Fahrzeug über Bord, aber mit durch die Angst verdoppelter Kraft hielt oben die Mannschaft die Taue fest. Jetzt brach das Schiff in der Mitte aus einander, der Fock- und große Mast stürzten über Bord, letzterer jedoch so glücklich, daß die 8 an ihm hangenden Seeleute zu jenen hinüberklettern konnten. Die Bewegung des Hintertheils vom Schiffe, worauf sie sich nun alle befanden, wurde immer stärker, und immer ängstlicher, auf dem schwanken Maste zu verweilen. Da war kein längeres Zau-

dern rathsam. Sie zogen die Schaluppe an ihren Tauen heran, kehrten sie mühsam um, holten sie mit dem Vordertheil so weit in die Höhe, daß ein Theil des Wassers sich daraus verlief, und stiegen nun der Reihe nach hinein, indem sie das Wasser mit den Hüten ausschöpften und endlich alle Taue, die es noch am Schiffswrack festhielten, in Gottes Namen losschnitten. Glücklich erreichten sie offenes Wasser, obgleich oft ungestüme Schlagwellen das Fahrzeug fast bis zum Sinken anfüllten und der Tod alle Augenblicke drohete. Vereinter Kraft gelang es indeß, von 1 Uhr Nachts bis zum Vormittag des 12. Mai umhergetrieben, wohin Wellen und Wind wollten, endlich an der Ostspitze der Insel Anholt, unweit dem Feuerthurme, gegen 1 Uhr Nachmittags zu landen.

Mit heißglühender, dankgerührter Seele warf sich N. auf die Knie und dankte Gott für die wunderbare Erhaltung seines Lebens wie seiner Gefährten; aber desto trübere Gedanken bemächtigten sich seiner alsdann, da sein schönes gutes Schiff verloren war. Es schien ihm ein Freund abgestorben zu seyn und schmerzhaft merkwürdig blieb ihm lebenlang jener Steinfelsen, Thronsitz genannt, der mitten im Fahrwasser des Cattegats liegt, an welchem es scheiterte. Und wie viel war hierdurch zugleich verloren gegangen! Zwar sein Rheeder in Stettin büßte, bei einer Versicherung von 20000 Rthlr., wenig ein, aber N. aufkeimendes Glück war völlig zertrümmert. Er führte einen Werth von 11000 holl. Gulden am Borde zu seinem Privatverkehr, die Ersparnisse der mühereichen Fahrt, und alles dieses war nun ein Raub der Wellen geworden! Von Sorge und Kummer niedergedrückt sank N. auf ein Bett in dem Häuschen neben dem Thurm, welches der Feuerinspector, seine Frau und

zwei zur Unterhaltung des Feuers erforderliche Knechte bewohnten. Im Gespräche seiner Leute mit ihnen erfuhr er, daß diese Frau eine Landsmännin, von Berlin sey, und mit Freundlichkeit bewirthete sie die Gäste überraschender Weise mit gebratenem Geflügel. Das Räthsel löf'te sich bald auf, da des Abends, als das Feuer auf dem Leuchtthurme angezündet worden, von Zeit zu Zeit durch den hellen Schein angelockt zahlreiche Schwärme von Vögeln aller Art herbeiflogen und geblendet von dem Feuer so nahe flatterten, daß sie die Flügel versengten, zu Boden fielen und leichtlich ergriffen wurden, wovon sie in den Wintermonaten Körbe voll nach Kopenhagen sendete. Nach zwei Rasttagen von den erlittenen schweren Mühen zogen sie nach dem einzigen hier vorhandenen Fischerdörfchen, wo sie aber eine wirthliche Aufnahme erst erzwingen mußten. Den 18. Mai erreichten sie Helsingör. Zur Sicherung der Assecuranzgelder unterwarfen sie sich sämmtlich daselbst einer eidlichen Vernehmung; nach empfangener Löhnung stoben N. Leute auseinander und jeder setzte, fast nackt und bloß, seine Wanderung fort. Unvergeßlich blieb N., da er sich vom Haupt bis zu Fuß neu bekleiden mußte, die Gutherzigkeit einer handelnden Jüdin, die sich lange weigerte, von einem Schiffbrüchigen die Bezahlung für ein Hemd anzunehmen.

Jetzt eilte er zu seinem Patron nach Stettin, rechnete mit ihm ab, empfing die rückständigen Gelder und ging nun nach Colberg zurück, unentschlüssig, was nun zu thun sey. Es wurden ihm mehrere Schiffe zur Führung angetragen, aber es war in jenen Zeiten dabei keine Ehre einzulegen, noch ein Vortheil abzusehen. So gab er denn in Erwägung, daß die bessere Halbschied seines Lebens bereits hinter ihm lag, das ganze Seewesen auf,

und war darauf bedacht, sich in seiner lieben Vaterstadt auf eine stille bürgerliche Nahrung mit Bierbrauen und Branntweinbrennen nach der Weise des Vaters einzurichten. Doch nach dreiviertel Jahren, als er schon allen Seegedanken längst entsagt und sein Freund und Patron Groß bereits mit Tode abgegangen war, kündigte ihm der Schwiegersohn und Nachfolger desselben im Geschäfte, Kaufmann Boneß in Stettin, eine neue sorgenvolle Nachricht an, es sey auf ihn ein Wechsel von beinahe 3000 Rthlr., als Ersatzsumme für das beschädigte Schiff des Capitäns Sylva zu Lissabon, eingelaufen. Wie schmerzlich überraschte dieser auf Betrug und Erdichtung sich gründende Vorfall den armen N. und schreckte ihn abermals aus seiner kaum errungenen stillen Häuslichkeit auf, und da nun, nach seiner Hinreise nach Stettin, der Wechsel mit Protest zurückgeschickt worden war, erschien bald darauf eine Aufforderung an den Magistrat in Colberg, daß der Schiffer Nettelbeck eine Entschädigung von dreitausend und einigen hundert Thalern zu entrichten habe, die in Rees — 300 auf einen preußischen Thaler — zu großer Verwunderung der guten Vaterstadt fast zu einer Million Rees anwuchs. Abermals rieth N. sogleich Boneß, sich auf die gerichtliche Aussage der Mannschaft in den Händen des preußischen Consuls zu Lissabon zu berufen; dieser aber versäumte es. Der Proceß ward von den Lissabonern bei dem Seegerichte zu Stettin eingeleitet, in erster und zweiter Instanz zum Vortheil für N., doch plötzlich in der dritten insofern zu seinem völligen Nachtheil entschieden, als die Schiffsrheeder zwar diese Summe zu zahlen schuldig seyen, aber wiederum Regreß an ihren Schiffer nehmen könnten. Voll Unmuth und Besorgniß wollte Nettelbeck selbst nach Lissabon

abreisen und schon waren alle Vorbereitungen dazu getroffen; da erklärten aber die drei andern reichen Schwiegersöhne des verstorbenen Groß, sämmtlich Schiffer, daß sie wegen der großen Dienste und Rechtschaffenheit, welche er stets dem Schwiegervater erwiesen, nie einen Proceß oder einige Anforderung gegen ihn erheben würden. So endigte sich auch diese letzte Nachfolge seiner Seeabenteuer, der er nie gedachte, ohne den gnädigen Schutz und die Hülfe Gottes zu preisen. Von da an führte er das stille, weniger bemerkenswerthe Leben eines Landmannes und ehrsamen Colberger Pfahlbürgers, wie er sich nannte, und behauptete auch hier denselben Ruf der Redlichkeit und Treue, der ihm bisher eigen geblieben war; doch auch seinem höhern Alter sollte nochmals die Laufbahn zur regsten Thätigkeit sich eröffnen und den seemännischen Muth und Eifer in erneueten Anspruch nehmen.

Da das erbaute Häuschen ganz zum Bierbrauen und Brantweinbrennen eingerichtet war, so erwählte er auch die väterliche Handthierung, die ihm eben sowohl zusagte als ein leidliches Auskommen darbot; doch bekennt er selbst mit aller Offenherzigkeit, daß er auch in diesem Alter noch hie und da sich von seinem Muth und Eifer zu weit treiben ließ, so daß er für einen unruhigen Kopf mitunter verschrieen wurde, dem es unter der Linie vielleicht gar ein wenig zu warm unter dem Hute geworden sey. So ritt er im December 1784 in Geschäften nach Henkenhagen, einem Dorfe, drittehalb Meilen von Colberg entlegen, längs dem Strande. Aergerlich, daß der Knecht den Gaul nicht nach seinem Sinne gestriegelt hatte und weil dieser schäumte, ritt er bei stürmischem Wetter ein Eckchen in die See hinein. Unerwartet kam eine Sturzwelle, die sich dicht vor dem Pferd donnernd und schäu-

mend brach; es bäumte sich, fiel zu Boden und kollerte bei einer folgenden Welle seeeinwärts, daß es den Grund unter seinen Füßen verlor. Glücklicher Weise rettete sich der Reiter noch durch Schwimmen, verlor jedoch Hut und Perücke, holte aber auch jenen zurück und büßte diese Unvorsichtigkeit, da er mit durchnäßten Kleidern auf seinem wieder angelangtem Pferde die Reise ungehindert fortsetzte, mit einer achttägigen Unpäßlichkeit.

In dem nämlichen Winter wagte er es tollkühn, durch seinen boshaften Knecht irre geleitet, bei dichtem Schneegestöber mit einem zweispännigen Jagdschlitten über einen Steg, der nur aus zwei nebeneinander gelegten Brettern bestand, bei der Mühle zu Simötzel zu fahren und wäre unfehlbar mit dem Pferde unter die nur 30 Schritte entfernten Mühlräder getrieben worden, hätte der Mühlbursche, der zufällig neben dem Wehre stand, nicht augenblicklich die Schleuße des reissenden Gewässers niedergelassen und sich schnelle Hülfe vorgefunden.

So begegnete er zu einer andern Zeit dem Kämmereidiener, der, ein aufgeblasener wüster Mensch, noch dazu betrunken, einen obrigkeitlichen Auftrag ausrichten sollte und sich dabei sehr unmanierlich betrug, auf nicht ganz glimpfliche Weise und sah sich daher des andern Tages von dem dadurch beleidigten Magistrat vorgeladen. Inzwischen waren N. umsichtige Blicke auf das äußerst schadhafte Mauerwerk der Kupferschmieds-Brücke gefallen, und nach Anzeige bei dem Landrath Sehlert setzte er zugleich seinen Vorschlag ins Werk, einen Bagger-Prahm von der Colberger Münde unter der Brücke zu befestigen. Auf dem verdrießlichen Wege nach dem Rathhause bemerkte er, wie das durch den Wind hochaufgestemmte Wasser der Persante den Prahm bis dicht unter die Balken gehoben hatte

und zu befürchten stand, er möchte die ganze Brücke davon führen, und überlegte im Stillen, wie dem abzuhelfen sey. Schon begann der Termin unter heftigen Anschuldigungen Nettelbecks, als plötzlich der Stadtzimmermeister in die Rathsstube hinein stürzte und das Unglück verkündigte: die Brücke werde sogleich sammt dem Prahm davon gehen; er könne ihn mit allen Kräften nicht hervorbringen und das Wasser steige mit jeder Minute. Diese Schreckensnachricht endigte plötzlich das Protocolliren und guter Rath war theuer. Endlich wurde auch Nettelbeck darum befragt, und er erwiederte: man solle ein Loch in den Prahm bohren und ihn so weit voll Wasser laufen lassen, bis er sich hinlänglich gesenkt habe, um wieder unter der Brücke durchzugleiten. Dieses probate Mittel bewirkte aber alsbald, daß sämmtliche Magistratspersonen unsern N. ohne weitere Ahndung und mit Dank entließen.

Kurz vor der Weihnachtszeit desselben Jahrs stürzte ein Glöckner, der als Kirchendiener fällige Landmiethe einfordern sollte, Abends auf dem Heimwege bei Glatteis unweit der zweiten kleinen Brücke in den Wallgraben und wurde am Nachmittag des heiligen Abends daselbst todt gefunden. Eine Menge Gaffer versammelte sich, aber keiner wollte N. beistehen, vom damaligen Vorurtheile geblendet, dadurch unehrlich zu werden. Nun waren beide Bettelvoigte dazu beordert worden, aber der Eine stürzte wegen Glätte bei Altersschwäche hinab und ertrank. Noch immer wollte sich niemand von den vielen Hunderten an den wackern Nettelbeck anschließen, trotz aller Ermunterung und derber Vorwürfe, obgleich das Weihnachtsfest vor der Thür war, bis endlich sein alter Freund, der Brauer Martin Blank, sein ehemaliger Seecamerad,

von ungefähr vorbeiging und mit ihm das nicht gefahrlose Wagstück zur Ehre der Menschheit theilte.

Noch lag R. sehr am Herzen, daß sich doch sein großer König in Besitz von jener noch von keiner europäischen Macht angeeigneten Landschaft an dem Fluß Cormantin, zwischen Surinam und Berbice, setzen möchte, welche 1773 unser R., wie schon erwähnt worden, bei Gelegenheit eines empfangenen Lecks am Schiffe besucht hatte. Es könnte eine treffliche Colonie abgeben und sich Zucker, Caffee und andere Coloniewaaren darauf füglich anbauen lassen. Voll Eifer setzte er auch in Colberg seine Ideen auf das Papier und übersendete sie seinem Monarchen; aber sie fanden kein Gehör, und späterhin gründeten die Engländer auf dem nämlichen Flecke eine Niederlassung mit dem gedeihlichsten Erfolge.

Im Jahre 1787 erwies ihm die Colberger Kaufmannschaft die Ehre, ihn zum Verwandten des Seglerhauses oder Mitglied des dasigen Seegerichts zu erwählen. Da sich's in den ersten Sitzungen desselben schon ergab, daß ein Colberger Schiffer nicht einmal seinen Namen schreiben konnte, so stellte R. diese Schmach, welche auf Colberg selbst zurückfalle, so nachdrücklich vor, daß von da an beschlossen wurde, es solle, ohne zuvor ein Examen wohlbestanden zu haben, kein Schiffer oder Steuermann angenommen und vereidet werden. Um dieselbe Zeit wurde er auch vom dasigen königl. Licent-Amte zum Schiffsverweser auserwählt, der sich auf die Berechnung der Trächtigkeit der Fahrzeuge verstehen soll, und wie viel Lasten sie laden und über See führen können. Auch hier legte er große Ehre ein, ob ihn gleich seine unwissenden Vorgänger boshafter Weise verleumdet hatten. Seiner Unerschrockenheit, Freimuth und Wachsamkeit

hatte es auch größtentheils die Stadt zu verdanken, daß die sogenannten Funfzehn-Männer, ein Collegium, welches aus den angesehensten Bürgern bestand und die Gerechtsame der Bürgerschaft bei dem Magistrate zu vertreten hatte, wegen so mancher Ungebührnisse und heimlichen Practiken, die er nach vierjährigem Prozesse endlich aufdeckte, aufgelöst und an der Stelle Zehn-Männer erwählt wurden. Einer dieser Bürger-Repräsentanten wurde auch unser N., bis 1809 die neue Städteordnung eintrat.

Auch sein häusliches Leben sollte ihm manchen Kummer bereiten. In den ersten Jahren führte er die friedsamste Ehe. Von drei Kindern blieb ihm ein Sohn am Leben, der ihn in den letzten Jahren seines Seelebens als unzertrennlicher Gefährte begleitet hatte; allein ein Königsberger Hausfreund verführte die Gattin des abwesenden N. und sie ward Mutter einer Tochter. Diesmal verzieh er die Untreue; da sie aber den Treubruch wiederholte, ließ er sich von ihr scheiden. Im Jahre 1787 war sie im Elend gestorben; doch erbarmte sich N. ihrer unglücklichen Tochter, nahm sie zu sich und wollte die Verwahrlosete auf ernstem Wege ziehen, sie entzog sich aber seiner Aufsicht, schweifte in der Irre umher und bereitete ihm viele Jahre hindurch ein reiches Maas von Verdruß und Sorge. Auch der wackere Sohn, der sich dem Handelsstande gewidmet hatte, verursachte ihm großes Herzeleid, da er im J. 1793 plötzlich starb. Seines Lebens Lust und Freude ging mit ihm zu Grabe. Einsam und verlassen und oftmals von seinen Dienstboten hintergangen, heirathete er endlich 1799 eine Schifferswittwe in Stettin, die ihm fromm und wacker geschienen, aber dem Trunke sehr ergeben, bald so unfriedlich sich bewies, daß er abermals zur Scheidung schreiten mußte. Da-

durch erzeugte sich ihm fast ein Ueberdruß am Leben; gleichgültig blieb ihm aller Erwerb und fast hätte er sich einen Verschwender nennen mögen. Als Aeltester des Segelhauses hatte er daher 1793 auch sein Haus diesem zum Eigenthum vermacht, so daß oben die Versammlungen des Collegiums gehalten werden, unten aber eine bedürftige Kaufmanns-Wittwe lebenslänglich freie Wohnung finden sollte.

Doch jetzt trat die verhängnißvolle Periode ein, die in heißer Vaterlandsliebe allen häuslichen Mißmuth in den Hintergrund stellte. Der unglückliche Krieg 1806 war ausgebrochen, Magdeburg und Stettin, die beiden Herzen des preußischen Staates, gefallen. Da loderte es mächtig auf in dem patriotischen Gemüthe unsers N., daß Colberg, die zwar unbedeutendere Festung, nicht gleiche Schmach theilen dürfte; hier müßten Alle für Einen und Einer für Alle kämpfen, siegen oder fallen! Noch war die entschlossene und glückliche Gegenwehr des tapfern Commandanten, Oberst von Heyden, in drei auf einander folgenden Belagerungen, in den Jahren 1758, 1760, 1761, in Jedermanns Andenken, und wie Colberg das drittemal nur durch Hunger überwältigt worden war. Auch hatte König Friedrich 1770 die Werke etwas verstärken lassen; allein 1806 sah es trübselig mit Allem aus, was zu einer tüchtigen Vertheidigung gehört. Wall und Graben waren verfallen; von Pallisaden war keine Spur; nur drei Kanonen standen auf Lavetten, alle übrigen auf dem Boden, vom Grase überwachsen; der Vertheidiger wenige und von unkriegerischer Haltung; allgemeine Entmuthigung durch die fliegenden Siege der Franzosen und der Commandant, Oberst von Loucadou ein alter abgestumpfter Mann, der seit dem baierischen Erb-

folge-Kriege, wo er ein Blockhaus gegen die Oesterreicher muthig vertheidigt hatte, außer Stand gesetzt seinen kriegerischen Ruf fester zu begründen, blind an dem alten Herkommen hangend, wenig Kraft und Entschlossenheit zeigte, zum Jammer für Alle, welche die dringende Gefahr im Anzuge erblickten, besonders für den unruhigen Nettelbeck, den man als einen der ältesten Bürger, der den 7jährigen Krieg erlebt und bei den früheren Belagerungen freiwillig Adjutanten-Dienste verrichtet hatte, zum Wortführer wählte, um sich mit dem Commandanten über die Maßregeln zur Vertheidigung des Platzes genauer zu verständigen. Von jeher hatte die Bürgerschaft an den kriegerischen Bewegungen Theil genommen, hatte früher den Bürgereid mit Ober- und Untergewehr schwören müssen, war in 5 Compagnien getheilt, einen Bürger-Major an der Spitze und hatte in Friedenszeiten nicht selten Thore und Posten besetzt.

Schon war ein französischer Parlamentair den 8. November erschienen, und hätte er einige hundert Mann zur Begleitung gehabt, er hätte unaufhaltsam in die Thore einziehen können. Der eifrigsten Bereitwilligkeit der Bürger setzte Loucadou desungeachtet nur ein satyrisches Lächeln entgegen, den kriegerischen Eifer derselben nannte er Spielerei, ja ihr Anerbieten durch N. bei der Instandsetzung der Festung zu einer kräftigen Gegenwehr, besonders auf den Wällen, wurde mit der Erklärung abgewiesen, er brauche die Bürgerschaft nicht. Dies erbitterte und erregte großes Mißtrauen und bewirkte einen Verein unter diesen, der auf alles, was aus- und einpassirte, ein wachsames Auge richtete. Alle Anstalten innerhalb der Festung wurden schläfrig betrieben, zur äußern Vertheidigung keine Hand angelegt. „Was außerhalb der Stadt geschieht," erwie-

derte er, „kümmert mich nicht" und so eilten die Bürger hinaus, um eine Schanze auf dem Hohenberge, eine Viertelmeile von der Stadt, nach Nettelbecks Erinnerung aus früherer Zeit, da sie nützlich gewesen war, wieder herzustellen. Sie kam glücklich zu Stande und Nettelbeck scheuete manche Ausgabe zu dem Endzwecke nicht. Eben so eifrig kümmerte ihn, wie viele Verständige, die Anschaffung von Lebensvorräthen auf den Fall einer feindlichen Einschließung. Klug und emsig forschte N. nach den Vorräthen der Stadt und des Landes; aber auch die deshalb vorgelegten nützlichen Papiere warf der Commandant von sich und meinte, er habe für seine Soldaten hinreichend Mehl und Brot. Gleichen Schritt hielt auch die wenige Regsamkeit des Magistrats. Schon wollte N. nach Memel zum König eilen, um ihm dieses Elend vorstellig zu machen, da langte der Kriegsrath Wisseling von Treptow an, ein Mann, dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle stand; er reiste mit einem gemeinschaftlich verfertigten Aufsatze zum König ab.

Unter so manchen Versprengten und Selbst-Ranzionirten, die sich nach Colberg wendeten, befand sich auch der Lieutenant von Schill vom Regiment: Königin-Dragoner, der schwer verwundet nicht weiter kommen konnte. Dieser einfache, bescheidene, biedere und muthige Krieger schloß sich bald an N. an und nahm sich vor, da die Erhaltung der Festung hauptsächlich auf dem Besitz des Hafens und von der behaupteten Gemeinschaft zur See mit Preussen und den Verbündeten beruhete, die Maikühle, den Schlüssel des Hafens, um jeden Preis festzuhalten. Aber zur Verschanzung dieses entscheidenden Punktes war noch keine Schaufel in Bewegung gesetzt worden, es schien die Herstellung unmöglich zu seyn. Nettelbeck trieb sogleich Tag-

löhner und Häusler zusammen, verwandte selbst gegen 400 Thaler darauf, und allmälig gedieh das Werk; auch für Löhnung und Mundvorrath der Schillschen Leute trug N. möglichst Sorge.

Wisseling kehrte zurück und die Festung ward mit großem Eifer verproviantirt; auch sendete der König in dem Hauptmann von Waldenfels, einem jungen thätigen Manne, einen Gehülfen des Obersten von Loucadou mit dem Prädicate eines Vice-Commandanten, der zwar noch nicht volle Erfahrung und Tüchtigkeit besaß, aber sich nicht ohne Kraft bewies. Der Eigensinn des Obersten setzte ihm manches Hinderniß entgegen, wie er auch den schon so namhaft ausgezeichneten Schill ungern sah. Endlich wurden bei dem Annähern der Feinde die Befestigungen auf dem Kautzenberge, jenseits Sellnow, erneuert, in dessen Angesicht die Franzosen sich schon den 1. März zeigten, indem sie einen, von dem Schillschen Corps vereitelten Versuch auf die Maikühle machten. Auch diesmal betrieb es N. auf das eifrigste, daß auf dem Damme, nächst der Ziegelscheune, eine Schanze aufgeworfen wurde, um den Feind von der Lauenburger Vorstadt in möglichster Entfernung zu halten. Tag und Nacht schanzten die Eifrigen mit ihm und vollendeten in kurzer Zeit dies Werk, ohne sich irgend einer Aufmunterung von Seiten des Commandanten erfreuen zu können. Bis zum 13. März hatte der Feind die Umzingelung der Stadt vollendet, doch kam es nicht zur völligen Einschließung. Als die Schanze auf dem Hohen-Berge von den Franzosen genommen worden, erbat sich's N. der bei dem Gefechte zugegen gewesen war, die Gebliebenen nach der Stadt abholen zu dürfen, und machte sich es von da an zu seinem besondern und lieben Geschäfte, den Verwundeten auf diese Weise beizustehen, und

hatte oft selbst Wagenführer seyn müssen, wenn es in ein lebhaftes Feuer hineinging und die Knechte sich aus Angst verliefen. Da den Belagerern nur zu schnell gelungen war, auch die Höhen der Altstadt zu besetzen, so machte es sich besonders nothwendig, die Ueberschwemmungen zu bewirken. Schon früher hatte sich N. selbst auf eigene Kosten um die Voranstalten hiezu Mühe gegeben, so daß leicht eine weite Fläche völlig unter Wasser gesetzt werden konnte, und um einen haltbaren Damm zur Staunung aufzuführen, mehrere hundert leere Glaskisten mit Erde füllen und neben und auf einander versenken lassen; andere Dämme waren gebessert, die Schleusen und Wasserläufe in tüchtigen Stand gesetzt; so großen Widerstand auch die Eigenthümer der Wiesen und Ländereien entgegengesetzt hatten. Leider ging aber der Commandant nicht in den Vorschlag ein, die Ueberschwemmung anzuordnen, anstatt dessen in nur zu großer Eile die Räumung und Einäscherung der Lauenburger Vorstadt befehligt wurde.

Plötzlich kam ein französischer Parlamentair in die Stadt, und die freundliche Aufnahme, welche diesem von dem Commandanten widerfuhr und die heimliche Unterredung mit ihm in dem verriegelten Zimmer ohne irgend einen Zeugen und das aufsichtslose Umherstreifen des Gefolges in der Stadt an der Hand eines ohnedies verdächtigen Unterofficiers, erweckten neuen Argwohn der Bürger so wie insbesondere die Besorgniß Nettelbecks, der den Hauptmann von Waldenfels nicht früh genug auffinden konnte, und dies alles vermehrte noch ein plötzlicher Brand, der das Haus des Commandanten ergriff, so wie die wenigen Schildwachen umher, welche jedoch N. mit mehrern Wackern eifrigst untersuchte, einen Ueberfall in dieser Nacht befürchtend. Eiligst setzte er nun, da es ihm drin-

gende Noth zu gebieten schien, ein flehendes Schreiben an den König auf, das mit den unterstrichenen Worten endigte: „Wenn Ew. Majestät uns nicht bald einen andern und braven Commandanten zuschicken, sind wir unglücklich und verloren.“ Bald fand sich eine Gelegenheit zu seiner Absendung. Nicht lange darauf bot sich ihm, der den Verlust der Kauzenberger Schanze besonders schmerzlich empfand, Gelegenheit dar, die versammelte Bürgerschaft durch eine ungeschmückte, kräftige jedoch besänftigende Rede zu gewinnen, da sie ganz empört war über die Arretirung ihres Lieblings von Schill durch den Commandanten. Wie indeß Schills zarte Menschlichkeit die Veranlassung der Gefangensetzung war, weil er dem Obersten dringend abrieth, die Gelder-Vorstadt nicht ohne Noth abzubrennen; so bescheiden und besonnen verhielt er sich in dem kurzen Arrest selbst, den der Commandant aus Aengstlichkeit wieder aufhob.

Da durch die Ankunft des Marschalls Mortier in Zernin die Belagerung eine ungleich ernstere Gestalt zu gewinnen drohete, erbot die Bürgerschaft nochmals dem Commandanten ihre Mitwirkung zum innern Festungsdienste, die er nothgedrungen diesmal annahm. Als aber wegen in die Stadt fallender Granaten der Commandant den Befehl gab, die Dächer mit Dünger zu belegen und das Straßenpflaster aufzureißen, äußerte N. dagegen, daß wegen der Neigung der Dächer von mehr als 45 Grad und deren leichter Constructur dies nicht viel gegen Granaten helfen werde und das aufgerissene Pflaster der ohnedies sehr engen Straßen den nothwendigen Transport bei Feuersgefahr sehr erschweren dürfte, da es doch bei allen vorigen Belagerungen nicht angewendet worden sey. Schon dies verdroß den Commandanten, aber als unter diesem

Gespräch eine Bombe kaum 20 bis 30 Schritte weit von dem zusammengetretenen Kreise auseinander sprang und der Oberst mit verwirrten Blicken stotterte: „meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen," da fuhr N. in der Hitze gegen ihn auf und schrie mit gezücktem Schwerte auf ihn hindeutend: „Halt! Der erste, wer es auch sey, der das verdammte Wort wieder ausspricht von „zu Kreuze kriechen, und Uebergabe der Festung," der stirbt des Todes von meiner Hand!" Nun brach auch der Commandant in Zornwuth aus. Mit Mühe wurden sie von einander getrennt und des Nachmittags gab Loucadou Befehl, ein aus dem Militair und Civil zusammengesetztes Kriegsgericht zu halten und N. des nächsten Tages auf dem Glacis der Festung zu erschießen. Da gerieth aber die ganze Bürgerschaft, die sogleich, Nettelbeck unbewußt, diesen Entschluß erfuhr, in die größte Bewegung und bedrängte das Haus des Commandanten so lange, bis dieser seinen Befehl zurücknahm.

Vorzüglich machte es sich N. zur Pflicht, die äußerst braven und oft wenig versorgten Schillschen Leute in der Maikühle, die er nur seine Schillschen Kinder zu nennen pflegte, mit Speisen aller Art zu unterstützen, sie in dem eignen Hause bereiten zu lassen, fürzubitten, zusammen zu kaufen und hinaus zu fahren. Sie empfingen ihn auch gewöhnlich mit kriegerischer Musik und er begleitete sie in der Regel, ihnen Muth zusprechend und mit nicht eben sangreicher Kehle heitere Lieder anstimmend, indem er dabei immer ihre Verwundeten zu retten und zu verpflegen bemühet war. Dies war ihnen um so heilsamer, als die Hauptangriffe des Feindes sich nach diesem wichtigen Punkte vorzüglich hingewendet hatten.

In dieser Zeit lernte N. auch den bekannten Hauptmann Heinrich von Bülow kennen, dessen Ausbruch von Wuth er dadurch ihm zum Besten in seinen nachtheiligen Folgen zu verhüten wußte, daß er seinen schmähsüchtigen Brief an den Commandanten mit dem Tintefaß begoß, als habe er die Streusandbüchse genommen.

Wie der Unmuth N. stieg auch der allgemeine Haß mehr und mehr gegen den Commandanten und doch ward eine tüchtige Führung der Festung immer nothwendiger, weil das schwere Belagerungsgeschütz im feindlichen Lager eingetroffen war. Endlich kam auch im bedenklichsten Augenblicke die ausreichende Hülfe. Eben da N. zu Anregung kräftigerer Anstalten gegen die jetzt statt findenden Vorkehrungen den Vice-Commandanten aufsuchte, begegnete ihm dieser, und ihm zur Seite ein junger rüstiger Mann von edler Haltung, und wie entzückt war unser N., als er ihm als der neue Commandant, Major von Gneisenau vorgestellt wurde. Innig bewegt, heiße Thränen vergießend, fiel N. in hoher Rührung vor dem neuen Schutzgeiste auf die Knie, umklammerte ihn und rief aus: „Ich bitte Sie um Gottes Willen! Verlassen Sie uns nicht, wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen warmen Blutstropfen in uns haben; sollten auch all' unsere Häuser zu Schutthaufen werden! So denke ich nicht allein; in uns Allen lebt nur Ein Sinn und Gedanke: die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!" Freundlich hob ihn der Commandant auf und tröstete ihn: „Nein, Kinder! Ich werde euch nicht verlassen, Gott wird uns helfen!" Sogleich bestiegen sie gemeinsam die Wälle und N. zeigte von da aus die feindlichen Stellungen und Schanzen und vor allem die Inundations-Schleuse, über

deren Leitung N. von da an völlig freie Hand erhielt. Die so verständige als herzliche Weise, mit welcher sich der neue Commandant dem Militär wie den Civilbehörden und den Bürger-Repräsentanten vorstellte, gewann ihm Aller Herzen. In der nächsten Nacht schon ward die neue Schanze am Sandwege dem Feinde genommen; aber jenem, dem Feinde bisher so behülflichen Unterofficier Reischard, der hier als Verräther gefangen genommen wurde, und den N. in der ersten Hitze niedergehauen wissen wollte, widerfuhr die humanere Behandlung der Gefängnißstrafe.

Da der Feind immer drohendere Bewegungen entwickelte und zu deren Beobachtung ein Sachkundiger auf den Thurm gestellt werden sollte, so trug auch hier N. Sorge für dazu taugliche Subjecte und brachte an dem Thurme eine Winde mit einem Kästchen an, worin Fragen und Antworten auf- und nieder befördert wurden, und eine Schildwache unten erhielt die Maschine im Gange.

Am 19. Mai zeigten sich drei englische Schiffe, die schon längst mit Sehnsucht erwartet worden waren; wegen stürmischen Wetters thaten sie verschiedene Signal-Schüsse, um die nöthigen Lootsen zu erlangen und zu erfahren, ob sie mit Sicherheit in den Hafen einlaufen könnten. Hunderte von Menschen standen am Ufer, aber die Schiffer zuckten die Achseln und wiesen auf Nettelbecks Anregung auf die hohe See und die schäumende Brandung hinaus, es sey nicht möglich, daß ein Boot sich in solchem Wetter hinauswagen könne. „Möglich oder nicht", rief N. mit Feuer, „es muß versucht werden! Allein ich sehe auch nicht einmal, daß das Ding so gar halsbrechend wäre. Ich will selbst hinfahren!" Und siehe, rasch bestieg er ein Lootsen-Boot, dahin denn noch einige

Muthige folgten. Sie langten glücklich an und brachten die begleitende Brigg vor dem Hafen zu Anker und die Convoy vollends hinein in Sicherheit. Dadurch ward ihnen ein äußerst schätzbares und nothwendiges englisches Geschenk an Kriegsbedürfnissen der mannichfaltigsten Art zu Theil.

Gegen die zunehmende Thätigkeit des Feindes, der in einem großen Halbmonde umher nicht weniger als 25 große und kleine Schanzen, Batterien und Fleschen zu Stande gebracht und unter einander in Verbindung gesetzt hatte, wurde nun die größte Wachsamkeit aufgeboten und die Ueberschwemmungen, nach ihrem weitesten Umfange in's Werk gesetzt, hielten den Feind in ehrerbietiger Ferne. Gneisenaus Aufforderung, möglichst höher zu stauen, wurde von N. mit wachsendem Eifer Genüge geleistet; doch fing durch diese erneuerten Versuche die mittlere Schütte an der Stauschleuße an, bedenklich auf die Seite zu weichen. Es regnete Vorwürfe von allen Seiten; doch gab sich N. alle Mühe, dem Nachtheil einigermaßen vorzubeugen.

War übrigens die lebhafte Beschießung der Stadt noch kein eigentliches Bombardement, so wurden doch die Beispiele von aufgehenden Brandflammen, so wie von verunglückten oder entsetzlich verstümmelten Menschen in Häusern und auf den Gassen immer häufiger. Schaarenweise irrten sie in den Straßen umher, während die feindlichen Kugeln immerdar über ihren Köpfen wegzogen und alte Männer und Frauen, Kinder, Verlassene und Kranke füllten die Luft mit ihrem Geschrei und Wimmern. Dies jammerte unsern N. und er bewirkte bei dem Commandanten, daß diese in einer Casematte unter dem Walle, nach vorhergegangener, auch von ihm besorgter Reinigung, recht glücklich untergebracht

wurden. Dem drückenden Mangel kleiner Scheidemünze, wodurch der tägliche Verkehr sehr erschwert und die regelmäßige Zahlung der Löhnungen beinahe unmöglich gemacht wurde, half er, da zum Prägen einer Belagerungsmünze es an Vorrichtungen gebrach, durch eine ihm noch vom holländischen Amerika erinnerlich gebliebene Art von Papiergeld sehr zweckmäßig ab. Der auf die Stadt gerichtete Kugelregen stiftete oftmals Brand, und beim Zerspringen einer Bombe wurde N. Hausthür in Trümmern und dicht dahinter auf der Flur eine Bauerfrau todt geschlagen. In derselben Zeit wurde die so wichtige Wolfsschanze vom Feinde eingenommen, und vertragswidrig von ihm dabei verfahren. Allmälig wurde auch in der Festung der Mangel an Artillerie immer fühlbarer, die vorhandenen Kanonen und Mörser, nur Ausschuß, sprangen großentheils und tödteten viele Artilleristen, an deren Stelle sich Bürgersöhne wacker einübten. Da näherte sich ein englisches Schiff der Rheede, welches eine Anzahl neuen Geschützes sammt dazu gehöriger Munition am Bord hatte; aber in dem stürmischen Wetter unter den Wind gerathen, lief es Gefahr, zu stranden oder den Franzosen in die Hände zu fallen. Im Flug eilte N. zur Münde; doch da abermals die Lootsen, mehr aus Besorgniß vor dem Feinde, sich ängstlich zurückzogen, wandte sich N. an ihre Frauen, und siehe, mehrere folgten ihm und glücklich wurde das Schiff in den Hafen gebracht und der Festung 45 Kanonen und Haubitzen nebst Kugeln und Granaten zugeführt.

Jetzt ward auch ein Ausfall auf die nicht zu verschmerzende Wolfsschanze bei finsterer Nacht unternommen und schon stand der heldenmüthige von Waldenfels, dessen Grenadierbataillon sie verloren

t, auf der Höhe der feindlichen Brustwehr und
terte es, sich umkehrend, zur Nachfolge auf;
raf ihn eine Flintenkugel in die Schulter und
te ihn entseelt zu Boden, — der bittere Ver-
eines, wenn auch Loucadou gegenüber nicht
er kräftig genug handelnden, doch edlen Füh-
—; aber der Feind büßte noch ein Größeres, sei-
Anführer, den Divisions-General Teullié ein,
an die Stelle des wieder zum Hauptheer be-
nen Marschall Mortier getreten war. Die kaum
den tapfern Preußen eroberte Schanze ward
h von der wegen Teulliés Tode nach gleicher
e schnaubenden, neu anrückenden feindlichen
nne wieder erobert. Mit Mühe erlangte N.
andern Tages, mit einem weißen Tuche am
e befestigt, als Parlamentär die Vergünsti-
g, die umherliegenden Todten sammeln und
der Stadt und zu Grabe bringen zu dürfen.
neuer Versuch wurde, vorzüglich durch das
e Bataillon von Waldenfels, gegen dieselbe
nze unternommen, und Nettelbeck leitete hie-
das zuvor wenig Wirkung hervorbringende
r von der schwedischen Fregatte aus, welche
er den Belagerten treue Unterstützung geleistet
; aber es war unmöglich, den Feind, trotz
beispiellosesten Anstrengungen, in seinem vor-
haften Posten zu überwältigen, und ungleich
bender, ja schauderhafter und erschütternder
je war es diesmal für unsern so hülfrei-
Nettelbeck, die 4—500 auf einander geschich-
Leichen so wackerer Kämpfer zu sammeln und
estatten. Von da an mußte jeder Versuch auf-
ben werden, diese Schanze, welche die Fran-
n nach ihrem neuen Heerführer das Fort Loi-
nannten, wieder zu erobern. Die Bedrängnisse der
gerten nahmen eine immer ernstlichere Wen-

dung und besonders war die in der Mitte der Stadt liegende, mit Kriegsgefangenen und Verwundeten angefüllte Marienkirche hart bedroht. Mehr und mehr überzeugte sich N. von Gneisenaus hohem Talent und furchtloser Unerschrockenheit, die ihn auch da nicht verließ, als vor den Füßen Beider eine Bombe zersprang. N. sollte nochmals so glücklich seyn, mit Hülfe eines Lootsen ein engl. Schiff mit neuen Vorräthen von Kanonen, Bomben ꝛc. der Stadt zuzuführen, und ward vom Commandanten ins feindliche Hauptquartier nach Tramm gesendet, mit dem Anbringen, daß die Franzosen den Theil der Marienkirche wenigstens schonen möchten, in welchem ihre Landsleute lagen. Dies gewährten sie; aber unmöglich war es dem schlauen N., über die Lage der Dinge in Preußen, von deren neuesten Ereignissen ihnen gänzlich alle Nachricht fehlte, von den Franzosen irgend einen nähern Aufschluß zu erhalten, obwohl die Feinde schon wußten, daß der Friede zu Tilsit geschlossen war. Jetzt boten sie vielmehr alles auf, ehe die Kunde hievon nach Colberg gelangte, diesen Platz zu erstürmen. Die Truppen hatten sich verstärkt, und alle Bewegungen des Feindes deuteten auf einen gewaltigen Angriff, der dann auch mit der dritten Morgenstunde des 1. Julius begann.

Ein mörderisches Feuer brach von allen Seiten aus und sollte die Stadt zur Uebergabe zwingen. Das gräßlichste Schauspiel that sich auf, als wären alle Elemente gegen einander in Aufruhr gerathen. Ueberall zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Böden, krachende Wände und aufwirbelnde Säulen von Dampf und Feuer; die Gassen wimmelnd von umher irrenden Flüchtlingen; Geschrei von Wehklagenden; Geschrei von Säug-

lingen und Kindern; Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem Gedränge verloren hatten; Geschrei der Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren; Geschrei der Zerschmetterten; Lärm der Trommeln; Geklirr der Waffen; Rasseln der Fuhrwerke. Auch in das Nettelbeck'sche Haus war eine Bombe durch den Giebel eingeschlagen, durch zwei Böden in den Keller hinabgefahren, und hatte, indem sie platzte, sieben Oxhoft voll Branntwein zersprengt, die ganze Eingangsflur aufgerissen und Fenster und Ziegeln sämmtlich zertrümmert. Doch auch dies wurde eher verschmerzt als die betrübende Nachricht, daß das Schillsche Corps (Schill war nicht mehr anwesend) hatte weichen müssen und 4 Uhr Morgens die Maikuhle an den Feind übergegangen war. Bald loderte auch das 6000 Fuß lange, zur Saline gehörige Gradirhaus in hellen Flammen auf. Durch den Verlust der Maikuhle war der Vertheidigung so gut als der rechte Arm abgehauen und der Hafen nicht mehr beschützt, so daß jenes englische Schiff kaum sich rettete und die Hälfte der Ladung in feindliche Hände gerieth.

Den ganzen Tag häufte sich Verwüstung auf Verwüstung, doch wurde man durch wirksame Löschanstalten des aufgehenden Feuers Meister. Der Gouvernements-Bauhof mit allen seinen brennbaren Materialien brannte nieder und größerm Schrecken sah man in der nächsten Nacht entgegen, in welcher sich die jammervollsten Scenen erneuerten, und das Geprassel einstürzender Häuser, fallender Ziegeln und klirrender Fensterscheiben, den Donner der Kanonen nicht selten überhören ließen. Mitten aber in der ringsum drohenden Gefahr erzeugte sich eine allgemeine Gleichgültigkeit bei Vielen. Anstrengung, Schlaflosigkeit, immerwähren-

de Anspannung des Gemüthes und Sorge für Weib und Kind und Eigenthum fielen auf die Meisten mit einem solchen Gewichte, daß sie in den Trümmern ihrer Wohnungen für ihre bis in den Tod ermatteten Glieder einige Ruhe suchten. Daher war es doppelt gefährlich, als nun auch das ansehnliche Rathhaus in Flammen stand und dadurch die Stadtarchive und so viel andere Sachen von Werth in der augenscheinlichsten Gefahr sich befanden, aber schlaftrunken fast niemand um das Löschen sich mehr kümmern wollte. Voll Eifer und in steigender Angst ermunterte der nachbarlich anwohnende Nettelbeck; aber kaum Einer mochte den flehenden Ermahnungen Gehör geben, ja er sah sich von einem vierschrötigen Kerl, dem er den gefüllten Löscheimer aufdrang, so damit zu Boden geschlagen, daß er fast die Besinnung verlor. Aber auch hier vergaß er das einzige Rettungsmittel nicht, eilte in das nächste Wachthaus, und das durch Gneisenau beorderte Militär rettete endlich doch zwei Seiten des ein großes Viereck bildenden Gebäudes und fing die aus dem Stockhause in der allgemeinen Verwirrung entlaufenen und plündernden Baugefangenen wieder auf.

Auch am Morgen des 2. Julius schien das feindliche Bombardement mit fast noch verheerenderer Kraft sich zu erneuern. Noth und Elend, Jammergeschrei und Auftritte der blutigsten Art; alle aber ohne Ausnahme mehr oder weniger muthig, gaben das Beispiel einer willigen Ergebung in das unvermeidliche Schicksal und blickten vertrauungsvoll auf ihren Commandanten, der so besonnen, wo es Handeln galt, so allgegenwärtig gleichsam, wo eine Gefahr nahte, und so beharrlich, wo nur die unabgespannte Kraft zum Ziele führen konnte, wie ein Schutzgeist ihnen zur Seite stand. Die

Feuer mehrten sich von allen Seiten, so daß man nicht mehr wußte, wo zuerst die Löschanstalten anzuwenden seyen. Dabei versuchte es der Feind auch von der östlichen Seite her, den Hafen zu gewinnen. Da galt es einen neuen Kampf von blutiger Entscheidung und Alles war in der lebendigsten Anspannung.

Plötzlich aber — es war 3 Uhr Nachmittags — schwieg das feindliche Geschütz aus allen feindlichen Batterien. Auf das Krachen eines Donners, wie am Tage des Weltgerichts, folgte eine lange öde Stille. Niemand begriff diesen Wechsel, dieses schauerliche Erstarren so gewaltig losgelassener Kräfte; doch da nahte ein feindlicher Parlamentär und mit ihm ein preußischer Officier, der athemlos sich mit dem Ausruf in den Kreis seiner Bekannten stürzte: „Friede! Colberg ist gerettet!“ Freudenjubel in Aller Herzen! Nach wenig Stunden wurden auch die Flammen glücklich gelöscht. In diesem einen seligen Augenblick war alle Noth und aller Jammer vergessen, es war ihnen, als kehrten sie von einem bösen Traum zum vollen, freudigen Bewußtseyn zurück, und Aller Blicke waren mit Rührung besonders auf Gneisenau gerichtet, dem sein König auf der Stelle durch einen höhern Militärgrad zu lohnen wußte.

Jetzt trieb es auch unsern Nettelbeck verlangend hinaus in die Lauenburger Vorstadt, um den Gräuel der Verwüstung mit Muße und in stiller Wehmuth zu betrachten. Fast erkannte er sein Eigenthum nicht wieder, alles war aufgewühlt und verheert, denn hier hatten sie eine Batterie von 5 Kanonen aufgerichtet. Die schönen edlen Obstbäume, die Genossen seiner Jugend, an die er selbst in der Zeit der Noth die Axt gelegt hatte, starrten ihn in ihren abgehauenen Stümpfen an. Es

eräing ja vielen Andern nicht besser und ungleich weher wurde es ihm zu Muthe, als so manche unglückliche Familien ohne bleibende Stätte umherirrten und in den Trümmern vergeblich nach tauglichen Ueberresten suchten. Da fiel ihm ein Hülfsmittel ein, und schnell eilte er zum menschenfreundlichen Commandanten, der ihm gewährte, daß diese armen Leute auf ihren Brandstätten Nothhütten bauen durften. In wenig Tagen stand die neue Anlage fertig, die in ihren äußeren Umrissen den weitgereisten Schiffer auf das lebhafteste an ein früher gesehenes indianisches Dorf erinnerte.

Kläglich aber war auch der Hinblick auf die eigene Lage. Das kleine baare Vermögen war, worüber ihm oft die Freunde Vorwürfe gemacht hatten, für Taglöhner und Spenden an das brave Militär, gänzlich darauf gegangen, das Haus hatte durch das Bombardement bedeutend gelitten, die Scheuer vor dem Thore war niedergebrannt, Garten und Gartenhäuschen verwüstet, und die Vorräthe seines Gewerbes sämmtlich verschwunden; doch verlor er den Muth nicht, empfand dagegen eine große, fast beschämende Freude, als ihm mit einem gnädigen Handschreiben seines Monarchen, wegen seiner um das Beste der Stadt erworbenen Verdienste, die goldene Verdienst-Medaille behändigt wurde. Gleichzeitig aber ward Gneisenau zu einem noch höhern Wirkungskreis berufen. Rührend und ehrenvoll für ihn wie für die Bürger war der Abschied dieses würdigen Helden, der schon hier seine künftige Größe ahnden ließ. Zuvor bat ihn Nettelbeck, er möge ihm, wie einst seinem Vater der damalige wackre Commandant, Oberst von der Heyden, das inständige Gesuch bewilligen, daß er sein Bildniß der Stadt verehre. Nach Jahresfrist langte es an und wurde in dem

Commandantur-Hause aufgehangen, und in späterer Zeit rettete es N. wieder, da es der Vernichtung nahe war. Auch setzte er späterhin, auf Anregung des Groß-Canzlers von Beyme, der einst in Colberg war, da Niemand sich bereitwillig finden wollte, dem wackern von Waldenfels auf sein Grab einen schönen achteckigen, geglätteten Denkstein, sieben Fuß hoch und beschloß einst auch darneben zu ruhen.

Schon früher hatte unser rasche N., der es nicht über sich vermochte zu verschweigen, was sein patriotisches Herz empfand, in seinem hie und da etwas zu laut gewordenen Eifer, auch das Benehmen mancher Feigen ernstlich gerügt. Da solch ein Verhalten gewissenloser Militärs vom Munde zu Munde endlich in den cöllnischen Feuerbränden zur öffentlichen Kunde gelangt war, so wurde Nettelbeck von Einem der nachfolgenden Commandanten vorgefordert, die Wahrheit dieser Anekdoten zu erweisen. Dies that der freimüthige Mann auf die einleuchtendste Weise, und dabei mußte es demnach auch sein Bewenden finden. Ueberhaupt entstand nach Gneisenaus Abgange zwischen dem Militär, welches noch wie im Kriege commandiren wollte, und den Bürgern, denen durch die Belagerung das Herz ein wenig groß worden war, einige Spannung; doch inniglich erfreut fühlte sich besonders die Stadt durch die königl. Huld, daß sie wegen erwiesener Tapferkeit von der allgemeinen französischen Kriegscontribution — 180,216 Rthlr. 23 Gr. 10 Pf. — freigesprochen wurde.

Leider veranlaßte die im J. 1809 eingeführte neue Städteordnung in Colberg wegen Unbekanntschaft mit den bessern Einrichtungen und durch die listigsten Ränke schon bei der ersten Wahl stürmische,

unmoralische Auftritte, daher ungeachtet aller Vorstellung N. die Erwählung als erster Stadtverordneter durchaus nicht annahm. Es durchkreuzten sich auch gleiche Cabalen, als nun zur Rathswahl selbst geschritten werden sollte. Rechtliche Männer wurden tumultuarisch wieder ausgestoßen und es kam sogar zum Handgemenge. Da kam entbrannt über dieses unwürdige und widerrechtliche Verhalten der thätige Bürgerfreund bei dem Könige bittend mit dem Vorschlage ein, es möge die jetzige unwürdig getroffene Wahl von ihm verworfen und in Anwesenheit einer unparteiischen Commission zu einer neuen Wahl geschritten werden. Die Belege hiefür waren so bündig, daß der gerechte Monarch alsbald dazu Anstalt traf, und als eben jene ganze Corporation, über seine Freimüthigkeit, mit welcher er den bisherigen Unfug beurtheilt hatte, erbittert ihn deshalb in Klage genommen, konnte er sie vor der Obrigkeit durch eine gnädige Antwort des Königs selbst beschämend darnieder schlagen, und wenige Tage darauf kam es unter dem königlichen Commissariat zu ernster Untersuchung und neuer ordnungsmäßiger Wahl. Alle Gutgesinnten wählten Nettelbeck zum ersten unbesoldeten Rathsherrn, und bestätigten dies bei jeder wiederholten Wahl auf's Neue, ob er auch seinem Alter nach meinte, sich zurückziehen zu müssen. Auch war ihm von dem Monarchen, da er erfahren, daß N. vor langen Jahren in wirklichem königl. Seedienst gestanden, die förmliche Erlaubniß ertheilt worden, die königl. See-Uniform zu tragen, eine Ehre, die den stets so patriotisch gesinnten alten Seemann nicht wenig erfreuete.

Den 21. December desselben Jahres wollten der König und die Königin bei ihrer Rückkehr von Preußen nach Berlin in Stargard eintreffen und

daselbst Rasttag halten. Auf diese Nachricht ermunterte noch den 19. Abends der rüstige Alte eine Gesellschaft, daß doch auch von Colberg aus ein Glückwunsch dem königl. Paare dargebracht werden möchte, und da sich endlich ein Kaufmann Gölckel zur Mitreise bereit fand, wurde sogleich nach Verfluß einer Stunde die Fahrt von beiden angetreten, bei dunkler Nacht. Erst in stiller Morgendämmerung langten sie zu Stargard an; freundliche Leute, die sich eines neulichen Besuchs vom alten Nettelbeck wohl erinnerten, nahmen sie sogleich auf. Des Vormittags ward die Ankunft des hohen Paars erwartet: N. in seiner Admiralitäts-Uniform, sein Gefährte in dem Costüme der Bürgergarde, harreten auf einer erhöheten Treppe des ersehnten Anblicks, und General von Borstell, der früher einmal in Colberg gewesen, bewirkte, daß sie in dem von Generalen, Damen und andern Staatspersonen angefüllten Zimmer der königlichen Familie vorgestellt wurden. Auf die Frage des Königs: „nicht wahr, der alte Nettelbeck aus Colberg?“ und auf die fernere Aeußerung: „die Colberger sind mir willkommen“ hielt N. eine ungeschmückte, herzliche Anrede, und der König gab der Stadt ein treffliches Zeugniß, und an das genommene Wort des Gefährten schlossen sich so manche treuherzige Versicherungen N. und huldreiche Erwiederungen des Königs, daß N. auf die Frage des Monarchen: „ob sie sonst andre Geschäfte nach Stargard führten,“ freudig erwiederte: „kein anderes Geschäft als der Auftrag der Unsrigen, und eben dadurch wird dieser Tag der glücklichste unsers Lebens.“ Gleicher Huld erfreueten sie sich auch von Seiten der Königin und ganz besonders noch Nettelbeck nach aufgehobener Tafel, an welcher er Theil genommen, so daß er, wie-

wohl sich etwas kränklich fühlend, mit einem ganz besondern innern geistigen Wohlbehagen, in welchem er holländische Liedchen anzustimmen pflegte, nach Colberg zurückkehrte.

Die kleine Handthierung ward übrigens wieder angefangen und ernährte wenigstens den einzelnen Mann; doch die untreue Bedienung des durch den Krieg verschlimmerten Gesindes, das zunehmende Alter und der Gedanke an einfallende Kränklichkeit ließen ihn sein Alleinseyn immer schmerzlicher empfinden. Daher gab er endlich dem Rathe und selbst dem Vorschlage seiner Freunde Gehör und verehelichte sich im Jahr 1814 mit der früh zur Waise wordenen Tochter eines würdigen Landpredigers in der Uckermark, die ihn durch ihre trefflichen Eigenschaften und endlich durch eine Tochter zum glücklichen Gatten und Vater noch im hohen Alter erhob. Er nahm sich das Herz, den König um Pathenstelle zu ersuchen, und dieser erlaubte dem Täufling auch, in theuerer Erinnerung, den Namen Louise zu führen. Mit den Jahren 1817 und 1818 ging jedoch sein Nahrungsverkehr wegen der Gewerbscheine zum freien Betrieb aller Handthierungen und wegen der städtischen Abgaben, gänzlich ein, und sorgenvoll trübte sich der Blick in die Zukunft. Um so mehr erkannte er es nun mit dankbarer Rührung, da er gleich nach geendigter Belagerung das Anerbieten des edeln Gneisenau, zur Schadloshaltung seiner mancherlei Einbußen eine königl. Pension zu erwirken, voll Ehrgefühl abgeschlagen hatte, daß jetzt die Huld seines guten Königs ihm einen jährlichen Gnadengehalt von 200 Thalern ansetzte, wovon auch nach seinem Tode die Hälfte auf die Wittwe übergehen sollte. Der kleinen Tochter ward zugleich zu ihrer Erziehung eine Stelle in dem Louisen-Stifte zugesichert,

oder nach ihrem und der Mutter Befinden eine Novizenstelle in dem Jungfern-Stifte zu Colberg. So war denn sein Haus wohlbestellt, und er konnte sein Haupt einst ruhig niederlegen.

Noch aber hatte sich schon weit früher, wie auch der Vorschlag wegen der Besitzung am Cormantin bewies, sein alter Kopf mit dem Project umhergetragen, sein Vaterland durch eine Colonie jenseits dem Weltmeere zu Ruhm und Gewinn vergrößert zu sehen, und er schrieb daher an den damals ungleich bedeutender sich erhobenen Gneisenau 1814, während des entscheidenden Kampfes auf französischem Boden, Preußen möge sich als Entschädigung von Frankreich eine in Cultur stehende Colonie in Amerika, z. B. Cayenne mit ihrem Zubehör auf dem festen Lande, oder Grenada mit den dazu gehörigen Grenadillen, oder Dominica als Eigenthum bedingen; ja er würde, falls der Vorschlag gelingen sollte, sich die Gnade erbitten, das erste preußische Schiff selbst dorthin führen zu dürfen. Allein weise Gründe, daß Preußen keine Colonie in auswärtigen Welttheilen besitzen und sich nicht abhängig von den Seemächten machen möge, vereitelten die Ausführung eines Projects, das aus einem patriotisch fühlenden Herzen kam. Noch war Eins, was ihm in seinen alten Greisentagen den Herzensfrieden störte und mitunter die schlaflosen Nächte noch unruhiger machte, der sehnliche Wunsch und die innige Frage: Wann will und wird bei uns der ernstliche Wille erwachen, den afrikanischen Raubstaaten ihr schändliches Gewerbe zu legen, damit dem friedsamen Schiffer, der die süd-europäischen Meere unter Angst und Schrecken befährt, keine Sclavenfesseln mehr drohen? Mit um so innigerm Wohlgefallen

vernahm er kurz vor seinem Tode die Kunde von dem antipiratischen Verein.

Mit 85 Jahren belastet, war sein Geist noch immer frisch und kräftig, wie in seiner glücklichsten Blüthe, wenn gleich sein Körper sichtbarer als je, (besonders im letzten Winter, zu großer Kümmerniß der Seinigen) unter dem Gewicht so vieler Jahre zusammen zu sinken drohte. Bald darauf sollte die Besorgniß nur zu wahr werden. Den 29. Januar 1824 endete der 86jährige Greis sein thatenreiches Leben. Die zahlreiche ehrenvolle Leichenbegleitung bewies, wie sehr man den Verlust des edlen Patrioten zu schätzen wußte, den eine innige Anhänglichkeit an das königliche Haus, glühender Eifer für das Wohl des Vaterlandes, helle Geistesgegenwart, feste Unerschrockenheit und muthige Ausdauer, wohl dazu berechtigen dürften, wie einst Latour d'Auvergne der erste Grenadier von Frankreich, auf gleiche Weise „der erste Bürger von Preußen" genannt zu werden. Seine Fehler bekannte er uns selbst so offen, daß sie sich klar in der hie und da allzukühnen, unbesonnenen Wagniß, auch wohl in dem allzulauten, kräftigen Wesen und überraschen Eifer, der nicht schonend genug auftrat, unverholen aussprechen. Vielleicht waren es diese Mängel auch neben seinen glänzenden Tugenden, welche ihm hie und da Feinde und Neider erweckten, darauf er in seiner sich selbst gesetzten Sarg-Inschrift hindeutet. Sie lautet also:

Mich hat auf meinen Wegen
Manch harter Sturm erschreckt;
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir oft Angst erweckt.

Verfolgung, Haß und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verschuld't,
Hab' ich doch müssen leiden
Und tragen mit Geduld.

Sein, der Autobiographie vorgedrucktes Bildniß in Steindruck, erinnert an die Physiognomien von Trompe und Ruyter.

August Dietrich, Graf Marschall, *)

Erbmarschall von Thüringen, Großkreuz des königl. dänischen Danebrog-Ordens ꝛc.

geb. im Juni 1750.
gest. den 31. Januar 1824.

Schon in diesen ersten Zeilen tritt der geziemenden Genauigkeit einer ausführlichen Biographie die Abneigung des Verstorbenen, von seiner eignen Person zu sprechen, störend in den Weg und erlaubt dem Darstellenden nur den Monat seiner Geburt, nicht aber den Tag derselben zu nennen. Diesen hat er sein ganzes Leben hindurch sorgfältig verschwiegen, um seinen Angehörigen jede Feier desselben unmöglich zu machen, und auch sogar der Monat seiner Geburt ist erst vor wenig Jahren durch einen bloßen Zufall und zu seiner höchsten Unzufriedenheit entdeckt worden.

Sein Vater war Ernst Dietrich Graf Marschall, Erbmarschall von Thüringen, k. österreichischer General-Feldmarschall, wirklicher Geheimer Rath, Inhaber eines Infanterieregiments, Civil- und Militär-Gouverneur des Herzogthums Luxemburg u. s. w. Von der Würde eines Erbmarschalls von Thüringen sey hier nur so viel bemerkt, daß allen historischen Nachrichten zu Folge die Mar-

*) Aus den Papieren eines würdigen, nahen Freundes des Verblichenen mit dessen schätzbarer Genehmigung zu öffentlicher Mittheilung entlehnt.

schall'sche Familie schon unter dem Landgrafen von Thüringen, Albert dem Unartigen, Vater von Friedrich mit der gebissenen Wange, dieses Marschallamt bekleidete. Als kaiserlicher Feldmarschall zeichnete sich der Vater besonders im siebenjährigen Kriege ruhmvoll aus. Unter seine glänzendsten Waffenthaten gehört theils die in der Geschichte jenes Kriegs höchst merkwürdige Vertheidigung von Ollmütz, durch welche Friedrich der Einzige zur Aufhebung der Belagerung gezwungen wurde, theils auch die Schlacht bei Collin, in welcher er den rechten Flügel der kaiserlichen Armee commandirte und mit demselben den glorreichen Ausgang der Schlacht entschied. Seine Gattin war eine geborne Schönberg von Thammenhayn, die früher an einen Herrn von Einsiedel verheirathet war und ihm einen Sohn geboren hatte. Mit diesem Stiefbruder lebte unser Graf Dietrich in der brüderlichsten Freundschaft, so daß ihm auch jener, als er verwittwet und kinderlos starb, einen bedeutenden Theil seiner mütterlichen Erbschaft hinterließ. Von seinen zwei Brüdern und einer Schwester lebt jetzt nur noch ein Bruder, der, vormals fürstlich primatischer Gesandter am kaiserlichen Hofe zu Wien, von allen, die ihn kennen, wegen der Vorzüge seines Geistes und seines Characters geachtet wird.

Gern würde der Sohn sich beeifert haben, den Ruhm seiner Vorfahren und den ausgezeichneten Namen seines Vaters durch das eigene öffentliche Wirken zu vermehren; doch behinderte ihn hauptsächlich die Kränklichkeit seines Körpers, sich in ausgezeichneten Staatsämtern auf ähnliche Weise hervorzuthun. Fern von Ehrgeiz widmete er sich den Wissenschaften und begnügte sich mit der stillen Achtung seiner Mitbürger. Er erregte weder Haß noch Neid, er verdiente Freunde und hatte sie.

Während dieses Aufenthalts zu Braunschweig lebte er in traulichem Umgang mit allen damaligen, zum Theil berühmten Lehrern am Carolinum. Die vertrautesten Freunde von ihm wurden in dieser Zeit: Klopstock, Lavater und Bode, so wie Jerusalem zu Braunschweig. Mit diesen und ganz besonders mit Lessing brachte er die schönsten Stunden zu in heiterem und belehrendem Genuß. Von Lessing so innig geliebt und geachtet worden zu seyn, daß er bis zu seinem Ende einen Briefwechsel mit ihm unterhielt, war eine von den wenigen Saiten, die in den letzten Lebensjahren des Grafen M. bei der leisesten Berührung wiederklang, und wenn er sich dabei in dem Andenken an die Freundschaft jener Heroen Deutschlands gefiel, so gab zugleich jedes seiner Worte die hohe Achtung zu erkennen, die er gegen sie hegte. Auch wurde diese Achtung in späterer Zeit nicht im Geringsten geschwächt, wenn etwa Einem oder dem Andern derselben von der Bosheit oder dem Unverstande einer von den mancherlei Ekelnamen beigelegt wurde, womit, wie die Geschichte lehrt, von den ältesten Zeiten an verdienstvolle Männer in den verschiedenartigsten neuen Erfindungen verunglimpft wurden, sobald alle andere Mittel, Freunde und Bekannte oder die öffentliche Meinung von ihnen abzuziehen, vergeblich waren. Graf M. besaß jedoch einen zu ruhigen Blick, um sich durch solche Umtriebe in seinen Gesinnungen irre machen zu lassen. Weder der Ekelname eines Freigeistes in den frühern Jahren, noch der eines Jacobiners in spätern, noch der eines Demagogen in den neuern Zeiten vermochten seine einmal gefaßte Freundschaft zu erschüttern, er blieb diesen Trefflichen ein unvergeßlicher Freund.

In dieser Periode seines Lebens entspann sich auch ein enges Verhältniß mit dem Herzog Fer-

nand von Braunschweig und dem Grafen. Der hochherzige Fürst schenkte ihm sein besonderes Wohlwollen und erhielt es ihm auch nach seinem Abgang von Braunschweig. Mit ihm machte er in freimaurerischen Angelegenheiten eine Reise nach Copenhagen; doch ist der eigentliche Zweck und Erfolg derselben unbekannt geblieben. Allein späterhin, und zwar im Jahr 1780, trat er eine zweite Reise nach Copenhagen in einem sehr wichtigen Auftrage an, womit der regierende Herzog von Braunschweig ihn beehrte, und wovon hier wenigstens Einiges kürzlich zu erwähnen seyn dürfte.

In Rußland nämlich lebten damals noch die Kinder der Kaiserin Anna, die im Jahr 1740 als Schwestertochter der eben damals verstorbenen Kaiserin Anna mit ihrem kaum einige Monate alten Sohne Iwan den russischen Thron bestiegen hatte. Ihr Gemahl war Herzog Anton Ulrich von Braunschweig Wolfenbüttel. Die Revolution, durch welche diese Monarchin in einer unglücklichen Nacht des Thrones und ihrer Kinder beraubt wurde, ist bekannt. Außer dem unglücklichen Iwan, dem bestimmten Beherrscher von Rußland, waren auch noch vier oder fünf Geschwister desselben nach Schlüsselburg in Verwahrung gebracht worden. Iwan blieb daselbst bis an seinen Tod. Seine Geschwister aber wurden einige Jahre nachher von ihm getrennt und nach Cholmogory im Gouvernement Archangel auf einer Insel in der Dwina gebracht, wo sie eine lange Reihe von Jahren hindurch ein trauriges Leben führten. Endlich aber nahm sich die Königin Juliane von Dänemark ihrer an und brachte es durch ihr wiederholtes dringendes Bitten bei der Kaiserin Catharina dahin, daß diese Unglücklichen nach Dänemark gebracht werden durften. Dies war nun der Auftrag, der unsern Grafen

zu Theil wurde. Er reiste über Copenhagen, wo er noch nähere Instructionen einholte, an die russische Grenze, um daselbst diese unglücklichen Sprößlinge des braunschweigischen Fürstenhauses in Empfang zu nehmen und sie nach Horsens zu bringen, einer kleinen Stadt in Jütland, die ihnen zum Aufenthalt angewiesen war. Dieses in mancher Hinsicht schwierigen Auftrags entledigte er sich mit Umsicht und Klugheit, so daß ihm auch bei seiner Rückkehr nach Copenhagen das Großkreuz des Danebrogordens zur Belohnung ertheilt wurde. Aber sein menschlichfühlendes Herz fand auch darin eine hohe Belohnung, daß er Zeuge seyn konnte von der ersten Freude dieser unglücklichen Fürstenkinder über ihre Befreiung und besonders, wie er selbst öfters erzählte, über ihre Verpflanzung in ein milderes Klima, das sie nur durch Beschreibungen kennen gelernt hatten. Leider aber trugen sie, auch in geistiger Ausbildung sehr verabsäumt, in ihrer geschwächten Constitution den Keim des frühen Todes und endigten zu Horsens sämmtlich, eins nach dem andern, in wenig Jahren ihr elendes Daseyn.

Ungefähr ein Jahr nach dieser merkwürdigen Reise legte Graf M. alle seine Stellen und Aemter in braunschweigischen Staatsdiensten nieder und verließ für immer die Stadt und das dasige Land; doch ohne, daß wir die Gründe, welche ihn zu diesem wichtigen Schritte veranlassen mochten, näher angeben können. Nur so viel ist gewiß, daß ihm bei seinem Abgang eine nicht unbedeutende lebenslängliche Pension angeboten wurde, daß er sie aber ausschlug und auf dieser Weigerung beharrlich bestand. Er scheint seine Ehre für beleidigt gehalten zu haben und sich nicht durch Dankbarkeit einem Staate haben verpflichten wollen, den er nicht

freiwillig, sondern durch den Drang der Umstände gezwungen und mit gekränktem Herzen verließ.

Der damals ohne Zweifel sehr belastete Zustand seines Gemüths machte ihm eine Zerstreuung und Aufheiterung sowohl in geistiger als körperlicher Rücksicht zur wesentlichen Nothwendigkeit. Er glaubte diesen Zweck durch eine Reise am sichersten zu erreichen und ging deshalb durch die Schweiz nach Frankreich und Italien. Zwei Jahre hielt er sich in diesen Ländern auf, und da ihm durch seinen Stand und sein Vermögen überall der Zutritt geöffnet war, wo er Gelegenheit finden konnte, seinen Geist mannichfaltig auszubilden und durch den Umgang mit den gebildetsten Classen der dortigen Landesbewohner seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, so mußte er nothwendig von dieser Reise mit der reichsten Ausbeute zurückkehren. Wie er aber überhaupt niemals von sich selbst sprach und lieber in gesellschaftlichen Vereinen durch Fragen zur Mittheilung aufforderte, so hat man ihn auch nur selten von den Ereignissen dieser zweijährigen Reise sprechen hören. Es verrieth sich jedoch in jedem Gespräch mit ihm, gleichsam wider seinen Willen, mannichfache Einsicht und Erfahrung, welche vor allem durch diese Reise einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatten.

Nach seiner Zurückkunft hielt er sich mehrere Jahre zu Altenburg auf und soll auch nicht abgeneigt gewesen seyn, seinen Wohnsitz für immer daselbst aufzuschlagen. Er änderte aber diesen Entschluß, als ihm das Rittergut zu Oßmannstedt im Weimarischen zum Kauf angeboten wurde; dasselbe Oßmannstedt, das durch Wieland, seinen spätern Besitzer, so allgemein bekannt und theuer geworden ist. Von dem Abschlusse dieses Kaufs an wählte er fortwährend Weimar zu seinem Wohn-

orte. Er verband sich auch daselbst im J. 1788 mit seiner ersten Gattin aus dem elsassischen Geschlechte der Waldner von Freundstein-Coligny; aber schon im Frühling 1800 traf ihn das herbe Geschick, daß er diese seine geliebte Gemahlin durch den Tod verlor. Von mehrern mit ihr erzeugten Kindern ist nur noch ein Sohn am Leben, der als wirklicher Forstmeister in königl. sächsischen Diensten steht. Im Jahr 1803 erwählte er sich in einer Freiin von Alten aus dem Hannöverschen, deren Vater Oberst unter der hannöverschen Garde gewesen war und als Oberhauptmann — eine Civilstelle — starb, die zweite würdige Lebensgefährtin. Mit dieser durch Geist und Character ausgezeichneten Frau verlebte er den Rest seines Lebens in ruhiger Stille. Einen Sohn, den sie ihm geboren und der die Freude seines höhern Alters und das höchste Glück von den Lebenstagen seiner Gattin zu werden versprach, entriß ihnen aber schon im Knabenalter der unerbittliche Tod und an dem Herzen des Vaters nagte seitdem beständig der stille, sich höchst selten in wenig Klagetönen aussprechende Kummer über diesen Verlust.

Wie thätig er sich in seinen freimaurerischen Verbindungen erwiesen und wie er hier wesentlich bemühet gewesen sey, durch Schwärmerei, Betrug und Aberglauben herbeigeführte Mißbräuche zu tilgen, gibt unter andern auch folgende bei ähnlicher Gelegenheit ertheilte und damals hochgeachtete Erklärung offen zu erkennen: „Das Wesen der Fr. M. liegt blos in ihren 3 Johannis-Graden und der Zweck derselben kann nur in der Beförderung des Gesammtwohls der Menschheit bestehen. Es muß eine Verbindung auf der Erde geben, die es sich zur wichtigsten Angelegenheit macht, die Moralität und den Character ihrer Mitglieder möglichst

rein zu erhalten und es einem Jeden dieser Mitglieder zur unerläßlichen Obliegenheit zu machen, über die Ehre, den guten Namen und die Wohlfahrt aller Andern, die er seine Brüder nennt, zu wachen. Es muß ihm die höchste Pflicht seyn, den Menschen aufzuklären, ihn besser und für die Menschheit nützlicher zu machen durch Liebe zur Wahrheit, durch verständige, prunklose Wohlthätigkeit und durch Gehorsam gegen die Gesetze. Abstracte Wissenschaften gehören nur für die Gelehrten, geheime Kenntnisse, wenn es überhaupt welche gibt, für einzelne Individuen; aber der große Gegenstand der Fr. M. ist Beförderung der reinen Humanität."

Wie sein Geist hell und mit mannichfachen Kenntnissen ausgerüstet war, so waren seine Sitten und seine moralischen Grundsätze tadellos, und die Vorzüge seines Charakters, sein gehaltenes würdevolles Benehmen machten ihn allen, die ihn näher kannten, schätzbar. Sein wohlvollbrachtes Leben belohnte der Höchste durch ein sanftes schmerzenloses Ende. Ohne es nur noch wenige Augenblicke vorher zu ahnen, ging er den 31. Januar 1824 zur Ewigkeit hinüber.

Heinrich Callisen,

königlich dänischer Conferenzrath, Generaldirector der chirurgischen Academie, Commandeur des Danebrogordens.

geb. den 11. Mai 1740.
gest. den 5. Februar 1824.

Ein Sohn des Predigers Johann Leonhard Callisen, zu Preetz, einem Flecken im Herzogthume Holstein, zwischen Kiel und Plön. Der Vater stammte aus der im nördlichen Theil des Herzogthums Schleswig einheimischen, früher sich Kallisön schreibenden Familie, zu welcher auch die bekannten Theologen Calixtus im 17. Jahrhundert gehörten. Von eilf Geschwistern, von denen aber schon drei früher starben, war Heinrich C. der vierte. Den ersten Unterricht genoß er im älterlichen Hause, wo er von verschiedenen Hauslehrern unterrichtet wurde, unter der strengen Aufsicht seines stets ernsten, aber durch Geist, Gelehrsamkeit und eine vorzügliche Gabe der Beredtsamkeit ausgezeichneten Vaters, (der mit dem nachmaligen Kanzler der Universität Göttingen, Mosheim, in Preetz auf der Predigerwahl war, und diesem berühmten Kanzelredner vorgezogen wurde). Eine seltene Fertigkeit im Lateinischsprechen verdankte er besonders seinem Vater, der nur in dieser Sprache sich mit seinen Söhnen unterhielt, und einen festen frommen Sinn, der ihn sein ganzes Leben begleitete. Von seinem 13. bis 15. Jahre besuchte er, gemeinschaftlich mit seinem

Bruder Johann Leonhard, (dem nachherigen Generalsuperintendenten des Herzogthums Holstein) die Domschule in Schleswig, wo damals der bekannte Licht als Rector stand, um das, was bei'm Privatunterrichte nicht hinlänglich getrieben werden konnte, in seinem Wissen zu ergänzen. Als funfzehnjähriger Jüngling kam er im Jahr 1755 nach Copenhagen, um daselbst nach seines Vaters Wahl und seinem eigenen Wunsche die Chirurgie zu erlernen, die aber damals noch nicht in der ihr gebührenden Achtung stand, versehen mit manchen guten Vorkenntnissen, aber nur mit einer kleinen Baarschaft, und, da sein Vater wegen seiner zahlreichen Familie im geringen Wohlstande war, mit weniger Aussicht auf mehr als nothdürftige fernere Unterstützung vom Hause. Er wurde vom Generaldirector der Chirurgie, Simon Krüger, an den er empfohlen war, bei dem damaligen Amtschirurgen und Regimentsfeldscheer David Spierling in die Lehre gegeben, auch, nach zu der Zeit bestehender Anordnung, ins Barbieramt als Bursche eingeschrieben, und 1758 als Gesell ausgeschrieben. Da Spierling 1757 zugleich als Oberwundarzt bei dem neu errichteten Friedrichshospital angestellt worden war, so fehlte es C. schon damals nicht an Gelegenheit, Kranke und ihre Behandlung zu sehen.

Später war er so glücklich, in Krügers Haus aufgenommen zu werden, wo er, angespornt durch das Beispiel dieses ausgezeichneten Mannes, und unter seiner Anleitung sich ein Jahr lang unermüdet Tag und Nacht im Zergliedern und in der Verrichtung chirurgischer Operationen übte, auch in Krügers auserlesener Bibliothek zuerst Geschmack an der Literatur seines Faches bekam. — Plötzlich aber wurde diese so glücklich angefangene Laufbahn

durch die Nachricht von dem Tode seines Vaters unterbrochen, und da ihm nun alle Hoffnung zu einer weiteren Unterstützung vom Hause benommen war, so mußte er auf Mittel denken, sich selbst zu ernähren. Er verließ daher zu Anfang des Jahres 1759 Copenhagen, und vermiethete sich auf dem Lande in der Nähe von Helsingör bei einem Landchirurgen als Assistent für 2 Mark dänisch (etwa 8 Gr.) wöchentlich. Nach einem Jahr indessen kam er nach Copenhagen zurück, und wurde von Spierling als Compagniechirurg (damals Feldscheergesell) angenommen, mit einer monatlichen Gage von 6 Thaler, wofür er die in der Stadt zerstreut liegenden kranken Soldaten täglich besuchen und behandeln mußte. In dieser für ihn sehr drückenden Lage, wo er nicht einmal eine mäßige Mittagsmahlzeit und anständige Wohnung bezahlen konnte, sondern oft den ganzen Tag nichts als trockenes Brot genoß, und in einem elenden Keller sein Nachtquartier haben mußte, wäre er beinahe erlegen, zumal da kurz vorher auch sein Wohlthäter Krüger gestorben war; wenn nicht eine Kleinigkeit, nämlich der Umstand, daß (den 10. Dec. 1760) ein Lieutenant vom Grenadiercorps, mit dem er sprach, verlangte, daß er während der Unterredung den Hut in der Hand behalten sollte und ihm mit Fuchteln drohte, plötzlich sein Inneres aufgeregt hätte. Nachdem er stehenden Fußes seinen Abschied verlangt hatte, schilderte er dem neuen Generaldirector der Chirurgie Hennings seine unglückliche Stellung; und da dieser ihm Hülfe versprach, wenn er ohne weitere Vorbereitung das Tentamen bei'm anatomisch-chirurgischen Amphitheater nehmen könne, so unterwarf er sich diesem sogleich am folgenden Tage, und zeichnete sich in dieser Prüfung rühmlichst aus. Auf Hennings Em-

pfehlung wurde er nun als Oberschiffschirurg angesetzt, und machte im Jahr 1761 und 1762 Streifzüge mit der zur Uebung der Seecadetten ausgehenden Fregatte in der Ost- und Nordsee. Im Herbste des letzten Jahrs wurde er auch zum königl. Pensionär des anatomischen Amphitheaters und zum Unterwundarzt des Friedrichshospitals ernannt. Hier befand er sich fünf Jahre in einer für seine weitere Ausbildung sehr günstigen Lage, indem er nicht nur täglich für die Vorlesungen des Generaldirectors zergliederte, und, weil der obgedachte Oberwundarzt Spierling die Festigkeit seiner Hand im Alter verlor, alle wichtigen Operationen in dieser großen Krankenstiftung machte, sondern auch ohne Nahrungssorgen seine medicinischen Studien fortsetzen und Vorlesungen bei der Universität hören konnte. Nach zwei Jahren, 1764, bestand er sein chirurgisches Examen; seit 1765 hielt er Vorlesungen über verschiedene Theile der Anatomie und Chirurgie; und 1766 unterwarf er sich dem examini medico rigoroso der medicinischen Facultät in lateinischer Sprache, welches bis dahin kein nicht als Student inscribirter Wundarzt, der nicht die in Dänemark gewöhnliche gelehrte academische Laufbahn gemacht hatte, wagte. Er eröffnete dies Examen mit einer lateinischen Rede über die mancherlei Hindernisse, die einem armen Studirenden sich auf seinem Wege entgegenstellen, und bestand dieses mit großer Auszeichnung. Dadurch nun war C*s Glück gemacht.

Im Jahr 1767 konnte er, auf v. Bergers und Wohlers Empfehlung, eine Reise in's Ausland mit einem königl. Stipendio von 500 Rthlr. antreten. Auf derselben verweilte er zuerst in Leyden, nachher zwei Jahre in Paris und den übrigen durch ihre chirurgisch-medicinischen Anstalten berühmten Universi-

tätsstädten Frankreichs, auch endlich noch reichlich so lange in London, und fand in den Lehrvorträgen und im Umgange mit den berühmtesten Aerzten seiner Zeit reiche Gelegenheit zur Vollendung seiner Ausbildung. Vornehmlich im theuren London reichte sein Stipendium nicht aus; aber, wie immer, unverlegen verband er sich mit einem Zahnarzt Marchetti, und durch Verfertigung und Verkauf einer eigenen Art Zahnbürsten aus den Fasern des spanischen Rohrs, vermehrte er seine Einnahme um mehr als das Doppelte, und konnte nun auch für sein Fach Instrumente und Bücher anschaffen.

Indessen erweckten in seinem Vaterlande C*'s von Zeit zu Zeit eingesandte geistvolle Berichte und die ausgezeichnete Art, womit fremde Gelehrte ihn aufnahmen und in ihre gelehrten Gesellschaften einführten, mehr und mehr ein lebhaftes Interesse bei allen Beschützern der Heilkunst für diesen seltenen jungen Mann, von welchem man sich den größten Nutzen für die Wissenschaften und für das Wohl seiner Mitbürger versprechen konnte. Nachdem er unvermuthet in London am 5. Febr. 1771 einen Brief vom königl. Generalitäts- und Commissariatscollegium mit der Ueberschrift: „An Heinrich Callisen, Oberchirurg bei der dänischen Flotte und dem Seekriegshospital, auch ersten Chirurg der zweiten Division Seeleute in Copenhagen" erhielt, kehrte er, nun sicher seines Auskommens im Vaterlande, im Juli d. J. dahin zurück, und wurde mit verdienter Achtung aufgenommen. Voll Eifer, seinen Landsleuten redende Beweise seiner durch fünfjährige Reisen geförderten Tüchtigkeit zu geben, eröffnete er noch in demselben Jahre seine Vorlesungen über Chirurgie, die er in der Folge beständig fortsetzte. Am 15. Febr. 1772 disputirte er bei der Universität für den medicinischen Doctor-

grad; seine Inauguraldisputation ist überschrieben: De praesidii classis regiae sanitatem tuendi methodo; welche treffliche Abhandlung er, ungeachtet seiner vielen Geschäfte, in wenigen Monaten ausarbeitete. In eben diesem Jahre ward er, in Verbindung mit einigen andern Aerzten, Stifter der königl. medicinischen Gesellschaft, die nun schon seit mehr als einem halben Jahrhundert so viel zur Förderung der Heilkunst in Dänemark beigetragen hat. Zwanzig Jahre war er Präsident derselben, und in ihren Schriften finden sich neunzehn Abhandlungen über wichtige Gegenstände von ihm, ohne die manchen ungedruckten zu rechnen, die er in dieser Gesellschaft vorlas.

Im Anfange des Jahrs 1773 verheirathete er sich mit einer Tochter des Hofchirurgen Braun, Catharine Brigitte, die 1777 starb, und ihm nur eine lebende Tochter (eine nachherige Mutter von vier Enkeln) hinterließ. Auch erwarb er sich mehr und mehr das Vertrauen seiner Mitbürger als practischer Arzt, so daß seine Privatpraxis bald einen bedeutenden Umfang erhielt. Unter'm 18. Febr. 1773 erhielt C., da der Professor C. v. Berger nach Kiel versetzt ward, die Stelle eines Professors der Chirurgie bei der Copenhagener Universität, und hielt 20 Jahre daselbst Vorlesungen über diese seine Lieblingswissenschaft mit ausgezeichnetem Beifall. Im Jahre 1774 wurde er Mitglied des obersten Medicinalcollegii im Lande. In demselben Jahre stiftete er in Vereinigung mit seinem Freunde Sartorph eine Disputirgesellschaft für die medicinisch-chirurgische Jugend, welche bis 1782 fortbestand; auch wurde er Mitvorsteher der von Prof. Tode gestifteten chirurgischen Disputirgesellschaft, wo er Präses bei 67 Disputationen war. So war es sein eifriges Streben, zu wirken auf das

heranwachsende Geschlecht von Aerzten, unter welchen er namentlich in seinem Vaterlande von der Elbe bis zum Nordcap fortwährend so viele dankbare Schüler hat. Im J. 1776 erhielt er Befehl in eine Commission zu treten, die Vorschläge in Beziehung auf das eingeführte Indigenatrecht machen sollte, wie junge eingeborne Chirurgen am zweckmäßigsten gebildet würden; und daraus ging am Ende die Idee der noch bestehenden trefflich eingerichteten chirurgischen Academie zu Copenhagen hervor. 1777 erschien in der ersten Ausgabe eine Schrift, die C*s Name in Europa allgemein bekannt und in den Annalen der Chirurgie unsterblich gemacht hat, seine Institutiones Chirurgiae hodiernae, an deren Verbesserung der Verfasser bis an's Ende seines Lebens arbeitete, die in vier Auflagen in der lateinischen Ursprache immer mehr vervollständiget erschien, mehrmals in's Deutsche, in's Italienische, Französische, Spanische und Russische übersetzt ist, eine Zeit lang beinahe allgemeines Lehrbuch in diesem Fache war, und mit reichen Anmerkungen ausgestattet, die um so erwünschter bei seiner gedrängten Kürze sind, für practische Chirurgen von einem Brudersohn des nun verewigten Verfassers, nach dessen Wunsch jetzt trefflich überarbeitet wird.

Am 20. März 1778 verheirathete er sich zum zweiten Mal mit Marie Amalie, geb. Walper, die ihm bis an sein Ende eine treue Gehülfin und Pflegerin war, und aus welcher Ehe noch ein Sohn und vier Töchter mit achtzehn Kindeskindern am Leben sind. 1780 wurde er Mitglied der königl. Wissenschaftsgesellschaft; 1784 wurde er zum wirklichen Justizrath ernannt. — Daß C. auf seiner glänzenden Laufbahn dem Neide nicht entgehen konnte, war natürlich. Bitter wurde er in demselben Jahre von einem Regimentschirurgen

Martini und einem Pagenhofmeister Riegels angegriffen, als wenn er als Dr. medicinae die Chirurgen in Dänemark unterdrücken wolle, für die doch keiner mehr gewirkt hatte als er. So lächerlich dies im Grunde auch war; mit so würdevoller Sanftmuth und kalter Ruhe er auch auf den ihm öffentlich gemachten Vorwurf, daß er aus dem tiefsten Dunkel eines bloßen Handarztes hervorgegangen sey, treffend erwiederte: es sey doch mehr werth, vom Dunkel aus- und zum Hellen überzugehn, als im Dunkeln anzufangen, fortzuschreiten und zu endigen; so warme und lichtvolle Vertheidiger endlich C. an Abildgaard, Rahbek und späterhin zum Theil auch an Tode besaß; so wurde der daraus hervorgehende Federkrieg doch so beleidigend gegen ihn geführt, daß er beinahe den Ruf angenommen hätte, der ihm im Jahr 1787 als Generalchirurgus nach Berlin unter den vortheilhaftesten Anerbietungen ward. Allein die Liebe zum Vaterlande siegte, jene Neider mußten am Ende schweigen, und die vollendete Einrichtung der chirurgischen Academie war zuletzt die gute Folge jenes giftigen Angriffs, der auch für C. das bestätigte Versprechen seines Königs, daß, nach Henningsen's Tode, er als Generaldirector der Chirurgie succediren sollte, veranlaßte. Henningsen starb 1794; und von da an trat C., der bis dahin sein Professorat bei der Universität ohne Besoldung verwaltet hatte, in jenes ehrenvolle Amt und seine Besoldung ein. Sein Amt als Divisionschirurg und als Oberchirurg bei der Flotte und dem Seekriegshospital hatte er schon früher niedergelegt, so wie er jetzt seiner Professorstelle bei der Universität entsagte; dagegen mußte er der Direction für das Friedrichshospital beitreten, und als erster Professor der chirurgischen Academie fortwährend Vorle-

sungen halten, im Winter über Chirurgie, im Sommer über Staatsarzneikunde und zuweilen auch über das Seemedicinalwesen. Diese Geschäfte, zu denen noch so manche Nebenarbeiten als Mitdirector des Seekriegshospitals und des Assistenzhauses, als Mitglied der Regulirungscommission des Seeetats, der Quarantainecommission, der Commission für das Armenwesen und für das St. Hans Hospital, als Director der Gesellschaft zur Errettung Ertrunkener, der Commission für Vaccination, der Commission zur besseren Einrichtung der Gesundheitspolizei, des königl. medicinisch-chirurgischen Gesundheitscollegii, der Classenschen Literaturgesellschaft für Aerzte, und seine Arbeiten in manchen temporären Commissionen kamen, verwaltete er mit seltener Thätigkeit und Sorgfalt bis in sein hohes Alter. Die Vaccination hatte an ihm, sobald er seine anfänglichen Vorurtheile gegen dieselbe besiegt und sich von ihrem großen Gewinn für die Menschheit überzeugt hatte, einen der eifrigsten und thätigsten Beförderer, so daß Dänemark, nach England, wo nicht der erste, doch einer der ersten Staaten in Europa war, wo sie gesetzlich eingeführt wurde. Er schrieb eine Geschichte derselben in Dänemark seit Anfang des 19. Jahrhunderts, welche im 5. Bd. der Schriften der königl. Gesellschaft der Wissenschaften abgedruckt ist.

Erst als er 40 Jahre lang als academischer Lehrer gewirkt hatte, suchte und erhielt er die Erlaubniß, von den Vorlesungen und dem Examiniren befreit zu werden, während er das Directoriat in der Chirurgie und seine übrigen Amtsverrichtungen beibehielt. Rührend war sein Abschied als academischer Lehrer, da er seine letzte Vorlesung am 29. März 1805 vor etwa 400 seiner Freunde und Schüler hielt, die ihn am Schlusse mit einer

Goldmedaille beschenkten, auf deren einen Seite sein wohlgetroffenes Brustbild, auf der andern ein Eichenkranz mit der Umschrift: „Senescenti doctori discipulorum pietas“ geprägt war. In einem größeren Werke: „Physisk-mediciniske Betragtninger over Kiøebenhave,“ (Physisch-medicinische Betrachtungen über Copenhagen), dessen Uebersetzung in's Deutsche ihm bis an seinen Tod ein unerfüllter Wunsch blieb, worin er auf eine höchst interessante Weise für Jedermann den reichen Schatz seiner Grundsätze und Erfahrungen, angewandt auf Localitäten der Stadt, in welcher er sein Leben zugebracht hatte, in zwei Bänden, herausgekommen 1807 und 1809, niederlegte, nahm er von der literärischen Welt in seinem sieben und sechszigsten Jahre Abschied. Aber als practischer Arzt wirkte er fort bis in sein acht und siebenzigstes Jahr. Als Greis lebte er in Ruhe, in Wohlstand, geehrt, im Schooße seiner Familie, in der Erinnerung an ein thatenvolles Leben. Von Seiten seines persönlichen Characters zeichnete sich C. durch einen hohen Grad von Biederkeit, Geradheit, Bescheidenheit, Menschenfreundlichkeit und einen recht lebendigen Sinn für alles anerkannte Wahre und Gute aus. Die Religion galt ihm über alles; er war ein hell- und wohldenkender Christ und eben um deswillen ein abgesagter Feind von allem kopfhängerischen, pietistischen, schwärmerischen und mystisch[illegible]esen — ob er dieses an Freund oder Feind, [illegible]er Fremden, Verwandten oder Andern [illegible]htlich der Politik hielt er es mit der [illegible]eufranken, so lange ihm dieselbe eine [illegible]gute zu seyn schien; aber er hatte se[illegible] darüber schon eine geraume Zeit gea[illegible]n noch immer fortfuhr, in

und außerhalb Dänemark Napoleon mit einer grenzenlosen Ehrfurcht ergeben zu seyn.

Um die erfrischende Landluft zu genießen, brachte er den Sommer auf seinem Landhause Mariendahl, am Strande des Sundes gelegen, zu; aber nur den Abend und die Nacht war er dort. Jeden Morgen verließ er seine Lieblingsstelle, und man sah ihn täglich in seinem allgemein bekannten kleinen Wagen in der Hauptstadt umherfahren, um Leidenden mit Rath und Beistand zu Hülfe zu kommen. Er wurde von seinen Mitbürgern gleichsam als ein Orakel in seinem Fache angesehen. Vom königlichen Hofe an bis zur niedern Kellerwohnung in Copenhagen, selbst von Dänemarks und Norwegens fernsten Provinzen her, wünschten schwer Kranke Rath und Hülfe von ihm; und bei bedenklichen Zufällen versäumten nicht leicht seine Mitärzte, seine auf lange Erfahrung gegründete Ansicht bis in sein höchstes Alter, als er auch ungern mehr seine Wohnung verließ, einzuziehen. Sein König hatte ihn 1802 zum Etatsrath, 1809 zum Ritter vom Danebrog, 1812 zum Conferenzrath, 1813 zum Commandeur vom Danebrog ernannt; viele gelehrte Gesellschaften des In- und Auslandes hatten ihn zum Mitgliede und Correspondenten aufgenommen; aber eine höhere Krone, als der irdische Lorbeerkranz, winkte dem erst in den letzten Jahren Lebensmüden, in dem ihm so lieben Kreise der Seinen doch nach dem letzten Feierabend sich sehnenden Greis. Er entschlief still und sanft am 5. Febr. 1824. — Die allgemeine Achtung machte sein Leichenbegängniß sehr feierlich. Ein einfacher schwarzer Marmor, mit seinem unvergeßlichen Namen, deckt in der Capelle der deutschen St. Petrikirche zu Copenhagen seine Asche. —

In Nyrups Verfasserlexicon sind C. sämmtliche Schriften, auch die Menge der nützlichsten Abhandlungen, die sich meist in der Sammlung der Schriften der königl. Societät der Wissenschaften und in den Verhandlungen der medicinischen Gesellschaft befinden, vollständig angezeigt. Die ausführlichste Lebensbeschreibung von ihm lieferte einer seiner dankbarsten Schüler, der verdiente Professor der Medicin J. D. Herholdt in: Lahwes Portraeter med Biographier af Danske, Norske, og Holsteenere, 1805, Heft 2. S. 1—88, worin sich auch Callisens überraschend gleichendes Brustbild befindet.

M. Friedrich Siegismund Würker,

Pfarrer zu Untergreißlau, Obergreißlau, Langendorf mit Muttlau, Director des königl. preuß. Waisenhauses Langendorf und Ritter des rothen Adler-Ordens 3. Classe,

geb. den 17. März 1764.
gest. den 16. Februar 1824.

An seinem Beispiele wird uns kund, wie auch ein still segnendes Wirken, das in aller Anspruchslosigkeit vor der ganzen Welt ohne Eitelkeit und Lohnsucht sich verborgen halten möchte, um so geflissentlicher aus dem schweigenden Dunkel zu lauterer freudiger Anerkenntniß wackerer Verdienste hervorgehoben zu werden pflegt. Der Name Würkers hat sich weit verbreitet und Jedermann spricht ihn nur mit Hochachtung und Liebe aus. Desto weniger auch, so sehr die Demuth des treuen Waisenvaters der Veröffentlichung widerstrebte, durfte sein Leben in den Darstellungen des Nekrologs für das Jahr 1824 fehlen. Wir geben es so, wie es uns eines Theils die ungeschmückte, kurze Darstellung eines würdigen mit ihm nahe verwandten Lehrers an dieser Anstalt, andern Theils die schätzbare Abhandlung eines Ungenannten in Harnisch's Volksschullehrer, Halle b. Anton 1824 mitgetheilt haben. Stellen sie auch nicht das vollkommen ähnliche Bild des Daheimgegangenen auf, so lassen uns doch auch diese Umrisse schon die Größe seines Werthes ahnen und mit Liebe auf ferne Zeiten festhalten das Andenken an einen wahrhaft edlen Menschenfreund, der seine größte Freude in

dem Glück und Heil seiner Mitlebenden, vor allem, in der sorgfältigsten Heranbildung der Nachwelt suchte, thätig bewirkte, und für dieselbe selbst sein Leben dahin gab.

Seine Aeltern waren Johann August Würker, Bürger und Strumpfhändler zu Delitzsch, wo der Sohn geboren wurde, und Johanne Dorothea geb. Bornmann, beide ebenfalls gebürtig zu Delitzsch. Ihre Ehe war mit 8 Kindern gesegnet, von welchen Friedrich Siegismund das zweite war. Die Aeltern erzogen ihn nebst noch 2 jüngern Söhnen und einer Tochter sorgfältig. In der Knabenschule seines Geburtsorts erhielt er seine erste Bildung und wurde besonders durch den damaligen Rector Berger für die höhere Schule vorbereitet. Im Jahre 1775 ging er auf die Fürstenschule nach Grimma und blieb dort 6 Jahre. Die vorzüglichsten Lehrer seiner Zeit daselbst waren: Krebs, Mücke, Hofmann, Reichard und Richter.

Den 10. April 1781 bezog er die Universität zu Leipzig und verweilte hier bis Ostern 1785. Ein junger Russe, Namens Zebrikow, war geraume Zeit sein Stubenbursche und wurde sein intimster Freund, daher er sich auch einige Kenntniß der russischen Sprache erwarb. Die damaligen Professoren, welche er in Leipzig fand: Plattner und Cäsar über Philosophie, Porzius über Mathematik, Sammet über Naturrecht, Burscher und Hilscher über Geschichte, Morus, Körner, Scharfenberg über Exegese ꝛc. hörte er fleißig. Den 18. April 1785 wurde er in Dresden pro candidatura examinirt und erwarb sich im Jahr 1786 die Magisterwürde. Im Januar desselben Jahres ging er als Hauslehrer zu dem Rector an der meißner Fürstenschule, nachmaligem Professor Matthäi zu Wittenberg, und blieb in diesem Hause, bis er den 6. Decbr. 1789 sein erstes

Pfarramt in Rietdorf und Niendorf in der Inspection Dahme antrat. Im Febr. des folgenden Jahres verband er sich mit Sophie, der zweiten Tochter des Bürgers und Chirurgen Sturm in Delitzsch. Den 14. April 1793 erhielt er sein zweites Pfarramt Mügeln und Lindwerder in der Inspection Seyda und wurde den 10. März 1799 nach Untergreißlau, zu welchem die Filiale Obergreißlau, Langendorf und Muttlau gehören, versetzt. Weil es in Untergreißlau an einer Pfarrwohnung fehlte, so bezog er ungefähr ein Vierteljahr lang ein Bauernhaus, wo er sich kümmerlich behelfen mußte. Darauf erhielt er von dem damaligen Aufseher über das Langendorfer Waisenhaus, dem Salinen-Director von Hardenberg, die Erlaubniß, seine bisherige Wohnung mit einer bequemern in dieser Anstalt vertauschen zu dürfen. Von dieser Zeit an wirkte er, ob er gleich mit der Anstalt selbst in keiner äußern Beziehung weiter stand, im Stillen moralisch auf die Kinder; indem er Besseren und selbst solchen, die in der Anstalt gehaßt wurden, einen Zutritt verstattete. Im Jahr 1801 nahm er die Tochter einer Schwester seiner Gattin, Caroline Wolf aus Leipzig, jetzige Gattin des 3. Lehrers John an der Anstalt, da er selbst keine eigenen Kinder hatte, an Kindesstatt an.

Es verstrichen nun beinahe 10 Jahre, ohne daß irgend etwas Außerordentliches diesen Zeitraum seines Lebens merkwürdig machte, außer, daß er im Jahr 1806 von französischen Truppen ausgeplündert wurde, woraus er selbst wenig machte, da sein Herz nicht am Zeitlichen hing. Im Jahr 1810 aber erhielt er von dem nachfolgenden Aufseher, jetzigem Geheimen Rath und Berghauptmann von Witzleben die Aufforderung, sich der sinkenden Anstalt, die vorher größtentheils nur von Bauern

verwaltet wurde, anzunehmen. Er thats, obgleich zu der Zeit kränklich, im Vertrauen auf Gott und wurde am 2. April 1810 der Vater von 22 Waisen, 17 Knaben und 5 Mädchen. Wenige Wochen darauf, den 5. Mai feierte er das hundertjährige Stiftungsfest der Anstalt, ging am Morgen des festlichen Tages, ob gleich sehr ermattet, mit allen Waisen und Beamteten in Procession auf den Kirchhof nach Obergreißlau an das Grab des frommen Stifters, hielt dort, wegen Mangel an Kraft sitzend, eine feierliche Rede, kehrte wieder zurück und verherrlichte den festlichen Tag durch ein frohes Mal, zu welchem alle noch lebenden Verwandten des Stifters geladen wurden.

Dieser erste Gründer der frommen Anstalt aber, ein schlichter Bauersmann, hieß Christoph Buchen und wurde — so theilt uns jener brieflich Erzählende in Harnisch Volksschullehrer mit — den 27. Februar 1678 zu Langendorf von einfachen, rechtschaffenen Aeltern geboren. Er diente als Knecht auf dem Klostergute zu Langendorf, wo ihn ein Pferd mit beiden Füßen so an den Leib schlug, daß er Zeitlebens etwas davon fühlte. Späterhin vermiethete er sich als Hausknecht im Schützen zu Weißenfels, und ließ sich nach einigen Jahren daselbst als Fuhrmann nieder. Als solchem begegnete ihm einst ein eigener Fall. Er war, wenn ich nicht irre, bis nach Dresden gefahren, und hatte dort so lange liegen müssen, daß seine Rechnung seine Casse überstieg. Der Wirth wollte ihn nicht fahren lassen. Er ging in den Pferdestall, und betete zu Gott, daß der ihm hülfe; und als er aus dem Stalle trat, fand er in Papier so viel Geld gewickelt, als ihm gerade Noth that. — Halte mich nicht für einen Wundersüchtigen, indem ich Dir dies erzähle; die Sache ist wahr-

scheinlich eine solche, welche man einen Zufall nennt; aber mit dem Ausdruck Zufall ist es noch nicht abgethan; denn es steht in der Bibel: „Es fällt kein Sperling vom Himmel ohne Gott."

Obergreißlau hatte zu Buchen's Zeit das Glück, in dem M. Chryselius einen Geistlichen zu besitzen, der Spener's und Franken's Geist sich angeeignet hatte. Diesem war Buchen sehr zugethan; er ging öfters zu ihm, errichtete auf seine Veranlassung eine Casse zur Unterstützung von Nothdürftigen, sprach mit ihm über Kindererziehung, nahm selbst einige Kinder zu sich, weil er keine eigenen hatte, und gründete zuletzt das Langendorfer Waisenhaus. Den 5. Mai 1710 legte er mit einem Vermögen von 100 Gulden den Grundstein dazu, und 1712 zog er mit 4 Waisenkindern hinein. Buchen hatte das, was zur Gründung einer solchen Anstalt gehörte: unerschütterliches Gottvertrauen. Oft fehlte es bei dem Bau an Allem; die Handwerker sollten ausgezahlt werden, und es war kein Geld da; es mangelte an Brot und an Kleidung: aber je größer die Noth, desto näher war Gott. Es kam jedesmal Hülfe aus der Nähe und aus der Ferne, und so gedieh das Werk. In Chryselius hatte Buchen den treuesten Beistand; und betrachtet man die Sache genauer, so kann eben so jener als dieser zum Stifter des Waisenhauses gemacht werden. Es ist Chryselius Verdienst um so größer, da aus allen Nachrichten erhellet, wie er sich stets zurückzog, wo es auf die Ehre ankam, allein da, wo Noth am Mann war, stets vortrat.

Wie Buchen, so verleibte sich 1719 der Gärtner Dunkel mit seinem Vermögen von 1000 Gulden ganz dem Waisenhause ein, und legte den hinter dem Waisenhause am Berge sich hinziehenden Garten an. — Der Besitzer von Droisig, Graf

Hoym, setzte 1727 fest, daß jährlich von diesem Gute 100 Dresdner Scheffel Korn an das Waisenhaus verabreicht, und dafür 4 Kinder erzogen würden. Selbst aus Portugal, aus England und aus Dänemark kamen milde Beiträge an. Das Waisenhaus, von einem armen Fuhrmann gegründet, ward ein Gegenstand der Theilnahme wohlwollender Gemüther in vielen Gegenden, und die Berichte, welche von Zeit zu Zeit über alle die eingegangenen Gaben, so wie über den Fortgang des Werkes selbst mit Anführung von biblischen Sprüchen und von Liedern, die Buchen selbst gemacht, herauskamen, verbreiteten sich auch in entferntere Kreise, und wirkten zum Segen der Anstalt. Die Anstalt selbst erhielt eine Einrichtung, die man nach jetzigen Fortschritten der Bildung keineswegs billigen kann: man setzte den Kindern Candidaten der Theologie zu Hofmeistern, und legte es überhaupt auf eine lateinische Bildung an. Es standen die leiblichen und geistigen Sachen zu wenig in Berührung. Das Leibliche verwaltete Buchen, das Unterrichtswesen leitete Chryselius. Der Kostenaufwand für Letzteres war verhältnißmäßig zu bedeutend; denn man stellte für 20 Kinder 3 Lehrer an. Die Ursache davon war wohl die, daß man auf Pensionäre, wie beim Hallischen Waisenhause, rechnete, und dabei die verschiedene Lage und die äußerlich doch verschiedenen Stifter beider Anstalten übersah. Buchen's Lebensende kam unvermuthet. Er wollte den 13. December 1729 nach Weißenfels gehen, um einige Geschäfte abzumachen, obgleich er sich nicht ganz wohl befand. Der Müller in Muttlau, sein genauester Freund, begleitete ihn ein Stück Weges, und bald nachdem dieser ihn verlassen, rührte ihn der Schlag. Der damals lebende Herzog von Weißenfels wollte

an dieser Stelle ein Denkmal setzen, was aber unterblieben ist. Bei Buchen's Tode waren 85 Kinder im Waisenhause, nebst 25 Erwachsenen, welche Letztere, wenn man auch die Dunkelsche Familie abrechnet, eine große Ueberzahl im Verhältniß zu Erstern ausmachen. Diese Ueberladung mit Erwachsenen hat der Anstalt mannigfach geschadet. Unter den 25 Erwachsenen waren 5 Lehrer, 3 studirte und 2 unstudirte. Buchen's Nachfolger wurde der Candidat der Theologie, Johann Wilhelm Kruckenberg. Dieser starb 1741 an einem bösartigen Fieber, welches in der Anstalt herrschte. Der alte Chrysostus, ein siebenzigjähriger Greis, kam während des Fiebers, woran mit Ausnahme einer Köchin alle Erwachsene krank lagen, täglich zwei- bis dreimal ins Waisenhaus, um Alles zu pflegen, und ernannte nach Kruckenberg's Tode einen Bauer Vollrath zum Vorsteher des Waisenhauses, der nach langem bescheidenem Weigern die Anstalt übernahm. Ihm folgten bis zum Jahre 1810 mehrere Bauern nach einander, unter denen die Anstalt immer tiefer und tiefer sank. Eine gewisse Aufsicht führte eine Zeit lang ein Herr von Triebel, der auf dem Langendorfer Klostergute ein Fräuleinstift gründete, und Pomp und Verschwendung liebte. Er feierte 1760 das 50jährige Jubiläum der Anstalt. Die Kinder wurden dazu mit blauen Tuchkleidern, die gelbe Aufschläge zierten, versehen, und gingen alle mit Kränzen auf dem Kopf, aber auch mit Ausschlag auf dem Leibe, in die Kirche. Der von Hardenberg'schen und von Witzlebenschen Oberaufsicht, welche nach Triebels Zeiten eingetreten, war zwar die Specialaufsicht der Superintendenten von Weißenfels vorangegangen, doch hörte sie in spätern Zeiten ganz auf, da trotz derselben die Anstalt in Verfall gerathen war.

Buchen's Grab ist noch auf dem Kirchhof von Obergreißlau, zu sehen, von wo aus man einen Theil des Greiselthales überschauet: — kräftiger lebt er fort im Langendorfer Waisenhause und gewiß in den Herzen der Meisten, die dort gespeiset, gekleidet, belehrt und erzogen wurden.

Würkers Kränklichkeit, die Anfangs von dem Arzte nur für katarrhalischen Zustand erklärt wurde, ging in eine Schleimschwindsucht über. Man zweifelte an seiner Wiedergenesung, und der Arzt selbst gab ihn auf. Doch er hatte nach Gottes Willen sein Tagewerk noch nicht vollendet. Zufällig erhielt der Kranke eine Ankündigung von dem Lieberschen Brustthee in die Hände, ließ sich denselben kommen, und genas von einer siebenmonatlichen Krankheit, in welcher Zeit seine Gattin viel ausgestanden hatte, weil er sich nur von ihr pflegen ließ, und sie zugleich das eben übernommene Waisenhaus bewirthschaften mußte.

Kaum war Würker wieder hergestellt, und hatte unter Witzleben's Beistand und Leitung die Waisenanstalt aus einer Zuchtanstalt in ein Vaterhaus, darinnen Jeglicher Arbeit, Freud' und Leid gemeinsam theilte, umzuschaffen begonnen, so kam von Dresden die Erklärung, daß alle Kinder des Torgauer Waisenhauses, das bei der Befestigung dieser Stadt, welche der Kaiser Napoleon für gut fand, abgetragen werden mußte, nach Langendorf gebracht werden sollten; und obgleich sich sowohl der Herr von Witzleben als auch Würker dagegen sträubte, so mußte doch schleunigst das Anbefohlene ausgeführt werden, weil ein Gebot, das von Napoleon ausging, durch keine Hindernisse in der Ausführung geschwächt werden konnte. Am Schlusse des Jahres 1811 war die Vereinigung ausgeführt. Die Anstalt, sonst auf 28 Kin-

der berechnet, erhielt noch 94 Kinder aus Torgau, und jetzt ist sie auf 160 Kinder eingerichtet.

Hier sey es uns vergönnt, die Anstalt näher zu schildern, wie darüber jener Ungenannte ferner berichtet. Die Knaben sind in graue Leinwand gekleidet im Sommer, im Winter in graues Tuch — letzteres in der Lichtenburger Verbesserungsanstalt gewebt. Die Mädchen gehen in demselben Tuche im Winter und im Sommer. Ein dunkler schattiger Gang führt neben dem Waisenhause weg ins Dorf, von wo aus die Einfahrt ist. Rechts, etwas im Hintergrunde, steht ein nettes Gebäude an der Straße, das Waschhaus, erst 1811 gebaut und im Innern sehr zweckmäßig eingerichtet. Mehr im Vordergrunde zieht sich eine Reihe von 3 an einander gebauten Häusern hin, das eigentliche Waisenhaus, sonst Herrenhaus genannt; darin sind 3 Classenzimmer, die Wohnung des Vorstehers, eines Lehrers, die Küche, das Backhaus, der Milchkeller, die Schlafsäle der Knaben, die Wohnung des Knabenaufsehers und die Brauerei. Dem Eingange gegenüber steht ein anderes Gebäude, sonst das Knabenhaus genannt, jetzt von dem Rechnungsführer und einem Lehrer bewohnt. Links ist 1811 ein schöner Speisesaal mit Badestube gebaut. Hinter dem Hauptgebäude zieht sich den Berg hinauf ein Garten hin, mehr Anmuth als Nutzen gewährend, da er im Sommer leicht austrocknet; und hinter dem sonstigen Knabenhause befinden sich Ställe und Scheunen. Hier findet man Alles, was zu einer gut eingerichteten Landwirthschaft gehört: Kühe, Pferde, Schweine, Hühner u. s. w.; denn das Waisenhaus besitzt aus seinen ersten Zeiten her 300 Magdeburger Morgen Feld, wovon ein Drittheil wegen der Entlegenheit verpachtet ist, zwei Drittheile aber selbst bewirthschaftet werden.

Vor Würker's Zeiten wurde alles Feld bewirthschaftet, aber so, daß Würker von den zwei Drittheilen in den letzten Jahren mehr erntete, als sonst von dem Ganzen geerntet wurde. Die ganze Landwirthschaft leitete Würker, und sie wird durch zwei Knechte und eine Viehmagd besorgt. Der erste Knecht ist in der Anstalt erzogen, und versteht die Wirthschaft gut. Wo Händearbeit auf dem Felde, auf dem Hofe und in den Scheunen anzuwenden ist, da werden die Knaben unter Anführung des Kinderaufsehers und Gärtners Hänel gebraucht. Zum Dreschen sind eigene Drescher, so wie zum Abholzen und andern Arbeiten Taglöhner genommen worden. Die ganze Hauswirthschaft leitet die (jetzt verwittwete) Frau M. Würker, eine Frau, die durch ihre Umsicht und ernstes Wesen sich zur Leitung einer so großen Wirthschaft eignet. Eine Pflegetochter ist ihr behülflich. Für das Waschhaus ist eine eigene Vorgesetzte, die Frau des ersten Knechtes, angestellt; die Küche besorgt eine Köchin, der eine Hausmagd zur Seite steht. Vier confirmirte Mädchen werden 1 oder 2 Jahre stets noch in der Anstalt behalten, wovon 2 als Gehülfinnen in der Küche, eine als Gehülfin im Waschhause, und eine als Gehülfin bei den Kranken gebraucht wird.

Den Unterricht ertheilen 3 Lehrer; der erste steht schon seit längerer Zeit bei der Anstalt, hat ein ernstes Wesen, und hält streng auf Ordnung und Recht. Der zweite kam mit von Torgau, ist lahm, und besitzt besonders technisches Geschick, z. B. im Schreiben und Zeichnen. Der dritte Lehrer kam als Hülfslehrer mit von Torgau, und hat sich, durch Familienbande mit Würker später vereint, von ihm Manches angeeignet.

Die Lehrzimmer verkündigen eine wohlein-

gerichtete Schule. Fast in allen Gegenständen sind Dintersche Lehrbücher zum Grunde gelegt; nur im Schreiben ist die bessere preußische Handschrift angenommen, und wird von den Kindern gut geschrieben. Die pestalozzische Methode und einiges Andere, als Kräuterkunde ꝛc. findet man hier nicht; doch viel Treffliches, die Lehrer empfänglich, die Kinder sorgsam unterrichtet. Der Versuch des jetzigen Pastors Burkhardt in Groß-Korbetha im Jahre 1814, die pestalozzische Leseform daselbst einzuführen, wollte nicht gelingen.

Die Schlafsäle zeugen von der größten Reinlichkeit, einerseits durch die unnachläßliche Aufsicht der Frau M. Würker bewirkt, andererseits durch die jährliche dreimalige Weißung des ganzen Gebäudes und die damit verbundene Reinigung der Bettstellen. In allen Theilen des Hauses blickt Ordnung und Nettigkeit hervor.

Das Gebäude, worin die Mädchen wohnen und schlafen, liegt von der Anstalt entfernt. Ein geebneter Fußsteig führt neben den Gebäuden des jetzt königlichen, sonst Klostergutes vorbei. Wie mögen sich die Waisenkinder und ihre Vorgesetzten gefreuet haben, als sie diesen schönen Weg 1819 zum ersten Mal betreten konnten. Früherhin, d. h. von 1817 an, — denn da wurden die Mädchen in das jetzige Gebäude verlegt — mußten alle um das Gut herumgehen, und das täglich mehreremal. Sie waren dabei oft dem fürchterlichsten Winde ausgesetzt. Das Gut hat bei diesem neuen Wege 3 bis 4 Ruthen unbrauchbares Land eingebüßt; die Kinder haben dabei jedes täglich 1000 Schritte gewonnen.

Noch ehe man zum Töchterhaus gelangt, sieht man rechts den Gemüsegarten, der 1811 von dem Gute an die Waisenanstalt abgetreten wurde,

und jetzt ausschließlich von den Knaben unter Aufsicht des Gärtners bewirthschaftet wird.

Mitten im Garten liegt eine große Masse Steine. Diese liegen hier seit 1812. Es war nämlich der Plan, das Waisenhaus bis auf 300 Kinder zu vermehren, und dazu sollte hier ein großes Gebäude errichtet werden, wozu fast alle Baustoffe schon angeschafft waren. Da kam der Krieg dazwischen, und die preußischen Behörden fanden es nicht gerathen, die Anstalt weiter auszudehnen, weil, je größer solche Anstalten sind, desto weniger die Väterlichkeit darin herrschen kann.

Das Töchterhaus sieht nicht so einladend wie das Waisenhaus aus, doch ist es von dauerhafter Bauart. Hier findet man die Mädchen unter Aufsicht einer rechtschaffenen Erzieherin, die sie außer der Schul- und Eßzeit mit Nähen, Stricken und andern weiblichen Arbeiten beschäftigt. Dem Uebelstand, daß es den Schlafsälen an Licht und gesunder Luft ermangelte, wird nun durch einen Umbau abgeholfen worden seyn. Unten im Hause wohnt ein Mann, der mit von Torgau kam, und die Knaben im Exerciren übt, auch sonst Gänge und Besorgungen zu verrichten hat. Außer diesem und der Mädchenaufseherin wohnt hier noch der dritte Lehrer der Anstalt. In diesem Gebäude sind auch die Krankenstuben, eine große Stube für Mädchen, eine dergleichen für Knaben und 2 Stuben für ansteckende Kranke. Eine eigene Pflegefrau ist für die Kranken angestellt.

Dem Rechnungsführer, der die vom Würker an Kindesstatt angenommene älteste Tochter einer andern Schwester seiner Gattin, Rosine Bachmann geheirathet hat, stehen bei seinen Schreibereien einige ältere Knaben zur Seite, und ein Schneider hilft den sonstigen Bedürfnissen an Kleidungsstücken ab.

Ueberblicken wir jetzt die ganze Waisenanstalt, so ist sie eine äußerlich wohl und zweckmäßig eingerichtete Erziehungsanstalt für verwaiſete Kinder, die sich vor mehreren Anstalten ähnlicher Art durch ihre gute Einrichtung, wobei keine Kosten gespart sind, durch ihre Lage auf dem Lande, und dadurch auszeichnet, daß die Knaben am Gartenbau Theil haben. Einige dabei angestellte Beamte sind reichlich, fast alle genüglich mit Einkünften ausgestattet. Der Vorsteher Würker erhielt mit seiner Gattin keinen Gehalt; ihm genügten die Einkünfte seines Pfarramtes nebst der freien Station im Waisenhause für 3 Personen. Jeder Lehrer hat außer freier Wohnung, Beleuchtung und Heizung 250 Rthlr. Die Anstalt verbraucht jährlich 14 bis 15000 Rthlr., was nach den Preisen verschieden ist. Rechnet man Alles in Allem, so kostet jedes Kind jährlich 75 Rthlr. In der Regel werden nur Kinder über 5 Jahre aufgenommen; doch sind auch stets einige kleinere Kinder vorhanden, die im Dorfe sich befinden. Die Knaben werden alle Handwerker, und erhalten während der Lehrzeit Kleider, und bei dem Gesellenwerden die Lossprechungskosten. Für die Kranken ist der Kreisphysicus angestellt, der mit regem Eifer für dieselben sorgt, und im seligen Würker einen Krankenpfleger hatte, wie es deren wenige giebt.

Zwei Jahre verflossen seit dem neuen Zuwachs der Anstalt in tiefer Ruhe und das Institut erfreute sich unter der Leitung Würkers, der 1812 wiederum 2 Pflegekinder, Sohn und Tochter seines verstorbenen Schwagers, des Chirurgen Sturm zu Delitzsch aufgenommen hatte, eines glücklichen Fortganges.

Das verhängnißvolle Jahr 1813 brachte aber auch ihm mannichfache Sorgen, und war für das

unter seiner Leitung stehende, Institut sehr drückend; denn es wurde nicht nur von bedeutenden Einquartierungen heimgesucht, sondern erlitt auch den 19. Octbr. und die darauf folgenden Tage abwechselnd von französischen und russischen Truppen Plünderung, und Erwachsene wie Kinder hatten drei Tage hindurch kein Brot. Der Schade war beträchtlich. Den 10. August 1814 hatte W. das Unglück, bei einem Ritt, zur Besichtigung der Felder des Instituts, vom Pferde zu stürzen und das Schlüsselbein zu brechen, er genaß nur erst nach ungefähr 2 Monaten.

Die Regierungsveränderung im Jahr 1815 verursachte ihm Anfangs hinsichtlich des Instituts mancherlei Besorgnisse und Arbeit; doch hatte er die Freude, in der Folge alle seine Wünsche zum Besten und Gedeihen der Anstalt, von der Regierung zu Merseburg erfüllt zu sehen. Von seinen Obern geachtet und von seinen Untergebenen als Vater geehrt und geliebt, lebte er so ruhig und zufrieden, daß er manchmal äußerte, wenn er noch einmal zu leben anfangen sollte, so würde er sich gerade dieselbe Lage seines bisherigen Lebens wünschen.

Er war übrigens ein Mann mittlerer Größe, hatte schlichte, wenige gräuliche Haare, ein längliches Gesicht, einen niedergeschlagenen Blick, war in einen einfachen Rock gekleidet, etwas unsichern Ganges, das Wohlwollen sprach aus seinem Gesicht und in Reden bediente er sich gleichartiger einfacher Wortfügungen.

Er glänzte nicht durch Anstand, Gefälligkeit, Gewandtheit und Geist; ein einfacher, schlichter Mann von gesundem Menschenverstand, folgte er dem gutem Zuge seiner Zeit, sich mehr hingebend als ihn selber bildend. Er urtheilte über alle Lebens-

verhältnisse sehr richtig, that seinen Behörden oft sehr zweckmäßige Vorschläge, trat aber nie aus seinem amtlichen Kreise heraus, und konnte, weil seine Natur mehr empfangend als bildend war, nicht füglich und mochte noch weniger Schriftsteller werden. Als Geistlicher zeichnete er sich nicht durch Kanzelberedtsamkeit aus, und dies konnte in den letzten 10 Jahren um so weniger der Fall seyn, als ihm sein Vorsteheramt beim Waisenhause fast alle Zeit wegnahm. Er redete aber desto einfacher und herzlicher zu seinen Gemeinden, und hatte durch seine frühere Amtsführung, in der er alle Zeit auf seinen geistlichen Beruf verwandte, sich, man möchte sagen, so vor- und eingearbeitet, daß er mit Segen ohne besondere Vorbereitung predigte. Als Seelsorger leistete er so viel, daß er hierin noch vielen Geistlichen, die *nur* ihr Pfarramt zu verwalten haben, als Muster aufgestellt werden konnte; und das will um so mehr sagen, da seine Gemeinde nicht klein war. Besonders sorgte er für die Kranken, und brachte ihnen mit Gottes Wort zugleich Arznei. Der Waisenhausarzt Dr. Randhan ging mit ihm zu den Kranken, in eignem Wohlwollen und aus Liebe zu Würker. Dieser bezahlte die Arzneien. Wohlzuthun und Freude zu machen, war sein Hauptbestreben; und er konnte diesem seinem Herzensdrange in seiner Lage folgen. Er schloß in sein Wohlwollen nicht engherzig die Seinigen blos ein. Es ist wohl so leicht Keiner beim Waisenhause, der ihm nicht dies und jenes verdankte. Die Schonung, die Nachsicht und das Wohlwollen, was er gegen Einzelne übte, könnte man in gewissen Beziehungen eher zu groß als zu klein nennen. Man könnte hier mehrere Züge von seiner Wohlthätigkeit anführen, wenn dies nicht zu weitläufig wäre. Nur zweier

werde hier erwähnt. Im Jahre 1818 brannte ein Taglöhner in Langendorf ab. Einige Zeit darauf bemerkte Würker auf seinem Kirchwege am Sonntage, daß einige Leute beschäftigt waren, eine Mauer zum neuen Hause aufzuführen. Er ging zu einem davon, und sagte zu ihm: „Ei, ei, das ist doch nicht recht, daß ihr heute hier arbeitet.“ — — „Ja, Herr Magister, es ist ein Liebesdienst. Ich bin Taglöhner, der auch; an den Alltagen kann ich ihm nicht helfen, da muß ich mein Brot verdienen.“ — Würker griff in die Tasche, gab dem Abgebrannten schweigend drei Thaler, und ging nach Hause, ohne einem etwas davon zu sagen. —

Ein Mädchen in Obergreißlau, dem wegen eines Knochenfraßes der eine Fuß abgenommen war, unterhielt er 2½ Jahr, bezahlte für sie alle Arzneien, und verband sie während dieser Zeit täglich. Noch den Sonntag vor seinem Tode verband er eine arme Bauerfrau, die an gleicher Krankheit darniederlag und seit Jahresfrist von ihm unterstützt wurde; aber Niemand, auch seine Verwandten erfuhren nie durch ihn eine seiner vielen wohlthätigen Handlungen.

Im Unterrichtsfache war Würker mit dem, was seit Pestalozzi darin geleistet, nicht vollständig bekannt; er wollte sich frei halten von jeder Schule, nahm das Gute, wie er es kannte, eben fand und brauchte. Darum ist es ganz falsch, ihn mit Pestalozzi irgend zu vergleichen; Würker war für die Welt außer seiner Gemeinde und seinem Waisenhause fast nichts, darin aber sehr viel; Pestalozzi ist unendlich viel in dem Kreise außer Ifferten geworden; in seinen Anstalten konnten seine eigenen Ideen aber am wenigsten allseitig ausgeführt wer-

den, weil ihm das Geschick dazu fehlte. Pestalozzi drückte, wie mancher Andere das gethan hat, die schönen eigenen Kinder in Aberliebe todt, oder vertraute sie Wärterinnen an, die sie auf Steine oder ins Wasser fallen ließen.

Was Würker als Anordner des Ganzen leistete, das war weniger Sache der schaffenden Einrichtungskunst als ein Ergebniß aus der Sache selbst; er ließ *werden*, und somit wollen wir hier auch sein Verdienst nicht zu hoch schätzen. In allen erwähnten Beziehungen möchte Würker zu ersetzen seyn; ja man kann sagen, daß auch das Langendorfer Waisenhaus noch immer hier und da etwas zu wünschen übrig lasse. Doch möchte auch sein Nachfolger in diesem oder jenem der erwähnten Stücke den Vorgänger übertreffen, *in Einem ist Würker unersetzlich*, und dieß ist das *Eine*, was wir als seine Eigenthümlichkeit herausheben müssen: er war wirklich *Waisenvater*. Dies erkannte auch die königliche Regierung zu Merseburg öffentlich an, indem sie unter andern über ihn in ihre Amtsblätter Folgendes setzte:

„Der Zustand, in welchem Würker das ihm anvertraut gewesene Institut hinterlassen hat, ist die schönste Lobrede auf diesen wahrhaft ausgezeichneten, seltenen Mann. Eine lange Reihe von Jahren lebte er mit ungetheilter Seele seinem schönen menschenfreundlichen Berufe; und wenn es außer Langendorf vielleicht wenige Waisenanstalten gibt, welche ihrer Bestimmung in gleich hohem Grade entsprechen; wenn man hier neben der höchsten Sorgfalt für geistige und körperliche Erziehung die größte Anspruchslosigkeit und die rührendste Sitteneinfalt findet: so ist dieses lediglich das Werk

seiner menschenfreundlichen Thätigkeit und seiner wahrhaft väterlichen Liebe."

Wer je selbst in Erziehungsanstalten gelebt hat, der wird es wissen, was es heißt, fremden Kindern Vater zu seyn. Es gibt Erziehungsanstalten, in denen nur 4 bis 8 Kinder sind, wovon für jedes 400 Rthlr. und darüber bezahlt wird; und dennoch geht den Kindern ein Vater ab. Dagegen hatten die 160 Kinder in Langendorf, was auch gewiß wohl Alle anerkennen werden, die seit Würker's Leitung im Langendorfer Waisenhause erzogen wurden, in ihm einen Vater. Alle nannten ihn Vater, und Alle ehrten und liebten ihn als solchen. Jeder Zögling konnte in jeder Noth ihm sein Herz ausschütten, dem es treue Sorge war, daß er das zerbrochene Rohr nicht zerbrach, den glimmenden Docht nicht auslöschte, sondern jenes verband, diesen mit Oel tränkte. Die Liebe und das Zutrauen der Kinder dieses Instituts besaß er aber auch im höchsten Grade und verstand es vollkommen, beides sich schnell zu erwerben. Einst brachte eine Mutter ihr achtjähriges Söhnchen in die Anstalt. Würker empfing es mit gewohnter Liebe und Freundlichkeit. Der Mutter wurde der Abschied von ihrem Sohn sehr schwer, sie weinte bitterlich. Der Knabe aber blieb ruhig und sagte „Mutter ist Dir bange? mir nicht," begleitete sie bis ans Thor und ging leichten Muthes wieder zurück zu seinem nunmehrigen Vater. Seine Stube ward vom frühen Morgen bis zum späten Abend nicht leer von Kindern. Zwei bis drei Knaben halfen ihm bei seinen Arbeiten, andere kamen, um dieses und jenes zu fragen und Rath bei ihm zu holen. War er frei von Geschäften, dann saßen immer eins oder zwei von den Kleinsten auf seinem Schooße, andere hielten ihn umlagert, und

es begann eine Unterhaltung, wie man sie sich nur immer zwischen einem Vater und seinen Kindern denken kann.

Für eine hohe Strafe wurde es unter den Zöglingen gehalten, auf ein oder mehrere Tage aus seiner Stube verbannt zu werden, doch waren Strafen der Art, besonders körperliche Züchtigungen, welche letztere er überhaupt nur bei anhaltender Trägheit und offenbarer Widersetzlichkeit anzuwenden für zweckmäßig hielt, selten bei ihm. Ein Wort, eine Miene, waren in den meisten Fällen schon hinreichend, den Fehlenden von seinem Irrthume zu überzeugen und ein Händedruck von ihm der höchste Lohn für den, der seine Pflicht gethan. Des Sonntags besuchten ihn gewöhnlich die aus der Anstalt entlassenen und in der Nähe in Lehre oder Diensten stehenden Kinder, Festtags auch entferntere und es gewährte ihm nach seinen zwei Predigten und einer Nachmittagsbetstunde, welche er in seiner Parochie jeden Sonn- und Festtag zu halten hatte, Erholung, sich mit ihnen zu unterhalten und mancher der Zöglinge, dem sein Loos nicht aufs Lieblichste gefallen, ging, war väterliche Liebe zu schwach ihm zu helfen, wenigstens getröstet und gestärkt von hinnen. Selbst in der Fremde vergaßen gewesene Zöglinge ihn selten und hin und wieder erhielt er Briefe von ihnen, die aber auch nie von ihm unbeantwortet blieben. Ja, einer unter ihnen, der durch schweres Verschulden sich unglücklich gemacht und sein Vergehen in einer Strafanstalt büßen mußte, schrieb sogar von da aus noch an ihn, und seinem, mit gottähnlicher Liebe erfüllten Herzen schien es nicht zu niedrig, ihm auch dorthin ernst und freundlich zu antworten. Er stand des Nachts, sogar vom eigenen Krankenlager, auf und ging in die 5 Minuten entfernte

Mädchenanstalt, zu den Kranken; er wachte bei schweren Kranken selbst, und richtete seine Liebe besonders auf die, welche derselben am wenigsten würdig, aber darum gerade am meisten bedürftig waren. Er hatte das große Wort aufgefaßt: „ich bin zu den verlorenen Schaafen in Israel gesandt.“ — Selbst solcher Zöglinge nahm er sich noch väterlich an, die aus der Lehre weggelaufen waren, oder die sonst sich schlecht nach dem Austritt aus der Anstalt benommen hatten. Er äußerte darüber, man könne nicht wissen, wann ihre Besserung beginne, und müsse deshalb stets zur Handreichung bereit seyn. Oft ist es ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß er nicht streng genug gegen die Kinder wäre, und daß sie es deshalb überall so gut verlangten. Die Vorwürfe waren aber ungerecht; denn er hielt jedesmal darauf, daß sich die Zöglinge aller Zucht ihrer Meister und Herren unterwarfen. Bei Gelegenheit, daß ein ehemaliger Zögling vom Waisenhause allerlei schlechte Streiche gemacht hatte, äußerte er: „Wir haben uns dessen nicht zu schämen, denn es ist bei Waisenhäusern nicht davon die Rede, welches keine schlechte Zöglinge hat, sondern welches die wenigsten. — Es gibt Kinder, bei denen weder die Liebe noch die Strafe hilft, und darum haben auch beide Arten von Erziehern Recht: die, welche Alles mit der Liebe, und die, welche Alles mit der Schärfe des Schwertes bewirken wollen.“ Es ward ihm darauf entgegnet, daß wohl die richtige Verbindung von Hart und Weich, von Bitter und Süß überall der rechte Ton in der Erziehung sey, was er auch bejahete.

Bei einer andern Gelegenheit, als zwei reisende junge Pädagogen sich darüber geäußert hatten, daß in Langendorf nicht Uebereinstimmung in

der Erziehung herrsche, indem gegen Würker's zarte Behandlung, die, welche bisweilen in den Schulclassen stattfände, einen grellen Abstich bilde, sagte er: „Die Leute haben in ihrer Art Recht; ich möchte es auch anders, aber es geht nicht immer so, und dazu muß ich Gott zuletzt noch danken, daß es so zugeht. Denn wenn das nicht wäre, so müßte ich die letzten 6 Wochen vor ihrem Abgange die Kinder täglich ohrfeigen, mit Füßen stoßen, kratzen, ins Gesicht spucken, und dann zu ihnen sagen: „Seht, wir haben euch bisher viel zu gut behandelt; so geht das nicht in der Welt; jetzt zeigen wir euch, wie es zugeht; so wie wir es nun gemacht haben, so ist es recht. Nun geht hin zu euern Lehrherren und zu euern Herrschaften, und wenn ihr so behandelt werdet, als wir euch in den letzten 6 Wochen behandelt haben, so ist das gut, und ihr habt nirgend darüber zu klagen. Wenn wir dies nicht so machten, und wäre ein Jeder so nachsichtig gegen die Kinder als ich, so würden wir viele Schande an ihnen erleben." — Die Aeußerung war allerdings grell, aber eine große Wahrheit liegt darin.

Als ihn ein würdiger Mann darauf aufmerksam machte, es sey Unrecht, daß alle Waisenkinder ein Handwerk erlernten, man entzöge dadurch dem Lande so viele Hände, antwortete er: „Eigenes Land können meine Zöglinge nicht kaufen, Tagarbeiter fehlen gerade nicht; und dann bin ich bemüht, wie jeder Vater, meinen Kindern ein so gutes Loos als möglich zu verschaffen."

Die Zartheit und Umsicht, mit welcher er Kranke zu behandeln pflegte, bewirkte, daß auch die Bewohner seiner Parochie in den meisten Fällen zu ihm ihre Zuflucht nahmen; er wurde daher

nicht selten der leibliche Arzt seiner Gemeinde. Der Arzneiwissenschaft selbst etwas kundig hatte er stets seine kleine Hausapotheke im Waisenhause und heilte sogar Krankheiten ohne Zuziehung des Arztes, die man für gefährlich hielt, z. B. die häutige Bräune.

Doch wir kommen darauf zurück, daß Würker wirklich der Vater der Waisenkinder war. Erleichtert wurde ihm diese seine Pflicht dadurch, daß er selbst keine Kinder hatte; aber solche Leute, die selbst keine Kinder haben, pflegen auch häufig die kindliche Sprache am wenigsten zu verstehen; oder sie ermüden leicht, und fangen an über Undankbarkeit zu klagen, um damit ihre Lässigkeit und ihren Haß zu entschuldigen. Würker stand auf dem Standpunkte, daß er keinen Dank verlangte, Undankbarkeit nicht achtete. Manche erwachsene Zöglinge liehen bei ihm und zahlten nicht wieder; und doch lieh er von Neuem. Als Einer einst einen Theil wieder abzahlte, freute er sich kindlich über das Worthalten.

Die Väter der Waisenhäuser haben bei einer Masse von vielen Kindern fast tagtäglich unangenehme Vorfälle; bald hat dieser Knabe dies, bald jener jenes gethan: darum werden sie leicht, wie die Aerzte in den Krankenhäusern, hart. Davon war keine Spur bei Würker. Wir wollen ihn deshalb auch nicht vergöttern, es war seine Natur eben so; aber sagen müssen wir es abermals: er war ein Waisenvater, wie man selten einen trifft.

Für Brüderwohl lebte er, und für Brüderwohl starb er auch. Die wahrscheinliche äußere Veranlassung seines Todes ist folgende: Im Januar 1824 wurden aus der Strafanstalt von Groß-Salza 5 Kinder ins Langendorfer Waisenhaus versetzt,

die bald zeigten, in welchen schlechten Umgebungen sie aufgewachsen waren. Würker, als Vorsteher der Anstalt, nahm sie mit der größten Liebe auf, und bat alle Lehrer, sie ja mit Liebe zu behandeln, weil dies bei so verwahrloseten Kindern, die alle Strenge im höchsten Grade erfahren, nur das einzige Mittel der Besserung sey. Als einige hart klagten, sagte er: „Gerade für solche Verdorbene ist unsere Anstalt; die Kranken bedürfen des Arztes und nicht die Gesunden!"

Einige Wochen nach der Versetzung dieser fünf Kinder liefen zwei davon, ohne alle äußere Veranlassung. Ein reitender Bote aber holte sie bald wieder ein. Würker nahm sie so wieder auf, wie der Vater seinen verlorenen Sohn; nur ein Lehrer züchtigte sie wider seinen Willen. Weder die Liebe noch die Züchtigung hatten gewirkt; die zwei Knaben ließen es gegen die andern verlauten, daß sie künftig es würden klüger anfangen, wenn sie wieder wegliefen. Dies geschah auch den 15. Februar 1824. Gegen Abend schickte Würker einige Knaben in das benachbarte Holz, weil er vermuthete, die Entlaufenen hätten sich dort versteckt, um erst in der Nacht die Reise anzutreten. Sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Wahrscheinlich hat er sich in der Nacht oder am Morgen unbemerkt, da nur sein Pflegesohn von 13 Jahren mit ihm in seinem Zimmer schlief, aufgemacht, um vielleicht die Entflohenen zu finden. Man fand ihn den 16. Februar des Morgens vor 7 Uhr todt im Greifelbach, völlig angezogen und mit allen den Sachen versehen, die er gewöhnlich bei sich trug. Der Körper war unversehrt; nur eine kleine Verletzung, wie wenn es eine Streifung am Gesträuch gewesen sey, fand sich bei der linken Schläfe. Er war

an einer 8 Ellen tiefen Stelle des Ufers hinabgestürzt und höchst wahrscheinlich sogleich vom Schlage getroffen worden. An derselben Stelle hatten früher zwei Personen das Unglück gehabt, hinabzustürzen, und unweit davon hatte den 1. Januar 1770 der Catechet und Hülfsprediger des Langendorfer Waisenhauses, Paul Benjamin Gilbert in einem Alter vor 25 Jahren sein Leben verloren. — Alle Mittel, den entschlafenen Waisenvater wieder ins Leben zu rufen, waren vergeblich.

Das Weißenfelser Wochenblatt vom 21. Februar kündigt diesen Todesfall also an:

Würker.

„Der gute Hirte lässet sein Leben für die Schafe."

In dem alten Griechenlande war, zur Zeit der Kreuzzüge, Sofala's Thal vor allen Thälern des Landes durch seine vortrefflichen Heerden bekannt. Freundlich lachte das Thal, friedlich durchrieselte dasselbe der Bach Gruseli; aber es war nicht Baum und Pflanze, nicht Bach und Fels, was den Wanderer vor Allem hier einlud, sondern die wundersame Milde des Hirten zu Sofala, des treuen Urkeros. Lämmer, deren Mütter gestorben waren, oder in den Abgründen der Berge sich verirrt hatten, brachte man nach Sofala, und unter der Obsicht des Hirten Urkeros ward das kranke gesund, das schwache stark. Er kannte keine andere Kunst, als die der große Hirte des Aufgangs gelehrt: den festen Glauben, die treue Liebe und die beseligende Hoffnung. Die Hirten weit und breit wanderten nach Sofala, aber nur die lernten Urkeros Kunst, die seine Liebe besaßen. Die Nähe verehrte diesen Hirten, die

Ferne kannte ihn, und die Führer der Völker sahen auf ihn mit Wohlgefallen. Aber er lebte nur für seine Heerde. Er führte sie auf frische Auen, er tränkte sie mit lebendigem Wasser, er schützte sie gegen die Stürme aus den Meeren, er vertheidigte sie gegen die Wölfe der Wüste. Und wenn die heißen Mittagsstrahlen auf die Auen schienen, so ruhten die Lämmer im Schatten zu seinen Füßen, die kleinen zunächst, alle den Kopf auf den liebenden Hirten gerichtet. Wenn ein Lamm sich verirrte, so suchte er es; wenn es sich im Gesträuch verstrickt hatte, so machte er es los.

„Lange erhalte Gott den Hirten Sofala's!" so sagte Alt und Jung, so erscholl es von nah und von fern. Allein den die Welt nicht beneidet, den beneidet die Natur; damit sie bezeuge, daß Adam's Fall auch sie von Gott entfernt, und damit sie sich für Adam's Sünde an Adam's Kindern räche. Zwei Lämmer von Urkeros Heerde waren verirrt, und als einladend der Mond schien und Urkeros Herz sich nach den Verirrten sehnte, da ergriff er in der Mitte der Nacht seinen Wanderstab, um sie zu suchen. Es schien ihm, als höre er sie rufen; es waren aber nur die Stimmen der Liebe in seinem Innern. Und als er die Gesträuche durchsucht und nicht die Verirrten gefunden, da kehrte er traurig heim. Täuschend schien der Mond auf die Sträucher, schlängelnd wälzte der Bach Gruseli vor steilen Rändern trügerisch seine geringen Fluthen vorbei, die geraden Wege verachtend. Die Natur ist böse in der Nacht; Urkeros sinkt in Gruseli's Fluthen: Sofala's Heerden sind verlassen. Die Verirrten kehren zurück, der Bach wälzt seine Wogen nach wie vor, aber

ach! Urkeros weidet nicht mehr an demselben seine Lämmer.

Der Wanderer verweilt bei der Stätte, und starret trübsinnig in die Fluthen hinab; der Unweise fragt: „Warum denn also?“ — Der Weise spricht: „es ist das schönste Ende, mitten in seinem Berufe sterben;“ — der Christ begnügt sich mit dem: „was Gott thut, das ist wohlgethan;“ und bedenkt, daß des Herren Wege unerforschlich sind. „Du bist über wenig getreu gewesen; ich will dich über viel setzen; gehe ein zu deines Herren Freude!“ —

Als er den 19. Februar auf dem Kirchhofe zu Langendorf beerdigt wurde, gerade beim Aufgang der Sonne, so sangen die Kinder, so weit es Thränen und Schluchzen erlaubten, gewiß alle aus dem Herzen:

„Unerforschlich ist dein Rath,
Gott, wir beten an und schweigen.
Ihn, der uns der Tugend Pfad
Pflegte liebevoll zu zeigen,
Unsern Vater nahmst du, Gott,
Von uns weg; ach, er ist todt!

Sein Gedächtniß bleib' uns werth,
Unvergeßlich seine Liebe;
Ja, was er uns hier gelehrt,
Wollen wir mit reinem Triebe
Immer üben. Gott, gib du
Seiner Asche sanfte Ruh'!“

Am Grabe hielt der Superintendent Schmidt aus Weißenfels eine passende Rede, nachdem die Seminaristen aus Weißenfels mit ihren Lehrern

die Leiche auf dem Kirchhofe mit einem vierstimmigen Grabgesange empfangen hatten. — Am folgenden Morgen fand man seinen Grabhügel von unbekannten Händen geebnet und liebevoll in ein Blumenbeet verwandelt. Jetzt bezeichnet ein einfacher Grabstein den Ort seiner Ruhe, welchen ein gewesener Zögling der Anstalt, der als braver Sattlergeselle das halbe südliche Europa durchwandert und im verflossenen Herbste die Anstalt wieder besuchte, in Gesellschaft einiger noch anwesender Zöglinge, mit Rosen umpflanzte.

Sinniger Wanderer, den sein Pfad oder die Sehnsucht zu dieser theuern Ruhestätte führt, blick auf sie hin mit stiller Wehmuth und frommer Ehrfurcht, und nimm mit heim in dein Haus und Leben ein Herz voll reicher Liebe, bereit zu kämpfen, zu dulden und zu schweigen, auf daß du auch, gleich ihm dem Vielgetreuen, die Krone des Lebens empfahest!

Prinz Eugen,

Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstätt, vormaliger Vice-König von Italien ꝛc.

geb. den 3. September 1781.
gest. den 21. Februar 1824.

Erst in spätern Jahren, wenn die Nachwelt fern von dem Schauplatz unserer neuesten politischen Ereignisse unbefangen Gericht halten wird über unsre Zeiten und ihre Thaten, wird auch der Werth dieses Kriegshelden in das klare Licht gestellt werden können. Jetzt genüge uns so viel, als in der in ihrer Meinung noch getheilten, in ihrem Ueberblick noch beschränkten Gegenwart Schmerz, Liebe und Hochachtung uns zu erkennen gegeben haben. In Wahrheit scheint ihnen zu Folge dieser Fürst im Besitz so mancher trefflichen Eigenschaften gewesen zu seyn und genoß so allgemeine Achtung selbst der Geistreichsten und Erhabensten, daß auch eine erhebende Darstellung seines Lebens sich nicht in das Gebiet leerer Schmeicheleien verliert. Solch eine Schilderung aber enthält die kleine in Augsburg bei Wirth 1824 erschienene Schrift: notice historique sur le Prince Eugène, Duc de Leuchtenberg, Prince d'Eichstaett etc., von welcher in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1824 Nr. 64. eine, jedoch verkürzte, Uebersetzung erschien. Jener gedrängten Biographie, mit Ergänzung des Hinweggelassenen, fügen wir wenige noch sonst aus einigen Werken, als: Prinz Eugen und sein Hof ꝛc.

Dresden bei Hilscher 1824; vie politique et militaire d'Eugène Beauharnois par M. Aubriet, Paris 1824, so wie anderweitige öffentliche Nachrichten bei. Sie alle stimmen, ohne dem gereifteren Urtheile der Zukunft vorgreifen zu wollen, doch darin überein, daß unter allen bisher geschiedenen französischen Helden jüngster Zeit der verewigte Eugen einen ganz vorzüglichen Platz einnimmt und dem auch, als zuletzt anerkannten deutschem Fürsten, von Deutschen eine achtungsvolle Würdigung gebührt.

Der Prinz Eugen war am dritten September 1781 zu Paris geboren. Sein Vater war der Vicomte von Beauharnois, seine Mutter Josephine Tascher de la Pagerie, später Kaiserin der Franzosen. Eugens Vater starb als Opfer der politischen Stürme mit so manchem andern ausgezeichneten Franzosen auf dem Schaffot. Den Tag vor seinem Ende empfahl er noch aus seinem Gefängnisse seinen Sohn dem General Hoche, und Eugen begann unter diesem Feldherrn seine kriegerische Laufbahn. Kurz darauf kam er nach Paris zurück, wo ihn Napoleon, der damals den Oberbefehl in dieser Stadt führte, auf eine vortheilhafte Art kennen lernte. Ein Conventbeschluß verbot damals den Einwohnern von Paris die Aufbewahrung von Waffen; Eugen aber fand den Gedanken unerträglich, sich von dem Degen seines Vaters zu trennen; er geht zu Napoleon, und bittet ihn mit aller Beredtsamkeit, welche kindliche Verehrung einflößen kann, um Beibehaltung dieses kostbaren Erbstücks. Der General wurde von dem tiefen Gefühle des Jünglings hingerissen, und von seiner edlen Denkungsart betroffen. Er umarmte ihn, bewilligte sein Gesuch, und besuchte den andern Tag seine Mutter, um ihr zum Besitze eines solchen Sohnes Glück zu wünschen. Josephinens

Grazie und Liebenswürdigkeit fesselten ihn, und er bot ihr bald darauf seine Hand an.

Napoleon liebte die Kinder seiner Gemahlin, wie wenn sie seine eigenen gewesen wären und sorgte sogleich mit besonderem Eifer für Eugens Erziehung, welche durch die Revolutionsstürme unterbrochen worden war. Als Obergeneral der Armee von Italien berief er seinen Stiefsohn zu sich, und erkannte bald in ihm den Keim jener ausgezeichneten Talente, die er später entwickelte. Nach dem Vertrage von Campo-Formio wurde Eugen mit einem Auftrage nach Corfu geschickt, und wäre auf seiner Rückkehr in Rom beinahe ein Opfer des Volksaufstandes geworden, welcher dem General Duphot das Leben kostete. Im folgenden Jahre machte er mit seinem Stiefvater den glänzenden und abenteuerlichen Zug nach Aegypten. Er war einer der ersten, welche in Malta ans Land stiegen, und entriß dem Feinde mit eigener Hand eine Fahne. Im Feldzug von Aegypten widmete er sich dem Dienste auf das thätigste, und nahm an den heftigsten Kämpfen Theil; am Sturm von Alexandrien, an der Schlacht bei den Pyramiden, dem Aufstand von Cairo, dem Treffen von El-Arisch, der Einnahme von Jaffa, der Belagerung von St. Jean d'Acre und der Schlacht von Abukir. Ueberall entwickelte er seltenen Muth und Besonnenheit. Bei dem ersten Sturme von St. Jean d'Acre wurde er an der Spitze der Truppen von einem Bombensplitter getroffen, und blieb einige Zeit unter dem Schutt einer zusammenstürzenden Mauer liegen.

Eugen kehrte, nachdem er den Gefahren dieses Feldzugs auf eine wunderbare Art entkommen war, mit Napoleon nach Frankreich zurück. Als Rittmeister zeichnete er sich bei der be-

Doch läßt sich zur Ehre der Wahrheit nicht läugnen, daß auch von fern Napoleon sich die Regierung Italiens vorbehielt und daher mancherlei treffliche Veranstaltungen, aber auch manche Gewaltschritte und Härten befehligte, und durch von Frankreich dahin gesendete Minister und Räthe in Ausführung bringen ließ, obwohl den letztern das menschenfreundliche Herz des sonst Napoleon innig anhänglichen Vicekönigs nicht zustimmen konnte. Die Macht war hier stärker als das Rechtsgefühl.

Nach dem Feldzuge von 1805 vermählte sich der Prinz Eugen mit der Prinzessin Auguste Amalie von Baiern, welche Napoleon in seiner Denkschrift die schönste und tugendhafteste Prinzessin seiner Zeit nannte. Aus dieser glücklichen Ehe entsprangen sieben Kinder. Das älteste derselben, die Prinzessin Josephine, ist jetzt Kronprinzessin von Schweden. Später adoptirte ihn Napoleon und erklärte ihn zu seinem Nachfolger im Königreich Italien, legte ihm auch den Titel eines Prinzen von Venedig bei.

Während des Kriegs von 1806 bis 1807 gegen Preußen blieb der Prinz Vicekönig in Italien, um sowohl seine Regierungsanstalten zu befestigen, als Oesterreich, im Falle eines zweifelhaften Benehmens, zu beobachten; ein Theil der italienischen Armee nahm aber an diesem ruhmvollen Feldzuge Theil und zeichnete sich zur Ehre ihres Oberhauptes durch eine treffliche Haltung und Mannszucht aus. Der Prinz Eugen widmete sich indeß fortwährend aufs angelegentlichste seinen Regierungsgeschäften; seine Verordnungen athmen meist die Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit, und einen glühenden Eifer für das öffentliche Wohl.

Im Jahr 1809 schickte Oesterreich nach seiner Kriegserklärung gegen Frankreich, unter Anführung

des Erzherzogs Johann, eine beträchtliche Streitmacht gegen Italien. Der Kaiser Napoleon übertrug dem Prinzen Eugen die Vertheidigung des Königreichs und ernannte ihn zugleich zum Oberbefehlshaber der Armee von Italien, die kaum 40,000 Mann stark war. Die Eröffnung des Feldzugs war nicht zu Gunsten des Vicekönigs; er verlor die Schlacht von Sacile, und so, daß er mit edler Freimüthigkeit selbst erklärte: „Nie wurde eine Schlacht vollständiger verloren.“ Mit der Kraft eines Turenne und Catinat richtete sich jedoch der Prinz von diesem Unfall wieder auf und vergütete den Verlust durch die glänzenden Treffen an der Piave, bei St. Daniel, Darvis und St. Michael, und nun standen ihm die Straßen nach Oesterreich offen. Schnell rückte er gegen Wien vor und warf alle österreichischen Truppen, welche sich ihm entgegen stellten. Dieser ruhmvolle Zug wurde durch die Schlacht bei Raab gekrönt, wo er der österreichischen Armee, unter dem Befehle des Erzherzogs Johann, eine völlige Niederlage beibrachte. Napoleon nannte diesen glänzenden Sieg eine Enkelin des Sieges von Marengo (une petite fille de Marengo), und versicherte zugleich: „Ich wußte wohl, wem ich meinen Degen anvertraut hatte.“ (Je savais bien en quelles mains j'avois remis mon épée.) Einige Tage vor der Schlacht von Raab hatte der Prinz seine Vereinigung mit der französischen Armee auf dem Sömmering zu Stande gebracht. Napoleon, der gerade mit den Vorbereitungen zu der Schlacht von Wagram beschäftigt war, äußerte im Entzücken über diese Nachricht: „Nur Eugen war im Stande, heut' in Bruck anzukommen; nur das Herz kann solche Wunder verrichten.“ (Il n'y avait qu' Eu-

gène, qui fut capable d'arriver aujourd'hui à Bruck; il ny a que le coeur qui puisse opérer ces prodiges). Von nun an rechnete Napoleon den Prinzen Eugen unter seine besten Generale. Kurz darauf nahm er auch einen ruhmvollen Antheil an der Schlacht von Wagram.

Nach dem Frieden wurde der Prinz Eugen zum Lieutenant des Kaisers ernannt und beauftragt, auf seiner Rückkehr nach Italien den Frieden in Tyrol wieder herzustellen. Dieser Zeitraum war einer der glücklichsten im Leben des Prinzen Eugen; er hatte sich einen großen militärischen Ruhm erworben, begann die Früchte seiner Arbeiten zu erndten und sah kurz darauf alle seine Wünsche durch die Geburt eines Prinzen erfüllt. Noch war ihm aber eine schwere Prüfung vorbehalten. Er wurde nach Paris berufen, um dort Zeuge der Scheidung seiner Mutter zu seyn. So peinlich ihm dieses Ereigniß auch war, er trug es mit Zartgefühl, Würde und Selbstverläugnung. Anfangs wollte er sich gänzlich von den öffentlichen Geschäften zurückziehen, opferte aber, durch die inständigen Bitten seiner Mutter, des Kaisers selbst, und durch Familienrücksichten überwunden, seine persönlichen Neigungen demjenigen auf, was er für strenge Pflicht hielt. Von diesem Augenblick an schlug er aber auch jede neue Gunstbezeugung mit der Bemerkung aus, man könnte sie als Ersatz für die Scheidung seiner Mutter ansehen. Jedoch wurde Eugen späterhin, da er nach der Geburt des Königs von Rom nicht wohl Nachfolger in Italien bleiben konnte, von Napoleon zum Erb-Großherzog von Frankfurt und Nachfolger des Fürsten Primas bestimmt, der Kaiser von Oesterreich dagegen beehrte ihn mit dem ungarischen St. Stephansorden.

In Italien überließ er sich nach seiner Rückkehr wieder den gewohnten Geschäften und organisirte die neuen Departemente, welche durch den Wiener Frieden mit dem Königreich vereinigt worden waren und gab während der Mißhelligkeiten, welche damals zwischen dem Kaiser Napoleon und dem römischen Hofe ausbrachen, eine Klugheit, Mäßigung und Redlichkeit zu erkennen, welche beiden Theilen hätte zum Vortheil gereichen können; auch erleichterte er mit eben so viel Menschlichkeit das Loos der Geistlichen, welche sich den Unwillen des Kaisers zugezogen hatten.

Als Zeuge bei der Entbindung der Kaiserin Marie Louise nach Paris berufen wurde er von Napoleon in seine Entwürfe in Betreff Rußlands eingeweiht, und beschäftigte sich von dieser Zeit an mit Bildung eines italienischen und französischen Armeecorps, das im Junius 1812 über den Niemen setzte. Dieses Armeecorps, auch das vierte genannt, erwarb sich während dieses Feldzugs, unter dem Oberbefehle des Prinzen, großen Ruhm in den Schlachten von Ostrowno, Witepsk und an der Moskwa, vorzüglich aber bei Malojaroslawez, wo er allein dem Andrang der ganzen feindlichen Armee widerstand.

Der bald darauf erfolgende Rückzug von Moskau war durch so mannichfaltiges Mißgeschick bezeichnet, daß die Geschichte kaum ähnliche Beispiele darbietet und Napoleon selbst bekannte, diese Prüfung hätte das Maas der menschlichen Organisation überschritten; die Seele des Prinzen Eugen war aber derselben gewachsen; er blieb auch hier, wie er anderswo genannt wird, gleich Bayard, ein Held ohne Furcht und ohne Tadel, denn unter allen Anführern der Armee behielt er allein Energie, Ruhe und unerschütterliche Festigkeit; oft gab

blos seine Unerschrockenheit den entmuthigten Soldaten wieder Vertrauen. Der König von Neapel, Joachim Mürat, von der allgemeinen Abspannung hingerissen, verließ den Oberbefehl der Armee, um in seine Staaten zurückzukehren. Der Prinz Eugen folgte ihm als Lieutenant des Kaisers, und von diesem Augenblick nahm Alles eine andere Gestalt an. Der Vicekönig hemmte den Rückzug, oder vielmehr die Flucht der Trümmer der Armee, hielt sich 26 Tage in Posen auf, beschäftigte sich mit der neuen Organisation seiner Truppen, und gab auf diese Art den Festungen an der Oder und an der Elbe Zeit, sich mit Vorräthen zu versehen und in Vertheidigungszustand zu setzen. Mit einer Hand voll Truppen hielt er den Feind vier Monate lang an den Ufern der Elbe zurück, und gewann dadurch auch dem Kaiser Napoleon Frist, eine andere Armee zu sammeln, und den Krieg noch einmal weit über die Grenzen Frankreichs hinaus zu verlegen. Während dieses bewundernswürdigen Rückzugs hielt er die strengste Mannszucht, und schützte Berlin, obgleich dessen Bewohner ihre Vaterlandsliebe laut und gefahrvoll an den Tag gelegt hatten, vor den Gräueln einer Plünderung. Die Schlacht von Lützen hatte begonnen, ehe er sich noch mit der großen Armee vereint hatte; er eilte daher dem Schlachtfelde zu und trug durch ein kühnes Manövre auf die linke Flanke des Feindes, kräftigst zur Entscheidung des noch zweifelhaften Sieges bei. Er erhielt den Oberbefehl der Avantgarde bis nach Dresden, verfolgte den Feind auf den Fersen, und zeichnete sich vorzüglich in dem Treffen von Colditz und Wilsdruff, so wie bei dem Uebergang über die Elbe aus.

Da indeß Napoleon wegen der Politik Oesterreichs Besorgniß hegte, so wurde der Vicekönig

veranlaßt, nach Italien zurückzukehren, um sich mit der Vertheidigung des Königreichs zu beschäftigen. Alle Mittel waren damals erschöpft, er fand weder Soldaten noch Officiere, es fehlte an Waffen und alle Montirungsmagazine waren geleert; das Genie und die unermüdete Thätigkeit des Prinzen Eugen wußten aber Allem zu steuern. In weniger als zwei Monaten war eine Armee von 40,000 Mann, die allerdings blos aus Conscribirten bestand, an den Grenzen des Königreichs schlagfertig aufgestellt. Der Vicekönig wünschte den Kriegsschauplatz so weit als möglich zu entfernen, und zog über die Alpen, um sich in Illyrien aufzustellen; er erfuhr aber, daß diese Provinz bereits von den Truppen des Generals Hiller besetzt sey, der die 65,000 Mann starke österreichische Armee befehligte. Von nun an faßte der Prinz Eugen den Plan, sich blos auf den Defensivkrieg zu beschränken, und dadurch sowohl den Feind in Schranken zu halten, als seinen jungen Soldaten Gelegenheit zu geben, sich an den Krieg zu gewöhnen. Wahrscheinlich würde es ihm gelungen seyn, sich an der obern Save zu halten, wenn nicht die neue Politik Baierns, das sich von dem Bunde mit Napoleon getrennt hatte, dem Feinde die Straßen von Tyrol eröffnet hätte. Der Vicekönig sah sich dadurch veranlaßt, sich allmälig an den Isonzo und an die Etsch zurückzuziehen. Der Abfall des Königs von Neapel zwang ihn zum Rückzug hinter den Mincio, wo er sich bis an das Ende des Feldzugs festhielt. Seine beiden Gegner stellten ihm eine mehr als dreifache Macht entgegen, und doch schlug er die Oesterreicher in der Schlacht am Mincio, so wie die Neapolitaner unter den Mauern von Parma, und lähmte ihre Unternehmungen für den übrigen Feldzug, einen

der merkwürdigsten in den Annalen der neuern Geschichte.

Doch ungleich mehr als sein militärischer Ruhm zu jener Zeit verdient sein politisches Verhalten die Achtung der Nachwelt. Denn als die Lage Napoleons höchst mißlich zu werden anfing, faßte man — wofern diese Nachricht authentisch ist — das Project, zu Beschleunigung seines Falls, den Vicekönig durch Anerbietung einer Krone zu gewinnen. Der Prinz T. war erwählt, um ihm diesen Vorschlag zu thun, erhielt aber diese treffliche Antwort: „Der Kaiser Napoleon hat von mir den Eid der Treue empfangen und so lange er mich nicht dessen entbindet, werde ich ihm auch treu bleiben! Ich weiß mein bevorstehendes Schicksal nicht voraus, aber ich kenne meinen Schwiegervater, und was sich auch begeben mag, sicherlich wird er seinen Schwiegersohn lieber als einen einfachen aber rechtlichen Privatmann wiederfinden wollen, als auf einem Throne sitzen sehen mögen, den er durch Meineid und Verrätherei erkauft hat." (l'Empereur Napoléon a reçu mes sermens et tant qu'il ne m'aura pas dégagé je lui serai fidèle! J'ignore le sort qui m'est reservé; mais je connois mon beaupère et quoi qu'il arrive, je suis sur, qu'il aimera mieux retrouver son gendre simple particulier mais honnête homme, que de le voir assis sur un trône acheté par le parjure et la trahison.) So ganz sind auf ihn anwendbar die durch jenen gleichzeitig erschienenen Aufruf rühmlichst bekannten Worte: Ehre und Treue!

Nachdem der Sturz und die Abdankung Napoleons die Auflösung des Königreichs Italien herbeigeführt hatten, so endigten sich damit auch die Aufträge und Vollmachten des Vicekönigs. In Mailand brach gleichfalls ein Aufstand aus, und

einige Parteisüchtige setzten eine revolutionäre Regierung ein. Da der Prinz Eugen unter diesen Umständen nichts mehr für das Wohl der Völker Italiens wirken konnte, so verließ er mit Bedauern das schöne Land, in welchem er deutliche Spuren seines Genies, seiner tiefen Einsicht und seiner Liebe für die Menschheit zurückgelassen hatte, doch sich in Hinsicht der allgemeinen Stimmung zu seinem Gunsten bitter getäuscht sah. Wilder Volksaufstand, welcher dem Finanzminister Pirna eine traurige, schmachvolle Todesart bereitete und die erfahrungsreiche Reise, die er nun antreten mußte, besonders durch Tyrol, beweisen dies nur zu deutlich. Er begab sich nach München mit dem Entschlusse, von nun an daselbst in Ruhe zu leben, und sich blos mit dem Glück seiner erlauchten Gemahlin und mit der Erziehung seiner Kinder zu beschäftigen.

Von München eilte er auf die dringende Aufforderungen seiner Mutter und seiner Schwester nach Paris. Hier fand er die freundlichste Aufnahme in der Königsburg der Bourbone, wo er sich unter dem bescheidenen Titel eines Generals Beauharnois hatte anmelden lassen. Ludwig XVIII. umarmte den Helden mit den denkwürdigen Worten: „Sie haben einen Vater verloren. Wenn Sie Eines bedürfen, so kommen Sie zu mir, meine Arme sind für Sie offen! (vous avez perdu un père, si vous en avez besoin, venez chez moi, mes bras vous sont ouverts!) Besonders erwarb er sich den hohen Beifall des Kaisers Alexander, der ihn seinen würdigen Freunden beizählte, und ihm eine huldvolle Zuneigung sichtbar werden ließ, die sich nicht auf bloße Worte beschränkte; denn der mächtigen Verwendung dieses Monarchen bei den übrigen hohen

Alliirten verdankte der Prinz Eugen die Erhaltung seiner Dotationen in Italien, welche den beträchtlichsten Theil seines hinterlassenen Vermögens ausmachen. Wir tragen um so weniger Bedenken, diesen Umstand, welcher dem Kaiser Alexander so sehr zur Ehre gereicht, hier anzuführen, da der Prinz selbst seine Verpflichtungen gegen denselben in dieser Beziehung öffentlich an den Tag legte. Für eine so edle Seele, wie die seinige, war die Dankbarkeit keine Last.

Die Landung Napoleons und die Revolution des 20. März setzten den Prinzen Eugen einige Zeit in eine sehr peinliche und schwierige Lage; er wußte sich indessen dabei mit aller Klugheit und Würde zu benehmen, daß ihm die allgemeine Achtung zu Theil wurde. Er kehrte von Wien nach München zurück, wo ihm der König, sein Schwiegervater, den Titel als Herzog von Leuchtenberg ertheilte, und ihn fortwährend mit Beweisen einer wahrhaft väterlichen Zuneigung überhäufte. Der Prinz Carl, zweiter Sohn des Königs, schloß sich gleichfalls mit einer Freundschaft an ihn an, deren Bande sich täglich bei der näheren Kenntniß der gehaltvollen Eigenschaften seines Schwagers fester knüpften.

Damals hatte bekanntlich fast alle Deutschen eine beinahe fieberhafte Abneigung gegen die Franzosen ergriffen, die nicht selten diejenigen, welche besonders davon entbrannt waren, zu ungerechten und grausamen Aeußerungen veranlaßte. Der Prinz Eugen hatte unter diesen Verhältnissen viel zu leiden; aber die Zeit großer Unternehmungen und edler Arbeiten war für ihn vorüber. Als strenger Beobachter seiner Pflichten setzte er seinen ganzen Ruhm in die Erfüllung derjenigen, welche ihm als Vater und Gatte oblagen. Bei dem Ent-

schlusse, Alles der Erreichung dieses Ziels zu opfern, ertrug er jenes Ungemach mit muthiger Hingebung. Es gelang ihm indessen bald, allen Verdacht niederzuschlagen; sein rechtliches und offenes Betragen, seine liebenswürdigen und wohlwollenden Sitten und die ihm ganz eigenthümliche Güte gewannen ihm allgemeines Vertrauen. In seinem Hause aufs innigste verehrt, von der königlichen Familie geliebt, von allen Baiern hochgeachtet und von ganz Europa geschätzt, konnte der Prinz Eugen, frei von Ehrgeiz, mit dem Bewußtseyn eines reinen Gewissens ausgestattet, voll Jugendkraft und Gesundheit, einer langen und glücklichen Zukunft entgegen sehen; die Vorsehung hatte es aber anders beschlossen.

Im Anfange des Jahres 1823 litt er die ersten Anfälle der Krankheit, der er alsdann unterlag. Die Heftigkeit derselben versetzte ihn schon damals an den Rand des Grabes; der Himmel vergönnte ihm aber die Wiedergenesung zum Genusse der süßesten Belohnung, die einem würdigen Leben zu Theil werden kann, zu dem Blick auf die allgemeine Rührung und Theilnahme, welche sein Zustand erweckt hätte. Dieser Ausdruck der öffentlichen Stimmung bei einem, in seinen Aeußerungen sonst ruhigen und zurückhaltenden Volke gewährte dem Prinzen Eugen vielleicht den schönsten Augenblick seines Lebens.

Leider war die bei seiner Wiedergenesung empfundene Freude nur von kurzer Dauer. Nach zwei Monaten stellten sich neue Anfälle ein, die durch eine hinzugetretene Lähmung höchst bedenklich wurden. Vergebens kämpfte der Prinz mit aller Kraft einer starken Natur und einer Seele voll Energie gegen diese Krankheit, er entschlief am 21. Februar 1824, jedoch sanft in den Armen

seiner innigst geliebten Gemahlin, denn noch eine halbe Stunde vor seinem Tode fragte ihn die innig besorgte hohe Lebensgefährtin: „Empfinden Sie, lieber Freund, einen Schmerz?“ (est ce que vous souffrez mon ami?) worauf er mit seinem letzten Worte: non! erwiederte. Bald darauf befielen ihn Krämpfe, unter denen er still und ohne Anschein besonderer Leiden verschied, wie denn auch im Tode sein Angesicht unentstellt und in der ihm eigenthümlichen Anmuth sich gleich blieb.

Drei Tage vor seinem Ende hatte er seinen letzten Willen aufgesetzt, auch mit frommer Ergebung die letzten Tröstungen der Kirche empfangen und zur Erfüllung dieser feierlichen Pflichten Augenblicke erwählt, wo er allein war, um seiner Familie den ganzen Umfang der ihm drohenden Gefahr zu verbergen. Ueberhaupt war er sein ganzes Leben hindurch, bis zu seinem letzten Augenblicke, mehr mit Andern als mit sich selbst beschäftigt.

Bei der Nachricht von seinem Tode verbreiteten sich Trauer und Bestürzung sowohl in München als in ganz Baiern. Die Unglücklichen verloren eine Stütze, die Künste einen einsichtsvollen Beschützer; die Menschheit verlor an ihm einen ausgezeichneten und, was noch mehr sagt, einen wahrhaft edlen Mann. Wer möchte den Kummer und die Schmerzen seiner erlauchten Wittwe schildern, die nur durch die Fassung und fromme Ergebung dieser tugendhaften Fürstin in etwas gemildert werden konnten! Sie hat als Mutter und Vormünderin von fünf Kindern noch viele Pflichten zu erfüllen, aber ihr Leben bleibt für immer getrübt. Der so liebenswürdige, nun auch ihm in die Ewigkeit nachgeeilte König von Baiern, welcher den Prinzen Eugen wie einen Sohn liebte, der Prinz Carl, dem er ein brüderlicher Freund

wesen, waren bei seinem Tode untröstlich. Denn
s der König diese traurige Nachricht erhielt, äu-
erte er gegen seinen ersten Arzt: „Ich verliere
einen trefflichen Sohn und meinen besten
Freund!“ und als die Anstalten zur feierlichen
ichenbestattung berathschlagt werden sollten, rief
r Monarch unverzüglich aus: „Ich befehle,
aß er ganz so beerdigt werde, als wäre
mein eigener Sohn gewesen!“

Der Verblichene war einer von den Männern,
unter einem einfachen und bescheidenen Aeußern
en selten so trefflichen Character und hohe Ta-
te verbergen. Aufrichtigkeit, Gewissenhaftigkeit,
enschlichkeit, Liebe zur Ordnung und Gerechtig-
t bildeten die Grundlage seines Characters.
eise im Rathe, unerschrocken im Kampfe, ge-
ßigt in Ausübung der Gewalt, zeigte er sich
mals größer als im Unglücke, wie die Ereig-
se von 1812 und 1814 bewiesen; freundlich und
hlwollend gegen Jedermann, hatte seine Seele
ne Ahnung von Haß oder von Neid; er war
mer nachsichtig, immer geneigt die Fehler An-
er zu entschuldigen. Nie setzte er eine schlechte
sicht voraus, nie gab er der Schmähung Ge-
. Im Wohlthun zeigte er sich unerschöpflich,
o selbst große Entfernung setzte ihm hier keine
hranken. Eben so gleichgültig gegen die Ge-
igkeiten der höchsten Gewalt, wie gegen die Volks-
nst, trieb er vielleicht die Bescheidenheit und Selbst-
läugnung zu weit, verachtete Verleumdung und
d es unter seiner Würde, sich eine Partei zu ma-
n. Bei dieser Unzugänglichkeit für den Partei-
t wußte er indessen das, was gut und gerecht,
n so zu schätzen, wie er dasjenige verabscheute,
s, von welcher Seite man es ihm auch darstellen
chte, ungerecht und unedel war. Auf diese Art

vereitelte er die unsinnigen Entwürfe der Einen, und die gehässigen Absichten der Andern. Seine großmüthige Seele neigte sich immer zu dem, was gut, edel und nützlich ist. Wenige große Männer möchten, so wie er, mit gleichem Erfolg ihr öffentliches und ihr Privatleben zur Prüfung vorlegen können. Wohl werden auch an ihm manche menschliche Schwächen und Irrungen aufzuzählen seyn; doch empörte Jedermann ein Artikel, der kurz nach dem Ableben dieses Fürsten in dem französischen Zeitungsblatte Etoile aufgenommen und mit niedrigen Verleumdungen und unedlen Schmähungen gegen das Andenken dieses edlen Prinzen angefüllt war. Zum ersten Male seit vielen Jahren sah man Männer von der entgegengesetzten politischen Denkart in einem Gefühle sich vereinigen, in dem Gefühle eines gerechten Unwillens. Auch ist achtungsvoll zu bemerken, daß kein deutsches Blatt sich durch Uebersetzung dieses abgeschmackten Products entwürdigen wollte und die Lüge und Bosheit die Wahrheit und Tugend in ihrem eigenthümlichen Glanze zu verdunkeln vergeblich bemühet waren. Denn aus dem Drange der politischen Stürme trat er rein und untadelhaft hervor, und sein Ruf erhebt sich jetzt wie ein strahlender Leuchtthurm mit Hinweisung auf den Schiffbruch so manches andern glänzenden Namens, und zur Aufdeckung der zu vermeidenden Klippen für diejenigen, die nach ihm kommen werden.

Carl Ferdinand Suadicani,

gl. dänischer Etatsrath, Doctor der Medicin, Leib-
zt des Landgrafen Carl von Hessen, Physicus der
tadt Schleswig und des Amtes Gottorf, Ritter vom
anebrog.

geb. den 17. December 1753.
gest. den 22. Februar 1824.

ward geboren in Preez, im Herzogthum Hol-
, wo sein Vater Rudolf Ferdinand Suadicani
heirathet mit Margaretha Dorothea Christiane
Lucas aus Preez) Arzt und Apotheker war.
n Großvater, eines Rectors Sohn aus Lauffen
Nürnberg, war im Jahr 1710 aus seinem Ge-
tsorte als Provisor in die Preezer Apotheke
mmen, deren Besitzer er späterhin wurde. Nach-
unser Suadicani, nach frommer Väter Weise,
g und gottesfürchtig erzogen, den Schulunter-
t seines Geburtsorts fleißig benutzt hatte, wurde
ach der Confirmation in seinem 16. Jahre zum
tor Dunkel in Kiel in Pension gegeben, um sich
h dessen Unterricht auf die Universität vorzube-
en. Er muß ungewöhnliche Fähigkeiten ent-
kelt haben, weil er schon Michaelis 1770 in dem
damalige Sitte noch frühen Alter von 17 Jah-
, als Studiosus der Medicin in Kiel immatri-
rt wurde. Hier hörte er Kannegießer, Struve,
rmann und Kerstens, wohnte mit Georg Hein-
Weber (dem jetzigen Etatsrath und Professor
ber in Kiel) auf einer Stube, und blieb auch,

als er 1772 Kiel mit Göttingen vertauschte, wo er unter Richter d. ä., Vogel, Matthiä, Murray, Wrisberg und Richter d. j. 2 Jahre studirte, dessen treuer Freund. In Göttingen promovirte er 1774. Mancher Zug des kecken Jugendmuthes aus diesen goldenen Tagen des academischen Treibens lebt noch in dem Munde seiner Mitgenossen und Freunde, doch keiner, dessen sich auch der Greis zu schämen hätte. Manche zu wilde Ranke der üppig wuchernden Kraft hat der weise Gärtner des Lebens beschnitten, auf daß der Baum Blüthen tragen könne und Frucht.

Im Jahr 1774 kehrte Suadicani in seinen Geburtsort Preez zurück, um dort seine Kunst ein- und auszuüben. Aber, sey es, daß er sich hier in das bürgerliche Leben mit all' seinen Ecken und Haken noch nicht finden konnte, fügen mochte, sey es, daß er als ein Jünger äskulapischer Kunst noch kein Zutrauen fand, oder das bekannte Sprüchwort von den Propheten im Vaterlande mit bestätigen sollte, — es wollte in Preez nicht gehen und er folgte im Jahr 1778 einem Rufe als zweiter Arzt nach Glückstadt, der ihm doppelt heilbringend wurde, indem er hier 1780 in der Tochter des Obersachwalters Wiebel, Maria, welche von allen, die sie gekannt haben, als ein Muster in den stillen Tugenden der Häuslichkeit gepriesen wird, eine treue Lebensgefährtin fand. 1782 endlich wurde er in einen, seinen Kräften und Wünschen angemessenen Wirkungskreis versetzt, indem er das Physicat Segeberg, zu welchem damals auch Oldesloe, Neumünster, Bramstedt gehörte, und mit diesem eine sehr ausgebreitete Praxis erhielt, in welcher er sich bald den Ruf ausgezeichneter Geschicklichkeit erwarb und reiche Erfahrungen zu sammeln Gelegenheit hatte.

Mir ist unbekannt, ob es diese Celebrität, oder die Empfehlung des berühmten Hensler, der Suadicani's väterlicher Freund und Berather damals war, und, so lange er lebte, blieb, oder persönliche Bekanntschaft war, welche den damaligen Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg bewog, ihn 1793 als seinen Leibarzt, an die Stelle des verstorbenen Hensler, des Sohnes des ebengenannten, nach Augustenburg zu berufen. In dieser Eigenschaft machte er mit der herzoglichen Familie 1795 eine Reise nach Copenhagen, wo er das Glück hatte, bei der Krankheit eines Mitgliedes der königlichen Familie zu Rathe gezogen und demselben durch seine Hülfe nützlich zu werden. Dieses verschaffte ihm den Rang eines Justizraths und königlichen Leibarztes, und im Jahre 1796 begleitete er den Kronprinzen auf einer Badereise als Arzt, von welcher Zeit an er sich dessen besonderen gnädigen Vertrauens und ausgezeichneter Gunst zu erfreuen hatte. Im Jahr 1798 traf ihn der harte Schlag, seine geliebte Maria zu verlieren, nachdem sie ihm 6 Kinder geboren hatte, wovon noch 4 am Leben sind. Im Jahr 1801 reis'te er wieder im Gefolge des jetzigen Königs, damaligen Kronprinzen in die Bäder, und machte in demselben Jahre über das Driburger Wasser einen kleinen Aufsatz im Hufelandschen Journal bekannt, worin er, gleichzeitig mit Brandis, dem damaligen Badearzt, die trefflichen Wirkungen dieses ausgezeichneten Eisenwassers darlegte. Außer dieser Abhandlung hat er noch später in derselben Zeitschrift einen Aufsatz über die Wirksamkeit der Anagallis zur Vorbeugung und Heilung der Wasserscheu, worin er derselben specifische Kräfte gegen diese schreckliche Krankheit nachrühmt, durch den Druck bekannt gemacht.

Bald nach seiner Zuhausekunft von der Badereise wurde Suadicani als Leibarzt des Landgrafen Carl von Hessen und dessen Gemahlin, so wie als Physicus der Stadt Schleswig und des Amtes Gottorf, nach Schleswig versetzt und 1802 zum Etatsrathe, so wie 1809 zum Ritter vom Danebrog ernannt. Hier verehelichte er sich zum zweiten Mal mit Johanna Petri, Tochter des Ober- und Landgerichtsadvocaten Petri, mit der ihn die innigste gegenseitige Zuneigung verband. Sie gebar ihm acht Kinder, von welchen noch sechs am Leben sind, und wurde 1819 das Opfer einer schweren Entbindung von Zwillingen. Diesen Verlust hat er nicht verschmerzt. Seine Gemüthsstimmung änderte sich seit jener Zeit auffallend und besonders, wenn die Zeit ihres Todes wiederkehrte, war der sonst so lebensfrohe Mann in sich gekehrt und schwermüthig, und bemerkte die kleinen körperlichen Uebel, welche sich in Begleitung des herannahenden Alters auch beim Stärksten einzufinden pflegen, mit hypochondrischer Aufmerksamkeit; da doch dem unbefangenen Beobachter, außer einer zunehmenden Schwerhörigkeit und ihren natürlichen Folgen für den geselligen Verkehr, keine Schwächen des Alters an ihm bemerkbar waren. Im letzten Winter seines Lebens wurde er von Rückenschmerzen befallen, die er selbst von einem Verheben, vielleicht irrig, ableitete und die ihn sehr beunruhigten. Mancherlei Sorgen anderer Art bewegten um dieselbe Zeit sein Gemüth und nagten an seiner festen Gesundheit. Am 15. Februar 1824 wurde er in seinen Berufsgeschäften mit einem starken Schüttelfrost befallen, mußte sich, als er zu Hause kam, gleich legen und ein heftiges Fieber rang mit dem Tode um die willkommene Beute. Mancherlei schmerzliche Erinnerungen aus seinen letzten Lebens-

tagen zogen als finstre Schatten durch die Nebel seiner kranken Phantasie, bis endlich die Mitternachtsstunde des 22. Februars, die irren Träume seiner Krankheit verscheuchend, auch über dem längern Traum des Lebens die Sonne zum ewigen Erwachen aufgehen ließ. Daß er das nahe Ende seiner irdischen Laufbahn ahnungsvoll schon im Anfange des Januars vorher gesehen hattee, ließ sich aus einem Blatte schließen, welches sich in seinem Krankentagebuche vorfand, am 5ten Geburtstage seines jüngsten Lieblings geschrieben war und seinen letzten Willen, rücksichtlich seiner Bestattung und seiner lieben Kinder enthielt. Sein Alter brachte er auf 70 Jahre und 65 Tage.

Mangelten dem Leben, das diese 70 Jahre umfaßten, gleich große, merkwürdige Ereignisse, so muß man es doch reich nennen an innerer Kraft und Tüchtigkeit, segensreich an gemeinnützigem Wirken für die Menschheit. Und dieses ist es, was es den Nachlebenden zum Bedürfniß, ja zur Pflicht macht, das Andenken eines solchen Mannes wenigstens für das Gemeinwesen, welches ihm die Förderung so mancher trefflichen Anstalt, für die Tausende, die ihm Leben und Gesundheit verdanken, dankbar ehrend zu erhalten. Möge es, nach dieser Aufzählung seiner äußern Lebensereignisse, mir noch vergönnt seyn, in einigen Zügen anzudeuten, wie Suadicani in den erwähnten Verhältnissen zu seinem Berufe und dessen Ausübung zur Gesellschaft und zum Staate erschien.

Als Arzt in der Schule Friedrich Hofmanns und Stolls gebildet, war er den Lehren dieser großen Männer besonders zugethan, ohne daß jedoch dem mit so reicher Erfahrung Ausgestatteten die Schule Fesseln angelegt hätte. Er folgte vielmehr am Krankenbette eben dieser Erfahrung und dem

einzig sichern Wege der Natur, deren stilles Walten er mit Aufmerksamkeit verfolgte. Zahlreiche sogenannte glückliche Curen sprachen auch bei ihm dafür, daß dieser Weg der allein wahre und des Arztes würdige sey.

In den letzten 10 Jahren nahm er, der so manches Meteor am Himmel der Theorie hatte aufsteigen und verschwinden gesehen, durch eigenes Studium weniger Notiz von den neuen Erscheinungen in der Medicin, behielt jedoch bis an sein Ende ein unvermindertes Interesse für alle wirklichen Bereicherungen seiner Wissenschaft. Am Krankenbette war er bestimmt und streng in seinen Vorschriften, wohl wissend, was er verlangte und überzeugt, daß Unterordnung des Willens des Kranken unter den des Arztes eine zur Heilung nothwendige Bedingung sey. Wenn er bisweilen rauh schien, so lag dies vielleicht in zufälliger Gemüthsverstimmung, der der vielbeschäftigte, mühbeladene Arzt auch beim besten Willen nicht immer entgehen kann, vielleicht auch wohl in der Nothwendigkeit, bisweilen ungebührliche Ansprüche an seine Dienste in ihre Grenzen zurück zu weisen. Hätte ihn eine Ungerechtigkeit der Art übereilt, so wird er sie gewiß bald durch Wort und That wieder gut gemacht haben. In seinem Betragen war er gegen Geringe und Vornehme, gegen Arme und Reiche völlig gleich und er ging mit derselben, ja wohl mit größerer Bereitwilligkeit zu jenen wie zu diesen, und wo wirkliche Noth war, da gab seine milde Hand auch mehr als Recepte. Dieser ihn auszeichnende Sinn für Wohlthätigkeit, der ihn zur Unterstützung einzelner Nothleidender trieb, verläugnete sich noch weniger, wo es auf die Förderung größerer und gemeinsamer gemeinnützigen Anstalten ankam. Hier war er nicht nur selbst der

Bereitwilligste zu geben, sondern, was mehr werth ist, auch Andre zum Geben anzuspornen und durch Rath und Leitung das Werk zu fördern, scheute er keine Mühe. Schleswigs Arme werden in ihm einen ihrer treuesten Freunde vermissen, und was er für die Anstalten, denen er mit vorgesetzt war, für das Marien- und Freimaurerhospital, für das Taubstummeninstitut, in dessen Direction er 1810 trat, für das Irrenhaus, dessen Gründung und Förderung sein Werk ist, theils durch eigenen Rath und That, theils durch seine viel geltende Verwendung gethan hat, das werden diese Anstalten dankbar zu schätzen wissen. Was er als Freimaurer gewirkt hat, das ist uns unbekannt. Es läßt sich vermuthen, daß er auch hier, wo die Förderung der großen Sache der Menschheit der edle Beruf seyn soll, sein Licht nicht wird unter den Scheffel gestellt haben.

Wenn wir nun fragen, was war der Character des Mannes, durch den so viel Tüchtiges beschafft ist? so müssen wir eben auf diese seine Thätigkeit und die ihn überlebenden Denkmäler derselben verweisen. Sie thun schon kund, daß die Richtung seines Geistes, wie es sich auch für den Arzt und Geschäftsmann wohl eignet, mehr nach Außen ging. In seinem festen und starken Körper, der ihm, bis wenige Jahre vor seinem Tode, eine ungeschwächte Gesundheit und die Munterkeit und Kraft des Jünglings erhielt, wohnte ein fester Wille, der, als die vorherrschende Aeußerung seiner Seelenkräfte durch einen tüchtigen Verstand unterstützt, ihn für die Thätigkeit des bürgerlichen Lebens trefflich ausgerüstet hatte. Aber auch mit einer lebendigen Phantasie hatte ihn die Natur freigebig beschenkt und ihr verdankt er wohl das poetische Talent, den Witz und die geselligen Gaben,

die seinen Freunden den Umgang in seinem gastfreien Hause zum Genuß machten, besonders ehe in den letzten Jahren sein abnehmendes Gehör ihm weniger an allgemeiner Unterhaltung Theil zu nehmen verstattete und der Verlust seiner Gattin ihn niederdrückte. Von seinen Gedichten, meist heitern Inhalts und, bei der Gabe leichter Versification, die er in hohem Grade besaß, meist Geburten augenblicklicher Stimmung, tragen die meisten den Stempel des Genies und es würde seinen zahlreichen Freunden gewiß lieb seyn, wenn eine freundliche Hand sie für diese in einen Strauß sammelte. Auch manches tief gefühlte Lied zeigt, daß dem Weltmanne die ernsten Stunden der Einkehr in sich selber von dem Geräusche der Welt, der frommen Betrachtungen einer zu Gott gewendeten Seele nicht fremd waren. Und hier fordert es die Gewissenhaftigkeit des Biographen, selbst wenn er nur eine Skizze liefert, als einen Schlußstein dieser Skizze, auch das Innerlichste im Menschen, die Religiosität meine ich, wie sie sich in unserm Freunde offenbarte, mit derjenigen Scheu zu berühren, mit der wir uns dem Vorhange des Allerheiligsten nähern, mit derjenigen Bescheidenheit anzudeuten, die dem Menschen vor allem geziemt, wenn er es sich erlaubt, in die geheimen Tiefen eines fremden Herzens, die Gott allein kennt, sich zu versteigen. Wir müssen hier wieder bei Suadicani nur sagen: Seht auf seine Werke und nicht auf seine Worte! So wie Suadicani unter der rauhen Außenseite seiner Reden und seines Benehmens meist ein tiefes und leicht verletztes, weiches Gefühl zu verbergen suchte, wie dies öfters bei Menschen von kräftiger Natur der Fall ist, die sich schämen ihr Mitgefühl bemerklich zu machen: so war sein scheinbarer Indifferentismus in religiösen Dingen — und es mag

Vielen, gerade der Gebildeten, eben so gehen — hervorgegangen aus einer Art Oppoſition gegen jene Exceſſe der vorherrſchenden Gemüthsanſicht des Chriſtenthums, die uns in ſo manchen monſtröſen Erſcheinungen der Zeit als Heuchelei, Frömmelei und Fanatismus, bald Ekel, bald Grauſen erregend entgegen treten. Er zog ſich zurück in die Tiefen ſeiner Bruſt mit ſeiner Religion und das inbrünſtige Gebet: ich glaube Herr, hilf meinem Unglauben! — wird nicht verworfen; die für das Wohl ſeiner geliebten Kinder am Vorabende ſeines Todes zu Gott emporgehobenen gefaltenen Hände wird der Tröſter der Waiſen geſehen haben und ſeinen Segen nicht verſagen.

Dr. Blasius Merrem,

kurhessischer Hofrath und ordentlicher Professor der Naturgeschichte und Cammeralwissenschaft, Director des zoologischen Museums und der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde zu Hanau, der naturforschenden Gesellschaft zu Halle, der Gesellschaft zur Beförderung der gesammten Naturwissenschaften zu Marburg, der botanischen Gesellschaft zu Regensburg, der mineralogischen Gesellschaften zu Jena, Dresden und Freiberg, der herzoglich Sachsen-Gothaischen Societät der Forst- und Jagdkunde zu Waltershausen, der kurhessischen Zeichnungs-Academie zu Hanau und der Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste zu Frankfurt Mitglied, der königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin und der königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen Correspondent.

geb. den 4. Februar 1761.
gest. den 23. Februar 1824.

Wir theilen über diesen besonders als Naturforscher ausgezeichneten Gelehrten zu desto größerer Authenticität seine von ihm selbst verfaßte Lebensbeschreibung mit, wie sie in Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte 18. Bd. aufgezeichnet steht. Dieser höchst naiven Darstellung sind nur noch die wenigen Notizen beigefügt, welche das Wagnersche Programm zum Andenken Merrem's enthält. Aus ihnen beiden läßt sich füglich ein, wenn auch nicht ausführliches, jedoch ziemlich klares Bild des Mannes

entnehmen, dessen Jugendbildung und vielseitige Geistesfortschritte manche heilsame Lehre ungesucht darbieten und die Hochachtung gegen den Verewigten ungleich erhöhen. Er beginnt also von sich zu erzählen:

„Ich bin am 4. Februar 1761 zu Bremen geboren. Mein Vater, Johann Theodor, war ein höchst rechtschaffener, thätiger und gebildeter Kaufmann, verehelicht mit Maria Berg, einer Enkelin des Aeltermanns Blasius Reuter, und so wie sein älterer Bruder, der Aeltermann Daniel Merrem, Associé desselben, wodurch die Handlung die Firma erhielt: Blasius Reuter und Gebrüder Merrem. Da ich der älteste unter meinen eilf Geschwistern, mein Oheim ohne Kinder war, und mein Aeltervater selbst mich zur Taufe gehalten hatte, so war der Wunsch und die Erwartung, daß ich einmal auch Kaufmann und in die genannte Handlung eintreten würde, sehr natürlich und gerecht. Gleichwohl sollte ich wissenschaftlich gebildet werden und man zog dazu den Privatunterricht vor. Im vierten Jahre wurde ich daher mit drei andern Knaben von ungefähr gleichem Alter, von denen indeß nur noch der Doctor und Senator A. G. Denecken in Bremen lebt, einem Candidaten zum Unterricht übergeben, bei welchem wir täglich sechs Stunden zubrachten; überdem hatte ich mit diesem mir so lieben und theuern Freunde, dessen Aeltern den meinigen gegenüber wohnten, gemeinschaftlichen Unterricht im Schreiben und Rechnen, und ich schon früh besonders im Zeichnen. Bei dieser Gelegenheit muß ich die Methode meines seeligen Lehrers Berkenkamp rühmen. Unerachtet ich noch so jung war, ließ er mich einige Monate hindurch, und so lange nichts wie Ovale zeichnen, bis ich sie fehlerfrei zeichnen konnte und nachher Köpfe in ziem-

lich großem Maaßstabe. Immer zuerst mit Kohle das Oval, dann mußte ich selbst den Kopf mit Linien eintheilen und dann auszeichnen; wie ich auch darin erst Fertigkeit hatte, ließ er mich mit Röthel schattiren, und dadurch brachte er es dahin, daß ich, obgleich ich seit meinem zwölften Jahre kein Zeichnen mehr lernte und es viele Jahre ganz liegen ließ, auch bei ihm es blos bis zum Tuschen brachte, doch stets das sicherste Augenmaß behielt und mich noch jetzt auf die Richtigkeit meiner Zeichnungen verlassen kann, und es mir in der Folge nicht schwer ward, ohne Anweisung zu malen. Die gewöhnliche Art des Unterrichts, wonach mit Landschaften angefangen wird, ist gewiß schädlich.

Unser erster Lehrer in wissenschaftlicher Rücksicht war der verehrungswürdige Professor der Theologie in Halle, Stange. Vorzüglich Latein, aber auch die Anfangsgründe des Griechischen, Religion, Geographie und allgemeine ältere Weltgeschichte waren der Gegenstand des Unterrichts. Die letzte wollte mir nicht zusagen, da ich ein schlechtes Namen- und Zahlengedächtniß habe und wir diese aus Hilmar Kuras auswendig lernen mußten, wodurch bei mir ein solcher Widerwille gegen jede Geschichte entstand, daß ich mich selbst in der Folge nicht einmal zum Lesen eines Romans, wenn es kein komischer war, zwingen konnte, und leider noch jetzt, was ich hernach oft zu bedauern Ursache hatte, schlechterdings in aller Geschichte unwissend bin. In den übrigen Kenntnissen wußte Stange eine solche Liebe zum Lernen in uns zu erwecken, daß ich schon als Kind beschloß, Theologie zu studiren und Professor zu werden, wozu wohl das viel beitrug, daß ich manchmal von meiner Mutter ältestem Bruder, dem Professor der

Theologie, Joh. Pet. Berg in Duisburg, reden hörte. Nur bis zu unserm neunten Jahre blieb indeß Stange bei uns, und nach einem Zeitraume eines halben Jahres, mit welchem wir täglich nur zwei Stunden Unterricht im Lateinischen hatten, ersetzte seine Stelle der liebenswürdige und vortreffliche jetzige Prediger in Braunschweig, Petri. Die Gegenstände, nur nicht die Art des Unterrichts, blieben dieselben. Er behandelte uns nicht wie Kinder, sondern wie bereits mehr gebildete Knaben. Bei unserm Sprechen, bei unsern Uebersetzungen, duldete er so wenig im Deutschen wie im Lateinischen einen Sprachfehler; er machte uns auf die Schönheiten der Sprache, die Schönheiten der Dichter aufmerksam, und Ramler, Geßner und Ovid wurden bald meine Lieblinge. Ueber die Religion und die Geschichte der großen Völkerwanderung dictirte er einen zusammenhängenden Vortrag, über welchen er hernach examinirte, und Lob oder Tadel waren die einzigen, aber höchst wirksamen Antriebe für uns, unsere Kenntniß zu vermehren und uns Fertigkeit im Styl, besonders dem deutschen, zu erwerben. Bei mir wurde insbesondere eine unwiderstehliche Neigung für das Landleben erweckt, und durch meilenweite Spazirgänge mit meinem Denecken und noch mehr dadurch erhalten, daß mein Oheim, wenn meine Stunden es erlaubten, mich fast jederzeit mit auf sein Landgut nahm. Die reine fromme Stimmung meiner Aeltern, das, wenigstens damals, in Bremen früh anfangende Besuchen der Catechisationen der Prediger, die freien Aeußerungen des Doctors Iken, bei dem ich sie besuchte, über die Prädestinationslehre, seine richtige, freilich nicht mit Lampen's Gnadenbund übereinstimmende Erklärung mancher biblischen Stellen, bestimmten mich immer mehr,

das Studium der Theologie zu wählen, und so gern auch mein trefflicher Vater mich als seinen Gehülfen und einst als seinen Compagnon bei der Handlung gesehen hätte, so erklärte er doch oft: „ich könnte werden, was ich wolle, nur kein Soldat; was ich aber würde, müßte ich recht werden.“ Nur etwa zwei Jahre behielten wir diesen schätzbaren Lehrer, und nach einer geraumen Zwischenzeit ersetzte Bornemann, hernach Prediger in Bernburg, seine Stelle und trat in seine Fußtapfen. Aber kaum ein Jahr blieb auch er, als ihn uns ein Ruf entzog.

In solchen Zwischenräumen hatten mich zwar einigemal mein lieber Vater oder der mich zärtlich liebende Oheim nach Braunschweig auf die Messe und auf andern Reisen mitgenommen, und ich einige kleine Dienste als Lehrling der Handlung verrichten müssen, und ich that es gern, dennoch zogen mich Naturalien- und Gemäldesammlungen und die Studien mehr an, und da die öftere Abwechslung der Lehrer, und noch mehr die Entbehrung derselben auf längere oder kürzere Zeit mir schädlich seyn mußte, und ich auf meinem Vorsatze, zu studiren, beharrte, so schickte mich mein seliger Vater, wie ich eben das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, zu meinem Oheim Berg nach Duisburg, damit ich dort zum fernern theologischen Studium vorbereitet werden und dann dort Theologie studiren möchte. Wie mein Oheim mich geprüft und gefunden hatte, daß es mir gleichgültig sey, ob ich ein lateinisches oder deutsches Buch läse, ließ er mir blos durch einen seiner Zuhörer täglich eine Stunde Unterricht in diesen Sprachen ertheilen, außerdem lernte ich täglich noch in einer andern Stunde Rechnen oder Französisch: die übrige Zeit auszufüllen, mußte ich täglich ein halbes Capitel

aus den LXX. und eine Fabel des Aesops, hernach ein Stück aus Gesners griechischer Chrestomathie in's Lateinische übersetzen, überdem gab er mir Lockmann's Fabeln ohne Uebersetzung, Erpenii Grammatik und ein arabisches Lexicon über die erstern, mit der Anweisung, daß ich ihm in vierzehn Tagen die erste Fabel übersetzt liefern müsse. Im Lateinischen konnte ich lesen, was ich wollte, wenn ich ihm nur sagte, was ich las, und seine reiche Bibliothek bot mir Stoff genug zum Lesen, und unter diesen eine mir angenehme Menge neuerer und älterer Dichter dar. Umgang durfte ich weiter keinen haben, als mit der Tochter und dem Sohne meines Oheims Merrem, mit denen ich jeden Sonntag Nachmittag bei einer Großtante zubringen mußte, bei welcher dann, nachdem ich bereits zwei Predigten gehört hatte, die dritte vorgelesen wurde, wobei indeß mein Vetter und ich uns oft hinausschlichen, um uns jugendlich zu ergötzen. Alle Abende war Theegesellschaft bei meines Oheims Berg an der Schwindsucht darnieder liegender Frau, der ich beiwohnen, und dann freilich unter lauter alten Personen sitzen mußte.

Nur selten war es mir erlaubt, mit meinem Lehrer auszugehen, oder ihn zu besuchen, wodurch dann die Studenten mich als zu ihnen gehörig ansahen. Meine einzigen Erholungen waren zwei Gärten meines Oheims, einer hinter seinem Hause, in welchem ich mich mit Blumenzucht, und einer außer der Stadt, in dem ich mit andern Gartenarbeiten mich beschäftigte, und fleißige Spazirgänge, wobei ich jedoch stets allein war. Diese Erziehung hatte einen auffallenden Einfluß auf meine ganze künftige Lebensweise. Ich las Bücher, wo ich sie nur geborgt bekommen konnte, auch deutsche Dichter und Schauspiele, bekam große Neigung zur Dicht-

das Studium der Theologie zu wählen, und so gern auch mein trefflicher Vater mich als seinen Gehülfen und einst als seinen Compagnon bei der Handlung gesehen hätte, so erklärte er doch oft: „ich könnte werden, was ich wolle, nur kein Soldat; was ich aber würde, müßte ich recht werden.“ Nur etwa zwei Jahre behielten wir diesen schätzbaren Lehrer, und nach einer geraumen Zwischenzeit ersetzte Bornemann, hernach Prediger in Bernburg, seine Stelle und trat in seine Fußtapfen. Aber kaum ein Jahr blieb auch er, als ihn uns ein Ruf entzog.

In solchen Zwischenräumen hatten mich zwar einigemal mein lieber Vater oder der mich zärtlich liebende Oheim nach Braunschweig auf die Messe und auf andern Reisen mitgenommen, und ich einige kleine Dienste als Lehrling der Handlung verrichten müssen, und ich that es gern, dennoch zogen mich Naturalien- und Gemäldesammlungen und die Studien mehr an, und da die öftere Abwechslung der Lehrer, und noch mehr die Entbehrung derselben auf längere oder kürzere Zeit mir schädlich seyn mußte, und ich auf meinem Vorsatze, zu studiren, beharrte, so schickte mich mein seliger Vater, wie ich eben das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, zu meinem Oheim Berg nach Duisburg, damit ich dort zum fernern theologischen Studium vorbereitet werden und dann dort Theologie studiren möchte. Wie mein Oheim mich geprüft und gefunden hatte, daß es mir gleichgültig sey, ob ich ein lateinisches oder deutsches Buch läse, ließ er mir blos durch einen seiner Zuhörer täglich eine Stunde Unterricht in diesen Sprachen ertheilen, außerdem lernte ich täglich noch in einer andern Stunde Rechnen oder Französisch: die übrige Zeit auszufüllen, mußte ich täglich ein halbes Capitel

aus den LXX. und eine Fabel des Aesops, hernach ein Stück aus Gesners griechischer Chrestomathie in's Lateinische übersetzen, überdem gab er mir Lockmann's Fabeln ohne Uebersetzung, Erpenii Grammatik und ein arabisches Lexicon über die erstern, mit der Anweisung, daß ich ihm in vierzehn Tagen die erste Fabel übersetzt liefern müsse. Im Lateinischen konnte ich lesen, was ich wollte, wenn ich ihm nur sagte, was ich las, und seine reiche Bibliothek bot mir Stoff genug zum Lesen, und unter diesen eine mir angenehme Menge neuerer und älterer Dichter dar. Umgang durfte ich weiter keinen haben, als mit der Tochter und dem Sohne meines Oheims Merrem, mit denen ich jeden Sonntag Nachmittag bei einer Großtante zubringen mußte, bei welcher dann, nachdem ich bereits zwei Predigten gehört hatte, die dritte vorgelesen wurde, wobei indeß mein Vetter und ich uns oft hinausschlichen, um uns jugendlich zu ergötzen. Alle Abende war Theegesellschaft bei meines Oheims Berg an der Schwindsucht darnieder liegender Frau, der ich beiwohnen, und dann freilich unter lauter alten Personen sitzen mußte.

Nur selten war es mir erlaubt, mit meinem Lehrer auszugehen, oder ihn zu besuchen, wodurch dann die Studenten mich als zu ihnen gehörig ansahen. Meine einzigen Erholungen waren zwei Gärten meines Oheims, einer hinter seinem Hause, in welchem ich mich mit Blumenzucht, und einer außer der Stadt, in dem ich mit andern Gartenarbeiten mich beschäftigte, und fleißige Spazirgänge, wobei ich jedoch stets allein war. Diese Erziehung hatte einen auffallenden Einfluß auf meine ganze künftige Lebensweise. Ich las Bücher, wo ich sie nur geborgt bekommen konnte, auch deutsche Dichter und Schauspiele, bekam große Neigung zur Dicht-

kunst und ergriff daher jede Gelegenheit, Gedichte zu machen, die noch durch den Beifall, womit mein Oheim den Anfang der Uebersetzung von Ovid's Metamorphosen in deutsche Hexameter aufnahm, noch mehr aber dadurch erhöht wurde, daß er ein Gedicht auf den am 3. Juli 1775 erfolgten Tod seiner Gattin (welches ich noch dazu einige Tage vor ihrem Tod gemacht hatte, weil ich fürchtete, wenn sie wirklich stürbe, zu betrübt zu seyn, um es machen zu können) unverändert abdrucken ließ. Weil mein Oheim nur alle vierzehn Tage oder drei Wochen meine Arbeiten nachsah, und es ihm gleichgültig war, wie ich meine Zeit eintheilte, so fing ich bald an, mich tage- und selbst wochenlang und immer mit demselben Gegenstande, es mochte arabisch, griechisch oder lateinisch seyn, zu beschäftigen, außer daß ich, da ich bemerkt hatte, daß ich gelehnt an den Thürpfosten meiner Stube, seinen Vortrag in dem darüber befindlichen Auditorium hören konnte, den größten Theil der Dogmatik bei ihm hörte, welches dann in den Katechisationen Veranlassung gab, daß ich dem Prediger oft andere Antworten gab, als dieser erwartete und haben wollte, wozu indeß doch auch der Religionsunterricht in Bremen viel beitrug. Sehr angenehm und nützlich waren mir auch zwei Reisen meines Oheims nach dem Haag, zu seinem Schwiegervater, dem Doctor Barkhey, wo die Naturalien-Sammlung und die Menagerie des Prinzen von Oranien einen tiefen Eindruck auf mich machten, der noch lebendig ist. Ich fing aber jetzt an, und gewiß trug dies Sehen viel dazu bei, nach Sachkenntnissen zu schmachten, und war des beständigen Sprachstudiums müde. Sonderbar genug entschloß ich mich jetzt, Kaufmann zu werden, und verließ nachdem ich nach kaum zurückgelegtem funfzehnten

Heißhunger las, und wozu ich eine Menge Bemerkungen ſchrieb, Charten zeichnete u. ſ. w. Nur an naturhiſtoriſchen Kenntniſſen fehlte es mir zu ſehr, und die von mir ſchon als Kind geſammelten Inſecten erregten in mir eine große Begierde, dieſe näher zu kennen. Ich überredete meinen gütigen Oheim, und er kaufte mir Müllers linnéiſches Naturſyſtem welches bald verſchlungen wurde, ich mir ſelbſt Linné's Original und arbeitete noch in Bremen ein neues Syſtem der Säugethiere aus, welches wenigſtens nicht unnatürlicher, als die ältern war. Ich ſuchte die verſchiedenen Wiſſenſchaften durch Leſen von Encyclopädien kennen zu lernen, denn zwei Dinge ſchreckten mich vom Studium der Theologie zurück, erſtens Furcht vor dem Predigen, denn ſo frei ich auch diſputirte, ſo war ich doch nie im Stande, im Athenäum die kurze Anrede an den Präſes herzuſagen, ſondern mußte ſie immer ableſen, und wie ich einſt, um mich dazu zu zwingen, die Handſchrift zu Hauſe gelaſſen hatte, die ich, weil ſie alle Sonnabende ungefähr dieſelbe war, natürlich auswendig wußte, mußte ich faſt ohnmächtig herausgeführt werden und ohne Anrede diſputiren, wobei ich doch nie etwas aufſchrieb, als höchſtens das Argument; zweitens fürchtete ich, in Lagen kommen zu können, in denen ich Lehrſätze wenigſtens ſo vortragen müßte, daß ſie ſo nicht mit meiner Ueberzeugung übereinſtimmten. Ich wollte alſo erfahren, welche Brotwiſſenſchaft mir vielleicht angenehmer ſey, fand aber keine. Da ich aber bei allen Mathematik und Phyſik als nothwendige Hülfswiſſenſchaften erblickte, ſo beſchäftigte ich mich in meinen Erholungsſtunden mit dieſen, und da mir Käſtners Lehrbücher Anfangs zu ſchwer waren, ſo nahm ich erſt Wolf, dann Eulers Algebra, wobei mir die

Aeltern immer befürchtet hatten, daß sie mich verlieren würden, durchaus nicht zuträglich war, das Versäumte und Verlernte nachzuholen. Ich beschäftigte mich beinahe ausschließlich mit griechischer Literatur und nahm mir vor, fast nichts anders zu treiben, bis ich vom Dionys von Halicarnaß, dessen Ausgabe von Reiske ich gerade in einer Auction gekauft hatte, zwölf Capitel in einer Stunde lesen könnte, ohne ein mir unbekanntes Wort im Lexicon unaufgeschlagen zu lassen. Außerordentlich viel verdankte ich in diesem Zeitraume den trefflichen Lehrern der Alterthümer, Gläsner, Nicolai und Ummius, und ihren Vorlesungen; ihr Geist erweckte in mir und meinen Mitschülern einen unüberwindlichen Trieb zum Fortschreiten. Bei dem ersten hatte ich ein Privatissimum über den Homer und im Hebräischen; den Plautus, Sueton, Callimachus hörte ich im Athenäum, so wie dort und bei dem Prof. Roller die Logik. Meine Lust zum Disputiren, und zwar in strenger Form, wurde durch die Uebungen, welche alle Sonnabend im Athenäum angestellt wurden, so geweckt, daß ich fast der beständige Opponent war und mit einigen Freunden noch eine Gesellschaft stiftete, die alle Mittwoch zusammen kam und in welcher der, bei dem sie war, erst eine lateinische Abhandlung über irgend einen philologischen Gegenstand vorlesen und dann über diese oder jene Theses als Respondent disputiren mußte. Groß war der Nutzen, den mir diese Uebungen brachten und ich wurde durch sie in den Stand gesetzt, alles, was ich las, augenblicklich in Syllogismen zu verwandeln und das Fehlerhafte der Form oder die mangelnden Beweise zu entdecken. Meine Abhandlungen bezogen sich ausschließlich auf Plinius Naturgeschichte, die ich, sobald sie mir in die Hände gefallen war, mit

Heishunger las, und wozu ich eine Menge Bemerkungen schrieb, Charten zeichnete u. s. w. Nur an naturhistorischen Kenntnissen fehlte es mir zu sehr, und die von mir schon als Kind gesammelten Insecten erregten in mir eine große Begierde, diese näher zu kennen. Ich überredete meinen gütigen Oheim, und er kaufte mir Müllers linnéisches Natursystem welches bald verschlungen wurde, ich mir selbst Linné's Original und arbeitete noch in Bremen ein neues System der Säugethiere aus, welches wenigstens nicht unnatürlicher, als die ältern war. Ich suchte die verschiedenen Wissenschaften durch Lesen von Encyclopädien kennen zu lernen, denn zwei Dinge schreckten mich vom Studium der Theologie zurück, erstens Furcht vor dem Predigen, denn so frei ich auch disputirte, so war ich doch nie im Stande, im Athenäum die kurze Anrede an den Präses herzusagen, sondern mußte sie immer ablesen, und wie ich einst, um mich dazu zu zwingen, die Handschrift zu Hause gelassen hatte, die ich, weil sie alle Sonnabende ungefähr dieselbe war, natürlich auswendig wußte, mußte ich fast ohnmächtig herausgeführt werden und ohne Anrede disputiren, wobei ich doch nie etwas aufschrieb, als höchstens das Argument; zweitens fürchtete ich, in Lagen kommen zu können, in denen ich Lehrsätze wenigstens so vortragen müßte, daß sie so nicht mit meiner Ueberzeugung übereinstimmten. Ich wollte also erfahren, welche Brotwissenschaft mir vielleicht angenehmer sey, fand aber keine. Da ich aber bei allen Mathematik und Physik als nothwendige Hülfswissenschaften erblickte, so beschäftigte ich mich in meinen Erholungsstunden mit diesen, und da mir Kästners Lehrbücher Anfangs zu schwer waren, so nahm ich erst Wolf, dann Eulers Algebra, wobei mir die

Fertigkeit, welche ich bei der Handlung im Rechnen erworben hatte, sehr zu statten kam und zuletzt Käsinern zur Hand, so daß ich ihn ziemlich verstand, wie ich im Herbste 1778 nach Göttingen ging.

Ungewiß, welchem Fache ich mich widmen wollte, wählte ich für das erste halbe Jahr lauter Vorlesungen, die mir, ich mochte werden, was ich wollte, nützlich seyn konnten: Mathematik, Psychologie, allgemeine Weltgeschichte, Naturgeschichte und den Horaz, und nahm als Gast Antheil an den Interpretationen und Disputationen des philologischen Seminariums. Zu sehr indeß daran gewöhnt, mich anhaltend mit einem Gegenstande zu beschäftigen, konnte ich es nicht ausstehen, so verschiedenartige Dinge zugleich zu hören und zu arbeiten; bald ließ ich meine Vorlesungen liegen, und benutzte nur die treffliche Bibliothek zum Selbststudium. Im folgenden Sommer ging es nicht besser, in welchem ich indeß keine so sitzende Lebensart führte, wodurch meine Verdauungskräfte, da ich oft in acht Tagen nicht von meiner Stube kam, sehr gelitten hatten, sondern das Botanisiren, das Sammeln von Insecten und Versteinerungen, so wie die Jagd, um Gegenstände zur Untersuchung zu erhalten, schafften mir viele Bewegung. Mein Vater bestand indeß darauf, daß ich ein Fach wählen sollte, und da wählte ich die Medicin, und beschäftigte mich im folgenden Winter vorzüglich mit Anatomie. Im folgenden Sommer wollte ich freilich Physiologie, Materia medica und Pathologie hören, die beiden letztern waren mir aber ganz zuwider, ich traute mir nicht Gedächtniß genug zu, die Dosen zu behalten, nicht Gegenwart des Geistes genug bei gefährlichen Kranken; dazu kam noch, daß meine Freunde mich überredeten, weil ich zu weich war, um die geringste chirurgische

Operation anzusehen, daß ich mit ihnen einmal in das Hospital gehen solle, um mich an dergleichen Anblicke zu gewöhnen. So wie ich hinein trat, wurde einer Frau ein Krebs an der Brust weggeschnitten, und — man mußte mich ohnmächtig hinaus bringen. Man überredete mich zum zweitenmal, mit zu gehen; einem Manne wurde ein Bein abgenommen, und in Rücksicht meiner war der Erfolg derselbe, doch auch gleich der Entschluß fest, der Medicin zu entsagen und mich ausschließlich der Naturhistorie zu widmen. Wie ich dies meinem guten Vater schrieb, dem ich bis dahin sehr viel Geld gekostet hatte, und dem von andern gemeldet war, daß ich einer der unfleißigsten Studenten sey und durchaus keine Vorlesungen besuchte, kam er unerwartet nach Göttingen. Wie er indeß die für einen Studenten große Zahl zum Theil sehr kostbarer Werke und meine ganz artige Naturaliensammlung sah, war er schon zufriedener und verlangte jetzt, zu meinen Lehrern geführt zu werden. Der verehrungswürdige Heyne war der erste, zu welchem ich ihn brachte, und der, wie ich wußte, mir recht gut, obgleich ich in seinen Vorlesungen nicht fleißiger, wie in den andern, gewesen war. Ich brachte ihm aber manchmal philologisch-naturhistorische oder philologisch-ökonomische Abhandlungen und noch kurz vorher hatte er eine über den Weinbau und die Behandlung des Weins bei den Römern mit vielem Beifall aufgenommen; außerdem war sein Sohn mir ein treuer Gehülfe bei meinen zootomischen Untersuchungen. Wie mein seel. Vater dem unvergleichlichen Manne den Grund seiner Reise erzählt hatte, antwortete dieser: er möge mich in Gottes Namen meinen Weg gehen und ausschließlich Naturhistorie studiren lassen, er wolle schon für mich sorgen und könne schon an den

Büchern, welche ich von der Bibliothek holen ließe, sehen, daß ich fleißig sey, und zweckmäßig studire, wenn ich gleich keine Collegien hörte. Wie froh war ich, und wie viel mehr wurde ich es, als ich nach ähnlichen günstigen Zeugnissen meiner andern Lehrer, besonders des mir unvergeßlichen Kästner's und Baldingers, an die ich mich stets wandte, wenn ich über gewisse Gegenstände der Naturgeschichte mehr Aufklärung verlangte, als die mir bekannten Schriften gewährten, die Erlaubniß erhielt, mich ganz der Naturhistorie zu widmen. Außer daß ich fortfuhr, mich im anatomischen Theater im Präpariren zu üben, belegte ich jetzt im folgenden Winter keine Vorlesungen, sondern arbeitete meine vermischten Abhandlungen aus der Thiergeschichte aus, die auch auf der Ostermesse 1781 erschienen, und freilich Arbeiten eines Studenten sind, aber doch den Weg zu meinem künftigen Glücke zu bahnen beitrugen, indem sie mit unbegreiflicher Güte und Nachsicht aufgenommen wurden. Im folgenden Sommer fing ich nun an, Zoologie nach Leske vorzutragen, und erhielt am 16. Jul. desselben Jahres die philosophische Doctorwürde. Ich trug jetzt, wiewohl, da mich schriftstellerische Arbeiten und das Studium der Thierkunde in chronologischer Ordnung beschäftigten, und ich, da ich keine Hoffnung hatte, eine Anstellung an einem Orte zu erhalten, wo eine ähnliche Bibliothek, wie die in Göttingen, mir zu Gebote stünde, diese gehörig benutzen wollte, Zoologie und Landwirthschaft, auch einmal privatissime reine Mathematik, Anfangs mit unbeschreiblicher Angst, vor, denn ich wollte es nicht wagen, meine Zuhörer anzusehen und konnte nicht frei reden, als wenn ich ein Präparat, oder irgend etwas an der schwarzen Tafel demonstrirte. Allen Aeltern

rathe ich daher, nie den bloßen Privatunterricht zu wählen, damit ihre Kinder offen reden lernen.

So lebte ich in Göttingen und schon fing ich an zu fürchten, daß es meinen Aeltern zu schwer fallen und zu lange währen möge, bis ich eine Anstellung erhielte, als am Ende des Jahres 1783 der Professor der Mathematik und Physik zu Duisburg, Melchior, starb, und mein Oheim Berg mir dessen Tod, uns zugleich meldete, daß ich der erste unter den drei Candidaten sey, welche der academische Senat zu dieser Stelle vorgeschlagen habe. Zu gleicher Zeit trug mir Kästner an, ob ich mit 1200 Rubeln Gehalt als Adjunct der Academie in Petersburg dorthin gehen und als Naturforscher die Krimm bereisen wolle. Dies letztere war mir lieber; auf den Rath von Beckmann und Schlözer lehnte ich es indeß ab, und bat Heynen, mich dem Minister von Zedlitz zur Stelle in Duisburg zu empfehlen. Dies geschah und in wenig Tagen erhielt ich die Zusicherung der Stelle. Ich litt damals sehr an Magenkrampf und Hämorrhoidal-Beschwerden und reiste daher, sobald es meine Gesundheit erlaubte, nach Bremen, mich vollends durch Ausspannung wieder herzustellen. Hier erfuhr ich, daß in Berlin einer der andern Candidaten sehr begünstigt und selbst ein Cabinetsbefehl an den Minister v. Zedlitz ausgewirkt sey, daß er diesem die Stelle geben solle. Dies und die Verzögerung des Berufs bewog meine Aeltern, in mich zu dringen, daß ich doch die Rechte studiren solle, und ich sah mich genöthigt, ihrem Wunsche zu willfahren. Mein theurer Freund, der Secretarius Meier erbot sich, mir in dem Studium derselben fortzuhelfen, und mir die Institutionen vorzutragen. Ut demissae auris asellus besuchte ich diese Lehrstunden fleißig, bis

ich das am 3. November 1784 ausgefertigte Patent als Professor der Mathematik und Physik in Duisburg empfing. Am 3. Jan. 1785 reisete ich dahin ab und wurde am 24. Febr., nach gehaltener Rede, eingeführt und verpflichtet. Bei einem geringen Gehalte und öfterer Kränklichkeit fühlte ich mich hier doch in der Gesellschaft liebender Verwandten von meiner Seite, meiner seel. Gattin, und vortrefflicher Collegen und Freunde so glücklich, daß ich gern meiner guten Frau versprach, nie ihre Vaterstadt zu verlassen und mehrere Stellen ausschlug, durch deren Annahme meine Einkünfte beträchtlich größer gewesen seyn würden. Nur dadurch, daß ich stets Privatissima über höhere Mathematik und Wasserbaukunst, auch wohl über Landwirthschaft, Technologie und Handlungswissenschaften gab, konnte ich bestehen. Dies letzte veranlaßte aber, daß ich fast gezwungen im Jahr 1794 noch neben meiner Professur die der Cameral-Wissenschaften mit etwas erhöhetem Gehalte annehmen mußte; welches ich um so unlieber that, da ich außer allen Theilen der Mathematik und Physik, die Zoologie und Mineralogie vorzutragen, und mich bis jetzt nie mit politischen Wissenschaften beschäftigt, mithin das erst selbst zu lernen hatte, was ich vortragen sollte.

Wie Preußen Münster erhielt, war man darauf bedacht, die Universität von Duisburg dorthin zu verlegen, besetzte auf der letztern die erledigten Lehrstellen nicht wieder und sie litt daher unbeschreiblich. Der Cammer-Präsident, nachheriger Minister von Stein ließ mir daher im Jahre 1804 antragen: ob ich nicht mit einer ansehnlichen Gehaltsvermehrung als Professor der Cameral-Wissenschaften nach Münster kommen wollte, und ich würde haben folgen müssen, wenn ich nicht den

mir weit angenehmern Ruf nach Marburg vorgezogen hätte, wozu mich selbst meine geliebte Gattin ermunterte, deren Aeltern, so wie meine beiden Oheime, während dessen gestorben waren. Ungern verließ ich das mir theure Duisburg, meine vielen trefflichen Freunde und noch übrigen wenigen Collegen, besonders den mir so lieben edlen Günther, für die mein Dank nie erlöschen wird; wurde aber in Marburg so gütig, zuvorkommend und liebevoll empfangen, daß ich hier Verwandte und Freunde nicht vermißte.

Im Jahre 1805 nahm ich noch die durch den Tod des berühmten Mönch's erledigte Professur der Botanik und die Direction des botanischen Gartens an, die ich aber meinem gegenwärtigen Collegen, Professor Wenderoth, wie derselbe, nach Aufhebung der Universität Rinteln, von dort hierher versetzt wurde, um so lieber abtrat, weil meine Arbeiten zu gehäuft waren.

Am 4. Januar 1786 verheirathete ich mich mit Juliane Johanne Louise, Tochter des königl. preuß. Hofraths von Lotzhausen in Duisburg, welche mir am 24. März 1808 entrissen wurde. Von unsern Kindern leben noch 5, zwei Töchter verheirathet, der älteste Sohn, Dr. der Arzneikunde und königl. preußischer Medicinalrath in Cöln, der zweite, Kaufmann in Hanau, der dritte, Lieutenant beim königl. preuß. ersten niederrheinischen Landwehr-Regiment in Wesel.

Am 31. März 1814 habe ich mich zum zweitenmal verehelicht mit Louise Charlotte, Tochter des seel. Regiments-Chirurgus Stechmann in Göttingen." — Soweit der Verstorbene selbst.

Er sollte seinen Wunsch, durch die liebevolle Pflege und Geistesaufheiterung der würdigen Gattin seine wankende Gesundheit neu befestigt zu se-

hen, nicht erreichen; vielmehr fühlte er sich oft schwach und leidend. Sein Uebel lag in den Eingeweiden und in daraus erfolgender schlechter Verdauung, die Körperkräfte nahmen immer mehr ab. Das sollte auch bald an seinem Geiste sichtbar werden; denn er mußte nicht nur das Vorgetragene oftmals wiederholen, sondern hielt sich auch in Mitten einer Unterredung allzusehr bei Kleinigkeiten auf. Der treffliche Arzt Hofrath Dr. Justi ließ kein Mittel unversucht, den Kranken zu heilen, konnte jedoch nicht verheelen, daß er nicht lange mehr leben würde. Zwar schien zuweilen einige Besserung einzutreten, aber vergeblich, ein allmäliges Hinwelken und Altern vor der Zeit war unvermeidlich. Plötzlich kam ein heftigerer Catarrh als je hinzu und endete den 23. Febr. das Leben eines Mannes, dessen biederer Sinn, würdiger Wandel und gründliche Gelehrsamkeit besonders in naturwissenschaftlicher Hinsicht seinen Verlust höchst bedauernswürdig werden ließen. Auch in den schönen Wissenschaften versuchte er sich fortwährend, und las noch in den spätern Jahren das alte Testament in seiner Grundsprache. Gewissenhaft kam er seinen Obliegenheiten nach und seine Vorlesungen, wenn er zuweilen auch sich Abschweifungen erlaubte, waren sicherlich dem aufmerksamen Zuhörer sehr nützlich. Ohne ehrgeizig zu seyn, lag er den Wissenschaften und ihrem Studium mit unausgesetztem Eifer ob und erwarb sich vor allen durch seine Schriften vielfältige Verdienste. Er beabsichtigte noch viel größere Leistungen; da setzte der Tod seinem treuen Streben ein Ziel. Nun ruhet der redliche Arbeiter aus von einem arbeitsamen Leben, das er den Wissenschaften als Opfer dargebracht hat.

Seine Schriften: Vermischte Abhandlungen aus der Thiergeschichte. Götting. 1781. 4. Mit Kupf.

Diss. inaug. de animalibus Scythicis apud Plinium. Götting. 1781. 4. Uebersetzt in G. A. Ruperti und H. Schlichthorst's Mag. f. Philolog. Brem. 1797. 2. Bd. N. 11. unter der Aufschrift: Von den Scythischen und Nordländischen Thieren beim Plinius.

Beiträge zur besondern Geschichte der Vögel. 1. Heft. Götting. 1784. 2. Heft. Leipz. 1786. 4. Avium rariorum et minus cognitarum icones et descriptiones, collectae et e germanicis latinae factae. Lips. 1786. 4. Mit Kupf.

Kurzer Entwurf der Naturlehre. Duisb. 1786. 8.

Versuch eines Grundrisses zur allgemeinen Geschichte und natürlichen Eintheilung der Vögel. 1. 2. Th. Leipz. 1788. 4. — Primae Lineae Ornithologiae Lips. 1788. 4. Mit Kupf. — Beiträge zur Naturgeschichte. — Beiträge zur Geschichte der Amphibien. Duisb. 1790. 2. Hefte. Essen 1821. 4. Mit Kupf. — Allg. Lieder. Duisb. 1790. 8.

Systematische Anfangsgründe der reinen Mathematik, Physik und Naturhistorie 1. Bd. Duisb. 1793. 8. Er besteht aus zwei Theilen, von denen der erste auch den besondern Titel führt: Anfangsgründe der allgemeinen Wesenkunde und Erkenntnißwissenschaft. Der andere den Titel: Anfangsgründe der reinen Mathematik. 2. Bd. Duisb. 1796. Auch unter dem Titel: Anfangsgründe der Physik.

Handbuch der Pflanzenkunde. Marb. 1808. 8. 2. Ausgabe. 1824. — Allgemeine Grundsätze der bürgerlichen Wirthschaft und Haushaltung, Gött. 1817. 8. — System der Amphibien, deutsch u. lateinisch. Marburg. 1820. 8.

Ueber die Luftwerkzeuge der Vögel; im Leipz. Mag. zur Naturkunde 1783. 2. Stück. — Beschreibung eines neuen Stachelschweins. Das. 1786. 2. St.

Beschreibung des weißäugigen Affen (Simia Aethiops L.) Das. 1787. 4. St. S. 438. fg.

Poetische Uebersetzung des 103. Psalms in Stromata, eine Unterhaltungsschrift für Theologen von Grimm und Muzel. 1787. 2. St. — Poetische Uebersetzung des 100. Psalms. Das. 7. St.

Verzeichniß der rothblutigen Thiere in den Gegenden von Göttingen und Duisburg; in Schriften der Gesellsch. Naturf. Freunde in Berlin. 9. Bd.

Beitrag zur Bestimmung der europäischen Geierarten; in v. Wildungens Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde v. 1807.

Der große Brachyvogel. Das. 1808. — Amphibiologische Beiträge. Erstes und zweites Stück. In d. Annalen der wetterauischen Gesellschaft für die gesammte Naturkunde. 1. u. 2. B. — Beschreibung eines neuen Dendrometers; im Sylvan. 1. Jahrg. — Tentamen systematis naturalis Avium; in Abhandl. der Berl. Acad. der Wissensch. 1812.

Microscopische Betrachtung der Fasern an Thieren u. Pflanzen. — In d. Schriften der Berlin. Gesellschaft naturforschender Freunde 4. Bd. 1783.

Viele naturgeschichtliche Abhandlungen, die in der Encyclopädie der Künste und Wissenschaften stehen, sind von ihm verfaßt.

Dr. Ernſt Gottlob Köſtlin,

Profeſſor am Johanneum zu Hamburg.

geb. den 30. Mai 1780.
geſt. den 25. Februar 1824.

Fließt gleich das Leben eines Schulmannes gewöhnlich unter vielfachen Anſtrengungen und Entſagungen bei ſtill beſcheidenem, aber verdienſtvollem Wirken unbemerkt dahin, ſo wird doch jeder, der nicht nach äußerm Glanz der Menſchen Werth zu beſtimmen gewohnt iſt, der Menſchenbildung und Menſchenerziehung achtet, das Leben eines ſolchen Lehrers, der ſeinem Amte das iſt, was er ſeyn ſoll, auch wenn derſelbe nicht durch bedeutende ſchriftſtelleriſche Werke ſich ſeines Namens Gedächtniß geſtiftet hat, einiger Aufmerkſamkeit würdigen. Unter die Zahl der wackern und achtungswerthen Schulmänner gehört aber unſtreitig der verſtorbene Profeſſor des Johanneums zu Hamburg, Dr. Phil. Ernſt Gottlob Köſtlin.

Er wurde zu Eßlingen im Königreich Würtemberg geboren. Sein Vater iſt der noch lebende ehrwürdige Greis, M. Friedr. Köſtlin, dortiger Stadtpfarrer, der im verwichenen Jahr das ſeltene Glück genoß, ſeine funfzigjährige Amts-Jubelfeier zu begehen.*) Dieſer gelehrte, durch hohe Her-

*) Die Beſchreibung dieſer Feierlichkeit, von ſchätzbaren Familien-Nachrichten begleitet, hat ein anderer würdiger Sohn deſſelben, Immanuel Friedr. Köſtlin, Diaconus

zensgüte und einen musterhaften Lebenswandel ausgezeichnete Geistliche war zugleich der treueste und sorgfältigste Erzieher seiner eilf Kinder, welche alle ihre erste Bildung von ihm empfingen. Bei diesem Geschäft, das er, nächst den Pflichten seines Amtes, als das wichtigste seines Lebens betrachtete, ward er von den richtigsten Grundsätzen geleitet. Freundlichkeit und Herzensgüte wechselten mit einem männlichen Ernst, der den Gehorsam zur Gewohnheit machte; Grundlage aller Bildung und Erziehung aber war die Religion. Sie war ihm, dem ganz von ihr Erfüllten, das höchste; Ehrfurcht vor Gott, wahre religiöse Frömmigkeit, suchte er daher in die zarten Herzen der Kinder zu pflanzen. Daneben war es seine Hauptsorge, die Kleinen schon früh mit den Werken Gottes, mit der Natur, bekannt zu machen; denn das Studium derselben hatte er aus inniger Neigung zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht. Aus dem reichen Schatze der hierin erworbenen Kenntnisse theilte er mit, was die Fassungskraft der Kinder nicht überschritt, wobei ihm ein schön geordnetes, nicht unbeträchtliches Naturalien-Cabinet und eine treffliche Pflanzensammlung zur Hülfe kamen. Diese Bemühungen wurden durch den glücklichsten Erfolg belohnt; der Geist des Vaters ging, wie auf die andern Kinder, so auch vorzüglich auf den ältern Sohn, unsern Ernst Köstlin über, der sein ganzes Leben hindurch einen frommen, ernsten Sinn, und bei vielen anderweitigen geistigen Bestrebungen, doch jene früh in ihm geweckte Liebe zur Natur und ihren Erzeugnissen lebenslang bewahrte.

---

an der Hospitalkirche zu Stuttgart, geliefert unter dem Titel: Zur Amts-Jubelfeier des ehrwürd. Greises. H. M. F. K. u. s. w. Stuttg. 1824. 4.

Da dieser bei dem häuslichen Unterricht die glücklichsten Anlagen zeigte, so schien es gerathen, ihm eine wissenschaftliche Bildung zu geben. Er ward daher der lateinischen Schule in Eßlingen anvertraut, deren Classen er rascher als gewöhnlich durchlief und deren treuen und geschickten Lehrern er eine wackere humanistische Vorbildung, die von jeher das Ziel der alten gründlichen würtembergischen Disciplin gewesen ist, verdankte. Die Vorbildung für die Universität ward vollendet auf dem Kloster Blaubeuern unweit Ulm, das ihn im Jahr 1795 aufnahm. In dieser alten ehrwürdigen Bildungsanstalt verlebte er drei glückliche Jahre, die recht eigentlich dem Studium der classischen Literatur gewidmet waren, und erwarb sich die Liebe und Achtung seiner Lehrer und seines ersten Vorgesetzten, des in mehrfacher Hinsicht ausgezeichneten Probstes Cleß. Wohl vorbereitet bezog er daher im J. 1798 die vaterländische Hochschule zu Tübingen, mit dem Entschlusse, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Fern jedoch von dem einseitigen Bestreben, nur in dem engen Kreise des Brotstudiums sich zu bewegen, betrat er schon jetzt die ihm immer eigen gebliebene Vielseitigkeit der Bildung erstrebend, nicht allein die Hörsäle der Gottesgelehrten, sondern widmete den Vorträgen über Philosophie und Philologie, Naturgeschichte und Mathematik einen eben so angestrengten Fleiß. Die trefflichsten Männer wurden seine Lehrer, ein Flatt, Abel, Süßkind, Schnurrer, Pfleudtrer, Seybold, welcher letztere zugleich, als treuer Jugendfreund des Vaters, seine Studien leitete, und nie hat er ohne die Gefühle der gerührtesten Dankbarkeit ihre Verdienste um seine Ausbildung erwähnt.

Nach beendigten academischen Studien nahm er die Magister-Würde an, erhielt auch, der Lan-

dessitte gemäß, schon jetzt die geistliche Ordination und betrat mehreremale mit großem Beifall die Kanzel. Es würde ihm unter seinen Verhältnissen und bei dem Ansehn, in welchem die Köstlinsche Familie in ihrem Lande steht, leicht geworden seyn, recht bald ein geistliches Amt zu erhalten; aber theils war seine Neigung zum practischen Theologen nicht entschieden, theils sagte es seinem strebenden Geiste mehr zu, sich zuvor einen Schatz von Erfahrung, Welt- und Menschenkenntniß zu sammeln. Höchst erwünscht war daher für ihn der Antrag einer Hauslehrerstelle, die ihm Hoffnung gab, diese Zwecke zu erreichen. Der Baron von Rieger in Wien, der von mütterlicher Seite mit unserm Köstlin nahe verwandt war, hatte den jungen geistreichen Mann kennen und schätzen gelernt, und wünschte, ihm die Erziehung seiner Söhne anzuvertrauen. Gern folgte dieser dem ehrenden Rufe, damals noch nicht ahnend, daß dieser seinem ganzen übrigen Leben eine veränderte, früher nicht erwartete Richtung geben werde.

Am 14. Junius 1802 kam er nach Wien zum Antritt der ihm bestimmten Stelle. Seine Lage in dem reichen und angesehenen von Riegerschen Hause war eine der angenehmsten, die es in diesem Verhältnisse geben kann. Hier ward ihm Gelegenheit zu bildendem Umgang mit den ersten Familien, Gelegenheit zur Bekanntschaft mit Leuten aus allen Ständen und von verschiedenen Nationen. Dadurch erweiterte sich sein Blick über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, und mancher kühne Plan entstand in der Seele des feurigen Jünglings. Der herrliche Sommeraufenthalt des Barons in dem friedlichen bergumlagerten Dornbach gewährte Erholung nach gewissenhafter Abwartung der Lehrstunden, gewährte Hochgenuß in

der freien herrlichen Gegend und Nahrung dem Lieblingsstudium der Natur, wozu jetzt auch noch das der Astronomie kam, nachdem von dem Baron der dazu nöthige Apparat geschafft war. Aber auch die übrigen Studien wurden eifrig fortgesetzt; namentlich zogen ihn jetzt die neuern Sprachen, die englische und französische, an, und er brachte es durch eisernen Fleiß, begünstigt durch seine Umgebungen, bald zu einer nicht gewöhnlichen Fertigkeit in beiden.

Köstlin erzog in dem v. Riegerschen Hause, außer den Söhnen des Barons, einen jungen Engländer Faulkner, den Sohn eines englischen Staatscouriers, der in des damaligen Gesandten, des Lord Paget, Hause wohnte. Durch Faulkner und seinen Sohn gewann er an Kenntniß der englischen Sprache, des englischen Characters; durch ihn ward er auch mit einem äußerst originellen, feurigen Engländer, Namens Bayley, Secretär im damaligen engl. Kriegs-Commissariat zu Wien, bekannt. Der Character des letztern hatte viel Uebereinstimmendes mit dem seinigen; das Freundschaftsband gewann also bald an Innigkeit; beide glühten von Eifer für Wissenschaft und Kunst, es wurden daher bald gemeinschaftliche Studien und Arbeiten verabredet und betrieben, welche vorzüglich die Uebertragung der englischen Classiker in die Muttersprache, so wie die Uebersetzung der deutschen Musterschriften in das Englische betrafen. Bayley war seinem Vaterlande mit ächtem Patriotismus ergeben, schilderte die Vorzüge desselben mit feuriger Beredtsamkeit und widerlegte mit Heftigkeit jede Aeußerung, die Lauigkeit gegen dasselbe verrieth. Der Umgang mit ihm führte für Köstlin Vereinigung mit andern in Wien lebenden englischen Familien herbei, so daß dieser sich am Ende fast mehr unter Engländern, als unter Deutschen befand. Unter diesen Umständen fehlte es nicht an

wiederholten Aufforderungen, das glückliche brittiſche Eiland zu beſuchen, denen der junge Mann, der leicht für einen Gegenſtand zu entzünden war, nicht widerſtehen konnte. Er verließ alſo das ihm theuer gewordene Haus, ſeine geliebten Zöglinge, und trat unter jugendlich kühnen Erwartungen die Reiſe nach England an.

Drei glückliche, der ernſten Abwartung der Pflicht und den wiſſenſchaftlichen Studien gewidmete Jahre hatte K. in der glänzenden Kaiſerſtadt verlebt, die nur durch einen herben Schmerz, den Verluſt ſeiner theuern Mutter, getrübt waren. Sie ſtarb im J. 1803 im 53. Jahre ihres Alters; *) um ſie hatte er mit inniger Wehmuth getrauert. Jetzt auf der Reiſe beſuchte er ſeine Vaterſtadt, ſein Vaterhaus; in Beklommenheit floſſen ſeine Thränen, als er die Stelle ihrer edlen und frommen häuslichen Wirkſamkeit wieder ſah. Dann ſchied er von den Seinen, von dem ihn ſegnenden Vater, dem es nun klar geworden war, daß er den geliebten Sohn nicht an ſeiner Seite lehren und wirken ſehen ſolle, der aber den feſt Entſchloſſenen an der Ausführung ſeines Plans nicht hindern wollte, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß dem geſchickten und thätigen Manne auch im fernen Lande eine Stätte glücklicher Wirkſamkeit nicht entgehen werde.

Gegen Ende des Jahrs 1805 kam Köſtlin in London an. Es fehlte ihm hier nicht an Gelegenheit, ſich ſeinen Unterhalt zu erwerben; Privat-Unterricht in den alten und in ſeiner Mutter-Sprache, der dort glänzend honorirt wird, verſchafften

*) Sie war eine geb. Caspart, Tochter des früh vollendeten Raths-Conſulenten und Canzlei-Directors Caspart zu Eßlingen.

ihm mehr, als er bedurfte. Es fehlte ihm auch nicht an wohlwollenden Freunden, die sich des Fremdlings annahmen. Dennoch aber blieb er — sey es nun, daß England im Ganzen den Erwartungen, die er sich davon gemacht hatte, nicht entsprach, sey es, daß Sehnsucht nach Deutschland ihn ergriff — nicht über ein Jahr in London, sondern schiffte sich erst nach Amsterdam ein, und von da nach Hamburg. Mit mannichfachen Kenntnissen hatte auch dieser, wenn gleich nur kurze Aufenthalt in der Hauptstadt des brittischen Reiches, seinen Geist bereichert; die englische Sprache aber war dadurch so sehr sein Eigenthum geworden, daß er sie nicht nur mit großer Leichtigkeit sprach und schrieb, sondern sogar die schwersten Stellen der deutschen Classiker mit Richtigkeit und Eleganz in dieselbe übertragen konnte.

Bei seiner Ankunft in Hamburg gegen Ende des Jahrs 1806 ahnete er es wohl noch nicht, daß es ihm möglich seyn werde, bis an das Ende seines Lebens darin zu bleiben. Aber oft hat er später gestanden, daß der Wunsch schon in den ersten Wochen seines Hierseyns bei ihm rege geworden sey. Und dieser Wunsch sollte erfüllt werden. Hamburg ward seine zweite Vaterstadt, ward der Ort seiner eigentlichen und schönsten Wirksamkeit. Gewohnt, sich mit der ihm eigenen freimüthigen Offenheit in fremden Städten an die bedeutendsten Gelehrten zu wenden, betrat er das Haus des hochverdienten Directors des Hamburgischen Johanneums, Dr. Gurlitt. Dieser, der es sich von jeher zur Pflicht gemacht hat, aufstrebende junge Gelehrte zu fördern und den Wissenschaften zu erhalten, nahm unsern Köstlin nicht nur mit liebevoller Freundlichkeit auf, sondern vertraute ihm auch, da gerade einer der Professoren der Anstalt

verstorben war, einige Hülfsstunden bis zur Wiederbesetzung der erledigten Stelle im Johanneum an. Da diese mit gutem Erfolg gehalten wurden und K. auch als Schulmann dem trefflichen Gurlitt lieb und werth geworden war, so ward er im J. 1807 zum Collaborator ernannt. Seine gründliche Wissenschaft, mit der er als solcher vorzüglich den untern Classen dieses Instituts nützte, so wie andere liebenswürdige Eigenschaften des Characters, machten ihn in Hamburg bald vortheilhaft bekannt und verschafften ihm Zutritt zu den geachtetsten Familien der Stadt, wodurch er in den Stand gesetzt ward, sein nicht bedeutendes Einkommen durch Privat-Unterricht zu vermehren. Beglückt durch den Erfolg seiner Bemühungen, faßte er nunmehr den festen Entschluß, den Stand des Schulmannes und das ihm theuer gewordene Hamburg nicht mehr zu verlassen. Das Ziel seiner Wünsche war ein Professor am Johanneum; dies konnte er aber unter den damaligen Umständen, wo ein Paar andere Männer, die schon länger der Schule gedient, frühere Ansprüche auf Beförderung hatten, jetzt noch nicht erreichen. Er sah sich daher genöthigt, da ihm auch während dieser Zeit die Hand eines liebenswürdigen Mädchens aus einer geachteten Familie zugesagt war, um desto eher zur Erfüllung seiner Wünsche zu gelangen, ein Privat-Institut für den Unterricht von Knaben zu errichten. Da dies aber, einem wohlbegründeten Gesetze gemäß, den öffentlich angestellten Lehrern nicht erlaubt ist, so entstand für K. die Nothwendigkeit, um die Entlassung von der Collaboratur, deren alleiniger Ertrag für die Erhaltung einer Familie nicht ausgereicht haben würde, nachzusuchen. Sie ward ihm mit Bedauern und Anerkennung seiner Verdienste ertheilt.

Am 30. Mai d. J. 1811 schloß er die eheliche Verbindung mit Dorothea Grabau. Diese Ehe mit einer ihm mit herzlicher Liebe ergebenen, geistreichen und vielseitig gebildeten Frau war für ihn eine Quelle des reinsten Glücks und der frohesten Zufriedenheit. Gern rühmte er daher in vertraulichen Mittheilungen den Trost, den seiner Gattin heiterer Frohsinn ihm in trüben Stunden verliehen, und die Opfer, die ihre treue Liebe ihm in Zeiten körperlicher Leiden, die nur allzubald sein Leben verbitterten, gebracht habe.

Die Unterrichts- und Erziehungsanstalt, deren Leitung K. Anfangs in Verbindung mit einem andern Gelehrten, dann allein übernahm, erfreute sich eines glücklichen Fortgangs. Knaben und Jünglinge aus den bessern Familien wurden ihm in nicht unbedeutender Anzahl zugeführt und von ihm unter Beihülfe geschickter Lehrer, mit Erfolg erzogen und unterrichtet. Aber wenn auch dadurch für den Erwerb reichlich gesorgt war, so fühlte er es doch gar bald schmerzlich, daß ein solches Geschäft die Kräfte und die Zeit eines Mannes so ganz in Anspruch nehme, daß derselbe den eigenen Studien und dem höhern wissenschaftlichen Leben fast entsagen müsse. So erwachte denn sein Lieblingswunsch, als ordentlicher Lehrer dem Johanneum anzugehören, mit aller Stärke von neuem in ihm. Das Jahr 1813 war bekanntlich das unglücklichste in der Geschichte Hamburgs. Nach kurzer Befreiung durch die kühn vordringenden Schaaren Tettenborns, kehrte härtere Sclaverei unter fränkischem Joch zurück. Die bisher nicht gekannten Schreckniſſe der Belagerung zwangen eine große Anzahl von Familien, die Vaterstadt zu verlassen. Köstlin blieb und lebte seinem Berufe und den Studien. Die Frucht des stillen Fleißes in dem

sonst so bewegten und regsamen, nun zur Einöde gewordenen Hamburg, war ein wacker ausgearbeiteter Aufsatz: Hamburg unter französischer Herrschaft (in Ludens Nemesis, Jahrgang 1814) der von der ruhigen, aber scharfen Beobachtung, und von dem ausgebildeten Styl des Verfassers einen rühmlichen Beweis liefert. Auch Köstlins Lehranstalt litt durch das Auswandern der Familien gar sehr; doch war er entschlossen, dieselbe, wenn sich auch nur noch wenige Schüler einfänden, so lange als möglich zu erhalten, als der tyrannische Befehl Davousts ihn zwang, innerhalb weniger Stunden sein wohl eingerichtetes Haus, das in eine Caserne verwandelt ward, zu verlassen und die wenigen ihm noch gebliebenen Zöglinge zu ihren Aeltern zurückzusenden. Gurlitt, sein treuer väterlicher Freund, stand ihm in dieser bedrängten Lage hülfreich zur Seite, bat ihn, da die allgemeine Noth auch einige Lehrer des Johanneums die Stadt zu meiden gezwungen hatte, einstweilen als Collaborator an dasselbe zurückzukehren, und eröffnete ihm zugleich die frohe Aussicht, nach wieder erlangter Freiheit eine ordentliche Lehrer-Stelle, die während dieser Zeit erledigt war, erhalten zu können. Friede und Freiheit erschien für Deutschland, erschien, nach langem Harren, auch für das gute Hamburg; mit ihnen auch Freude für Köstlin, der im Anfang des Jahrs 1815 zum ordentlichen Lehrer ernannt ward, welcher Ernennung dann auch im J. 1819 die ehrende Anerkennung seiner Verdienste durch Ertheilung des Professor-Characters folgte.

Die Professoren des Hamburgischen Johanneums sind, seit der glücklichen, im Jahr 1802 erfolgten Umgestaltung dieser blühenden An-

stalt *), die jetzt wohl mit Recht zu den vorzüglichsten in Deutschland gerechnet wird, in einer äußern Lage, deren nicht gar viele Schulmänner sich zu erfreuen haben möchten; denn es ist für sie von den Staatsbehörden mit nachahmungswerther Liberalität gesorgt. Aber ihr Amt legt ihnen auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Arbeiten auf: vier und zwanzig wöchentliche Lectionen, mit gewissenhafter Pünktlichkeit, in gefüllten Auditorien, und nach genauer Vorbereitung, der selbst der gewiegteste Schulmann nicht entbehren kann, gehalten, nehmen die Kräfte auch des gewandten und rüstigen Mannes in Anspruch. Wer daher auch nicht der Meinung Schleiermachers ist, „daß die Schule die schlechteste sey, wo am meisten geschrieben werde" wird es doch unter diesen Umständen keinem verargen, wenn er die schriftstellerische Thätigkeit weniger hervortreten und treue Erfüllung der amtlichen Pflicht sein Erstes und Höchstes seyn läßt. Auch Köstlin mußte in seinem Amte erst heimisch

*) Das Johanneum besteht seitdem aus einer Gelehrten-Schule von 5, und einer Bürger-Schule von 3 Classen; in jener unterrichten 6 Professoren, in dieser 4 Collaboratoren; doch werden auch von den Professoren einzelne Lectionen in der Bürger-Schule, so wie von den Collaboratoren mehrere Stunden in der Gelehrten-Schule gehalten. An beiden Anstalten arbeiten noch außerdem 4 Lectoren der neuern Sprachen und ein Lehrer der Kalligraphie und Rechenkunst, so wie ein Zeichnen-Lehrer. An der Spitze des Ganzen steht der Director und erste Professor, Dr. J. Gurlitt, der im Jahr 1802 vom Kloster Bergen bei Magdeburg, wo er 25 Jahr gelehrt und gewirkt hatte, hieherberufen ward, und nun bald 50 Jahre in beiden Aemtern verlebt hat. Er ist der ehrwürdige Nestor unter den Schulmännern Deutschlands. Eine kurze Biographie dieses Mannes vom Verf. dieses Aufsatzes steht im Conversf. Lexicon Bd. XI., 2. Abtheil., S. 565 ff.

werden, ehe er der ihm inwohnenden Neigung zu anderweitiger literärischer Thätigkeit huldigen konnte. Dann aber gelang es ihm, durch genaue Eintheilung der Zeit theils seine eigene Bildung zu fördern, theils manches Andere für die Zukunft vorzubereiten.

Sein Lieblingsstudium in den Nebenstunden ward jetzt vorzugsweise die Mineralogie, veranlaßt durch den Unterricht, den er in der Naturgeschichte zu ertheilen hatte. Begünstigt durch die Lage Hamburgs und durch Verbindung mit Verwandten in andern Ländern, brachte er mit großem Fleiß und bedeutendem Kassenaufwand allmälig eine, nach dem Urtheil der Kenner sehr schätzbare Mineralien-Sammlung zu Stande, welche Stücke von der größten Seltenheit aufzuweisen hatte und deshalb häufig von Einheimischen und Fremden in Augenschein genommen ward. *) Auch trat der thätige Bergrath Lenz zu Jena mit ihm in dieser Hinsicht in Briefwechsel und die dortige mineralogische Gesellschaft ehrte ihn schon im J. 1817 durch Erwählung zu ihrem Ehren-Mitgliede und bald darauf zu ihrem Assessor. Daneben beschäftigte ihn die Geschichte und Geographie unablässig, auch dieses in Folge des darin ertheilten Unterrichts. Reiche und wohl geordnete Sammlungen von Excerpten, die stets fortgeführt und vervollständigt wurden und manche Nacht dem Schlafe raubten, machten diesen Unterricht bei ihm in hohem Grade anziehend und belehrend. Aber über alles theuer war ihm das Studium der Philologie. Zu den Schrift-

*) Diese Mineralien-Sammlung ist bis jetzt noch ungetheilt vorhanden, wird aber im J. 1826 in Hamburg öffentlich versteigert werden. Wir machen die Freunde dieses Studiums hierdurch vorläufig darauf aufmerksam.

stellern, die er in den Classen zu erklären hatte, Anakreon, Aelian, Vellejus Paterculus, Justin wurden nicht nur gründliche, oft äußerst mühsame Forschungen enthaltende Commentare ausgearbeitet, sondern zum Theil auch von den Werken derselben geschmackvolle Uebersetzungen angefertiget. Damit hing die stäte Beschäftigung mit unserer herrlichen Muttersprache zusammen; sie suchte er in Rede und Gedicht auszubilden. Schon in früher Jugend hatte seine kühne Phantasie ihn zum Dichter gemacht; auch jetzt noch entfloß manches treffliche Gedicht seiner Feder. *) Von welchen ästhetischen Grundsätzen er dabei geleitet wurde, darüber gab er selbst die besten Aufschlüsse in seiner Abhandlung: über das Schöne und Erhabene. **) Mit großem und sichtbarem Erfolg wurden daher die deutsch-oratorischen Stunden von ihm gehalten; gründliche Correction der Arbeiten der Scholaren wechselte mit Vorträgen über die deutsche Literär-Geschichte und geschmackvollen Characteristiken der Schriftsteller, die er fast alle durch eigene Lectüre kannte. Klopstock und Göthe galten ihm als die Koryphäen unter denselben; des letzteren Geist hatte er mit vorzüglicher Liebe sich angeeignet; und wer diesen Heros unserer Literatur nicht nur aus flüchtiger Lesung kennt, der wird gestehen, daß nur, wer eigenen Geist besitzt, ihn erfassen könne. Mit wahrem Enthusiasmus widmete er ferner Fleiß und Zeit der Vervollkommnung der eigentlichen Uebersetzungskunst der Alten, nament-

*) Mehrere derselben stehen in der von Georg Lotz in Hamburg herausgegebenen Zeitschrift: Originalien, und sind mit dem Namen Ernst unterzeichnet.

**) Ebendaselbst. Jahrg. 1817.

lich der Dichter unter ihnen. So wie er aber die größte Genauigkeit bei Wiedergabe des Sinnes und der Worte verlangte und wie er die möglichst treue und dabei geschmackvolle Uebersetzung für den Triumph der Interpretation hielt, so war er auch den neuern strengen Ansichten über deutsche Metrik zugethan. Daher genügten ihm auch, nachdem F. A. Wolf *) seine Meinung darüber aufgestellt und bei seiner Anwesenheit in Hamburg, wo er Köstlin durch einen Besuch erfreute, in traulicher mündlicher Unterredung ihm dieselbe noch ausführlicher erörtert hatte, nachdem auch A. W. Schlegel **) dieser Ansicht beigetreten war, die vorhandenen Uebersetzungen wenigstens in metrischer Hinsicht nicht mehr, und er unternahm es, das, was bisher nur bei einer geringern Anzahl von Versen angewendet war, bei einem größern Werke durchzuführen. Dazu wählte er die Elegieen des jetzt nicht mehr genug gekannten Petrus Lotichius Secundus ***), dieses glücklichen Nachahmers des Ovid. Mit unermüdlicher Beharrlichkeit arbeitete er an diesem seinem Lieblingswerk, das keinen Hexameter mit Trochäen, die man bisher statt der Spondeen angewendet hatte, keinen ohne richtige Cäsur enthalten sollte, und es gelang ihm, die vier Bücher dieser Elegieen nach diesen Grundsätzen zu vollenden. ****)

*) In den Analekten Bd. 1, S. 219 f. und vorzügl. Bd. 2. S. 137 ff.

**) Ind. Biblioth. Bd. 1. H. 1. S. 40 ff.

***) Geb. in der Abtei Schlüchtern 1528, gest. zu Heidelberg 1560. Seine Werke sind herausgegeb. v. P. Burmannus II. Amsterd. 1754. 2 Voll. 4. und v. Kretzschmar. Dresd. 1773. 8.

****) Diese Arbeit ist noch nicht gedruckt. Der Verf.

Schönes und Großes hätte dieser strebende Geist gewiß noch zu Tage gefördert, wenn ihm eine dauerhaftere Gesundheit und ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Aber schon in zarter Jugend hatten sich bei ihm Spuren von Brustschwäche gezeigt. Von seinem zwölften Jahre kämpfte er bald mehr bald weniger mit diesem Uebel, das er selbst für minder bedeutend hielt, ja oft gering achtete und gegen das er nicht früh genug wirksame Mittel angewendet hatte. Die anhaltende und angestrengte Arbeit, der er oblag, konnte dasselbe nur vergrößern. Im Winter des Jahrs 1821 verfiel er in eine schwere Krankheit; eine Lungen-Entzündung drohte seinem Leben ein Ende zu machen. Doch sorgfältige Behandlung von Seiten eines kundigen Arztes und zarte Pflege der Gattin retteten ihn; er genas wenigstens in so weit, daß er, obwohl mit großer Anstrengung, sein Amt verwalten konnte. Eine Reise in sein Vaterland, das er seit dem Jahre 1805 nicht gesehen hatte, sollte die Kräfte herstellen; das aber konnte sie ihm, so wie er sie unternahm, nicht gewähren. Sein Durst nach Wissenschaft, seine Begierde, ausgezeichnete Männer in den Städten, durch die ihn sein Weg führte, zu sehen und zu sprechen, von ihnen zu lernen, ward in hohem Grade befriedigt. So sah er in Göttingen Hugo, den Freund und Beförderer seines theuern Verwandten, des jetzigen Professors der Rechte Bluhme zu Halle, eines Halbbruders von Köstlins Gattin, begrüßte in Heidelberg den ehrwürdigen Voß, der ihm eine lan-

---

dieser Biographie ist aber nicht abgeneigt, sie, zur Ehre seines verstorbenen Freundes, mit dem lateinischen Text und einigen philologischen Bemerkungen begleitet, herauszugeben.

gere vertraute Unterredung schenkte. Aber eben diese hohen geistigen Genüsse, in deren Erinnerung er noch nach seiner Rückkehr sich glücklich fühlte, trugen nur dazu bei, ihn aufzuregen und während der Geist mit einer Menge von neuen Ideen und Kenntnissen bereichert ward, litt der Körper sichtlich. Sehr schwach erreichte er daher seine Vaterstadt. Groß war die Freude des Wiedersehns für die Geschwister, für den Vater, den 72jährigen Greis, der nach sechszehnjähriger Trennung den geliebten Sohn wieder in seine Arme schließen konnte. Fast vier Wochen blieb K. in seiner Heimath. Mit der zartesten Liebe behandelte er den greisen Vater; das Lieblingsstudium der Naturwissenschaft, das beide verband, gab auch nun noch Stoff zur beseelten Unterhaltung; denn mit Schonung wurden theologische Gespräche vermieden, damit der strenge rechtgläubige Geistliche nicht durch freiere Ansichten, die seit längerer Zeit das Eigenthum des Sohnes geworden waren, in Hinsicht auf diesen beunruhiget werde. So schied er nochmals gesegnet in Liebe von ihm und eilte, sich nicht die nöthige Ruhe und Rast gönnend, zu seiner Familie und seinem Amte zurück. Sein körperliches Uebel war nicht gehoben, sondern verwandelte sich von nun an in die unheilbare Luftröhren-Schwindsucht, zu welcher sich ein zehrendes Nervenfieber gesellte. Männlich trug und litt er fast noch zwei Jahre, ließ sich auch durch die heftigsten Leiden nicht abhalten, seinem Berufe zu leben; der lebendige Geist allein hielt den wankenden Körper aufrecht, so daß er selbst noch wenige Tage vor seinem Tode seine Lectionen hielt. Er starb in noch nicht vollendetem 44. Jahre seines Alters. Die zärtlichste Gattin und sieben zarte Kinder beweinten seinen allzufrühen Tod. Mit inniger Weh-

muth begleiteten ſeine Amtsgenoſſen und Schüler die Leiche zu Grabe, an welchem ſein vieljähriger College, Prof. F. G. Zimmermann, mit tiefer Empfindung einfache und herzliche Abſchiedsworte ſprach. *)

Der Verſtorbene hat ſich während ſeiner irdiſchen Laufbahn durch Treue im Amte, durch einen wohlwollenden Sinn, durch hohe Rechtſchaffenheit, endlich durch wahrhaft religiöſen Sinn ſeinen Collegen, Schülern und andern Freunden ſehr werth gemacht. Dieſen religiöſen Sinn konnte in ihm nur der verkennen, der Aufklärung in Hinſicht der theologiſchen Ueberzeugung und freies Bekenntniß derſelben für irreligiös und unmoraliſch hält — was leider nur zu oft in unſern myſtiſch-nebelvollen Tagen zu geſchehen pflegt. Es zeichnete ihn ferner ein tiefes Ehrgefühl aus, das freilich in frühern Jahren oft ins Kleinliche zu fallen ſchien und ſo bei ſeiner lebhaften und leicht gereizten Sinnesart ſein Leben nicht ſelten durch bittere Erfahrungen trübte. Die wahre Seelengröße, die innere Ruhe, die über Angriffe des Neides und der Bosheit ſtolz hinwegſieht, ward erſt in den letzten Jahren ſeines Lebens ſein Eigenthum; daher auch dieſe Jahre für ihn die ſorgenloſeſten und heiterſten wurden. Wären ſie nur auch frei von körperlichen Leiden geweſen! Im Umgange war er ein äußerſt wohlwollender und liebevoller Mann. Fern war im Cirkel von Freunden der Lehrton, in den ſo mancher Schulmann, ſich ſelbſt unbewußt, verfällt; zurücktretende Beſcheidenheit, bereitwillige Anerkennung der Verdienſte und Leiſtungen Anderer gehörten zu

*) Sie ſind abgedruckt in D. Gurlitt's Oſter-Programm v. J. 1824, betitelt: Drei Schulreden u. ſ. w. Hamburg 1824. 4. S. 30 ff.

seinen liebenswürdigsten Eigenschaften. Er hatte ferner die Gabe, durch seine mannichfaltigen Kenntnisse höchst angenehm und anziehend zu unterhalten; den erheiternden Witz liebte er, suchte ihn aber nicht, wohl wissend, daß, wer darauf ausgehe, witzig zu seyn, leicht in Gefahr gerathe, unwitzig zu werden. Als Lehrer hat er gewiß recht segensreich gewirkt; seine Behandlungsart der Jugend hatte, wenn sie gleich in den ersten Jahren seiner Amtsführung bisweilen an das veraltete zu oft strafende Verfahren erinnerte, später das rechte Mittel zwischen der zu großen Strenge und der noch schädlicheren alles übersehenden und es sich selbst leicht machenden Milde gewonnen. Er war mit Recht der Meinung, man müsse die Schüler so behandeln, wie sie dereinst als Männer wünschen würden, behandelt worden zu seyn. Die Jugend war ihm herzlich ergeben; denn, was jeder Lehrer thun sollte, er erzog, indem er lehrte und lehrte, indem er erzog; er übte selbst was er von andern verlangte, und nützte so auch durch sein nachahmungswerthes Beispiel. Sein Andenken bleibe stets in wohlverdienter Ehre!

Cornelius Müller.

Hans Wilhelm Freiherr von Thümmel,

herzogl. Sachsen-gothaischer wirkl. Geh. Rath, Cammerpräsident und Ober-Steuerdirector zu Altenburg.

geb. den 17. Februar 1744.
gest. den 1. März 1824.

Die Schöpfungen dieses ausgezeichneten Mannes haben nicht nur in den Fürstenthümern Gotha und Altenburg, in denen sie entstanden, sondern auch durch ganz Deutschland Bewunderung erregt. Kein Reisender hat in den letzten dreißig Jahren eines dieser beiden Länder betreten, ohne auf Beweise seiner segensreichen Thätigkeit zu stoßen. Wenige haben wie er verstanden das Gute und Nützliche mit dem Schönen zu verbinden, und wenige haben solchen Eifer und solche Ausdauer besessen, um das richtig Erkannte zur Ausführung zu bringen.

Hans von Thümmel war zu Schönfeld bei Leipzig geboren, und das mittelste unter neunzehn Kindern. Sein Vater, Carl Heinrich von Thümmel, war kurfürstlich-sächsischer Landcammerrath, ein lebhafter, rascher Mann, seine Mutter eine geborne von Bölau.

Die erste Erziehung erhielt er von einem Hofmeister im väterlichen Hause. Dieser war, bei übrigens beschränkten Kenntnissen, doch in der Mechanik und Architectur nicht unerfahren, und ihm verdankte Thümmel seine erste Neigung zur Baukunst. Späterhin schickten ihn seine Aeltern auf die Universität nach Leipzig, wo er sich, im Vereine

mit seinem ältern Bruder, Moritz August von Thümmel, dem bekannten Dichter, den Studien widmete. Doch nur auf kurze Zeit. Sein Vater, der während des siebenjährigen Krieges sein ganzes Vermögen verlor, sah sich durch seine bedrängte Lage genöthigt, seinen Sohn zurückzurufen.

Diese Bedrängnisse waren es denn auch, die seinen Vater im Jahr 1760 vermochten, am gothaischen Hofe eine Pagenstelle für ihn anzunehmen, die ihm von dem Pathen seines Sohnes, dem Oberhofmarschall von Studnitz, angeboten wurde. Damals regierte dort Herzog Friedrich III., dessen Gemahlin Luise Dorothea einen glänzenden Hofstaat hielt. Höchst ungern ging der junge Thümmel in diese Verhältnisse ein, und blos die freundliche Behandlung der Herzogin, die ihn zu ihrem Pagen wählte, und das Wohlwollen, das ihm die Oberhofmeisterin von Buchwald, eine sehr gebildete Frau, bewies, war im Stande, ihn mit seiner neuen Lage auszusöhnen. Auch verdankte er es der Fürsorge und Aufmunterung dieser beiden Frauen ganz allein, daß er sich, trotz der damaligen schlechten Lehranstalten des Pageninstituts, vornämlich durch eignen Fleiß manche gute Kenntnisse erwerben konnte, die er denn späterhin bei jeder dargebotenen Gelegenheit immer mehr und mehr erweiterte.

Im ein und zwanzigsten Jahre wurde Thümmel durch die Vermittelung der Herzogin als Cammerjunker angestellt, und war jetzt so glücklich, sich durch persönliche Anmuth und Liebenswürdigkeit die Neigung und das Vertrauen des Erbprinzen Ernst und dessen Bruders, des Prinzen August, zu erwerben.

In den Jahren 1768 und 1769 verschaffte ihm sein Aufenthalt im Ronneburger Bade die Be-

kanntschaft des Lord Villiers, nachmaligen Herzogs von Grandison, den er das Jahr darauf, unterstützt durch die beiden Prinzen von Gotha, auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien begleitete.

Bald nach seiner Rückkehr (1772) wurde er als Assessor bei dem Commercollegio in Gotha angestellt, und bewies in dieser neuen Laufbahn großen Eifer und Fleiß. Besonders war er während der Theuerung von 1772 und 1773 die über die Walddörfer des Fürstenthums Gotha große Noth brachte, als Geschäftsführer des Erbprinzen, zur Abhülfe derselben, sehr thätig, und es geschah auf seine Vorstellung, daß der Erbprinz seinen Vater bewog, die fürstlichen Magazine zur Unterstützung der Unterthanen öffnen zu lassen. Seine sämmtlichen Collegen waren dieser Maßregel entgegen gewesen, die sie allein auf Thümmels Rechnung schrieben, und dieses verursachte eine Kälte gegen ihn, die es ihm sehr angenehm machte, daß der Prinz August ihn zu seinem Begleiter auf einer Reise durch Italien erwählte, und so auf einige Zeit seinem Geschäftskreise entführte.

Auf dieser zweiten Reise lernte Thümmel die Höfe von Parma, Florenz, Rom und Neapel kennen. In Toskana regierte damals der Erzherzog, nachmaliger Kaiser, Leopold, und auf dem päbstlichen Stuhle saß Clemens XIV. Während seiner Anwesenheit in Rom nahm er mit dem Prinzen oft an der engern Gesellschaft dieses berühmten und aufgeklärten Fürsten Theil.

Seinem damaligen Aufenthalte in Rom dankte Thümmel vorzüglich die Erweiterung und Ausbildung seiner Kenntnisse in der Architectur, auf welche er ganz vorzüglich sein Hauptaugenmerk richtete, ohne dabei die andern Künste zu vergessen. Er

war auf das Schicksal der Bauern gerichtet, die, gegen alle Recesse, unter dem Namen „hergebrachter Observanzen" bis zum Unerträglichen mit ungemessenen Frohndiensten belastet waren. Er untersuchte ihre Beschwerden, und da er sie gerecht fand, stellte er die Lage der Sachen dem Herzoge so bündig vor, daß dieser sogleich alle ungemessenen Frohnen aufhob, und nur die gemessenen, in dem Maße, wie sie von jeher receßmäßig bestanden hatten, fortdauern ließ.

So wie Thümmel schon während seiner Anwesenheit zu Gotha ganz vorzüglich den höchst nothwendigen Chausseebau zwischen Gotha und Erfurt betrieben hatte, so betrieb er jetzt auch den Bau der Landstraßen durch das Fürstenthum Altenburg. Ihm verdankt dieses Land die schönen Kunststraßen von Altenburg nach Zwickau und Gera, die Chausseen von der altenburgischen Grenze hinter Kóstritz, durch den Klosterlausnitzer Forst bis nach Schóngleina, und die von Altenburg nach Borna.

Bisher hatten sich gewöhnlich die Rittergutsbesitzer, wenn sie ein Capital aufnehmen mußten, genóthigt gesehen, auswärtig Geld zu hohen Zinsen zu borgen, während die reichern Bauern ihr baares Geld ebenfalls außer Landes und oft, durch große Versprechungen verführt, auf sehr unsichere Hypotheken ausliehen. Hierdurch ging dem Lande manche Summe verloren; die Capitalisten mußten bei ausbrechenden Concursen und Ausklagungen ihr Recht bei auswärtigen Behörden mit großen Kosten und unter lästigen Verhältnissen suchen, anderer Unannehmlichkeiten nicht zu gedenken. Um diesen Uebeln abzuhelfen, entwarf Thümmel den Plan zu einer Cammer-Leihbank, in welche jeder Unterthan sein Capitalvermógen gegen 3 Procent

Zinsen niederlegen konnte, und woraus dagegen, auf sichere Hypothek, jeder Rittergutsbesitzer Geld zu 4 Procent Zinsen geliehen erhalten konnte. Herzog Ernst genehmigte dieses Project, und als es ausgeführt wurde, übertraf der Erfolg alle Erwartungen. Noch jetzt besteht diese Anstalt, die seit ihrer Gründung der ganzen Landschaft die ersprieslichsten Dienste geleistet hat, unter dem Namen der Landesbank, und ist allmälig immer erweitert und vergrößert worden.

Zu derselben Zeit befand sich die Landschaftscasse in großer Geldverlegenheit. Dieser abzuhelfen arbeitete Thümmel einen Actienplan aus, durch den er 300,000 Thaler herbeischaffte, und nach Verlauf von zwanzig Jahren hatte dieser Plan auf die genugthuendste Weise durch völlige Abzahlung der Actien nebst den Zinsen seine Endschaft erreicht.

Im Jahr 1789 unternahm er, aufgeregt durch die Klagen der Einwohner Altenburgs über Mangel an Holz zur Feuerung, eine Holzflöße auf der Sprotte und Pleiße einzurichten. Von Seiten des Herzogs, welcher sogleich das Nützliche dieser Anstalt einsah, wurde ihm aller Vorschub gethan, aber viele Schwierigkeiten standen der Ausführung im Wege, die theils in den Oertlichkeiten, theils in dem Eigennutze der Besitzer des Uferrandes ihren Grund hatten. Dem Herzoge selbst wurde sie unter der Hand als höchst schwierig und kostspielig, wenn nicht ganz unmöglich, vorgestellt, und dabei das Mißlingen eines früheren Versuches dieser Art, der aber auf einem andern, minder günstigen Puncte angestellt worden war, geltend gemacht. Thümmel, durch diese Schwierigkeiten nur noch mehr angespornt, bot alles, was zur Verwirklichung seines Planes dienen konnte, auf, und hatte die Freude, ihn zur eignen Genugthuung, und

zu seiner Rechtfertigung vor den Augen des Herzogs und aller Zweifler, vollkommen gelingen zu sehn.

Die angestrengtesten Bemühungen aber widmete der rastlos thätige Mann der Verbesserung des ganz verfallenen Armenwesens. In der Stadt sowohl als auf dem Lande wimmelte es von Straßenbettlern; ein Uebel, das in einem von der Natur mit so reichen Hülfsquellen aller Art begabten Lande ein schmählicher Flecken war.

Auf Thümmels eindringende und überzeugende Vorstellung forderte 1792 der Herzog auf dem Landtage die altenburgischen Stände auf, die Vorschläge Thümmels zu prüfen, und wenn sie dieselben annehmlich fänden, einen Fonds zu ermitteln, woraus die Armen-Versorgungs-Anstalten unterstützt werden könnten. Im Einverständniß mit der herzoglichen Regierung, und treulich unterstützt durch den Geheimen Rath und Kanzler von Trützschler, arbeitete er nun einen Plan zur Abhülfe dieser Noth aus, welcher auch gebilligt und seiner Ausführung überlassen wurde. Mit rastlosem Eifer unterzog er sich diesem Geschäfte, und es entstand ein durchgreifendes Armen-Versorgungs-Regulativ, dessen Hauptgrundsatz war, daß die Armendirection helfen, aber nicht richten solle.

Dieses Regulativ bestimmte die Errichtung eines Armenhauses in jedem Kreisamte und zweier Werkhäuser in dem Fürstenthum Altenburg, so wie es auch die polizeilichen Verfügungen wegen Abschaffung des Bettelwesens enthielt. Zur Leitung des Ganzen wurde eine General-Armen-Direction niedergesetzt, an deren Spitze Thümmel gestellt wurde. Im Jahr 1796 war die Einrichtung vollendet, und brachte überall die segensreichsten Folgen hervor. In Kahla, Eisenberg, Ronneburg und

Altenburg wurden Armenhäuser erbaut, und in letzterer Stadt ein allgemeines Krankenhaus mit demselben vereinigt. In Altenburg war 1802 der Bau des Armen- und Krankenhauses vollendet, und die mit ihnen vereinigte Armenkirche wurde feierlichst eingeweiht.

Aber jetzt brach eine Zeit an, in welcher die Anstalt, so wie die Ausdauer und der Eifer ihres Urhebers auf eine schwere und harte Probe gesetzt wurde. Ein Krieg, der zum Theil in Altenburgs Nähe geführt und entschieden wurde, mit großer Theurung aller Lebensbedürfnisse verbunden, drückte seine Anstalten nieder, und die allgemeine Noth machte es unmöglich, ihr ergiebige Hülfsquellen zu öffnen. Die Ausgaben für die Armen mußten auf das Nothwendigste beschränkt, die Armenhäuser geräumt und zu Lazarethen umgeschaffen werden, und so konnte es nicht fehlen, daß die Straßenbettelei, der man seit 15 Jahren ganz entwohnt war, wieder aufzuleben begann. Dennoch verzagte Thümmel nicht; was zur Erleichterung der Armen geschehen konnte, geschah; und als der Krieg sich nach andern Gegenden wendete, kehrte auch in seine Anstalten das vorige Leben zurück. Sie bestanden noch in ihrer ersten Einrichtung, als Herr von Thümmel seine Stelle als Cammerpräsident niederlegte; dann aber wurden Abänderungen nöthig befunden; man ließ die Armenhäuser in den Aemtern eingehen, und blos das in Altenburg bestehen; überhaupt wurde größere Sparsamkeit angewendet. Diese Veränderungen thaten dem Urheber der Anstalt weh; doch mochte allerdings Sparsamkeit Noth thun, da sein mildes und edles Herz dem Grundsatze „zu helfen, aber nicht zu richten" vielleicht eine zu weite Ausdehnung gegeben hatte.

Im Jahr 1786 hatte der Herzog Herrn von

zu seiner Rechtfertigung vor den Augen des Herzogs und aller Zweifler, vollkommen gelingen zu sehn.

Die angestrengtesten Bemühungen aber widmete der rastlos thätige Mann der Verbesserung des ganz verfallenen Armenwesens. In der Stadt sowohl als auf dem Lande wimmelte es von Straßenbettlern; ein Uebel, das in einem von der Natur mit so reichen Hülfsquellen aller Art begabten Lande ein schmählicher Flecken war.

Auf Thümmels eindringende und überzeugende Vorstellung forderte 1792 der Herzog auf dem Landtage die altenburgischen Stände auf, die Vorschläge Thümmels zu prüfen, und wenn sie dieselben annehmlich fänden, einen Fonds zu ermitteln, woraus die Armen-Versorgungs-Anstalten unterstützt werden könnten. Im Einverständniß mit der herzoglichen Regierung, und treulich unterstützt durch den Geheimen Rath und Kanzler von Trützschler, arbeitete er nun einen Plan zur Abhülfe dieser Noth aus, welcher auch gebilligt und seiner Ausführung überlassen wurde. Mit rastlosem Eifer unterzog er sich diesem Geschäfte, und es entstand ein durchgreifendes Armen-Versorgungs-Regulativ, dessen Hauptgrundsatz war, daß die Armendirection helfen, aber nicht richten solle.

Dieses Regulativ bestimmte die Errichtung eines Armenhauses in jedem Kreisamte und zweier Werkhäuser in dem Fürstenthum Altenburg, so wie es auch die polizeilichen Verfügungen wegen Abschaffung des Bettelwesens enthielt. Zur Leitung des Ganzen wurde eine General-Armen-Direction niedergesetzt, an deren Spitze Thümmel gestellt wurde. Im Jahr 1796 war die Einrichtung vollendet, und brachte überall die segensreichsten Folgen hervor. In Kahla, Eisenberg, Ronneburg und

hatten seitdem fast alle Grundstücke bedeutende Veränderungen erlitten. Daher war eine neue Vermessung sehr nöthig, um nach ihr neue Steueranschläge, Grundbücher (Urbarien) und Cataster ausarbeiten zu lassen. Im Jahr 1815 waren $\frac{2}{3}$ des Landes vermessen, nach dieser Messung besteuert und neu catastrirt worden. Die darauf sich begründenden Urbarien, worin die Gerechtigkeiten und Lasten der Unterthanen genau bestimmt sind, bleiben ein unschätzbares Denkmal eines für das Land so wohlthätigen Werkes und seines Urhebers. Nach dieser Vermessung sind auch die aus zwei Blättern bestehenden Generalcharten des Fürstenthums Altenburg in Paris von Tardieu gestochen worden.

So wie für die Beförderung des Wohlstandes der Unterthanen sorgte aber Thümmel auch für Verschönerung der Stadt. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in Altenburg (1783) brannte die eine Seite des Kornmarktes nieder, und er bewog die sämmtlichen Besitzer, ihre Häuser nach Einem Plane wieder aufzubauen, und so scheint die ganze Seite dieses Platzes jetzt nur aus Einem Hause zu bestehen, da die Häuser alle unter einem Dache vereinigt sind und die Fenster der Stockwerke in einer Linie fortlaufen.

Im Jahr 1809 wurde unter seiner Leitung ein neues Werkhaus erbaut, da das vorige abgebrannt war. Es wurde mit dem Armen- und Krankenhause vereinigt, und kein nach Altenburg kommender Fremder wird dem Erbauer dieser drei Häuser, die außer ihren großen Zwecken noch sehr zur Verschönerung der Umgebungen beitragen, seine innige Achtung versagen können.

Auf seinen Antrag geschah es auch, daß im Jahr 1811 für die herzogliche Bibliothek in Altenburg ein neues Haus eingerichtet und in demsel-

Thümmel den Auftrag zu einer militärischen Ausmessung des altenburger Landes gegeben; wie er denn überhaupt den Plan hatte, von sämmtlichen sächsischen Herzogthümern eine militärische Charte entwerfen zu lassen. Auf seinen Betrieb schickte der Graf von Schmettau zu diesem Behufe drei preußische Ingenieurs, zwei Herren Wiebekings *) und Herrn Hammerschmidt nach Altenburg, die nach einigen Jahren eine militärische Charte dieses Landes vollendet hatten. Im Jahr 1806 erbat sich der Herzog von Braunschweig diese Charte, deren Daseyn ihm durch den Herzog von Weimar bekannt geworden war; nach der Schlacht von Jena war sie verschwunden, und niemand wußte, was aus ihr geworden sey. Im Jahr 1807 aber sah sie Thümmel in Paris beim General Sanson, dem Vorstande des topographischen Bureaus, wo er erfuhr, daß sie mit dem Gepäck des Herzogs von Braunschweig in französische Hände gefallen war. Er erhielt sie als Eigenthum des altenburger Landes zurück. Nicht so glücklich war er später damit. Als 1813 Blücher vor der Schlacht bei Lützen sein Hauptquartier in Altenburg hatte, mußte dieselbe Charte dem General Gneisenau ausgeliefert werden; ihre Rückgabe nach geendigtem Feldzuge wurde versprochen; aber die Erfüllung dieser Zusage ist in Vergessenheit gerathen.

Aber auch eine größere und wichtigere Vermessung des Fürstenthums Altenburg wurde auf Thümmels Antrag 1795 beschlossen, und 1796 von dem gothaischen Ingenieur-Hauptmann Wagner begonnen. Seit 1652 war keine Revision der Steueranschläge vorgenommen worden, und doch

*) Der eine jetzt als Geheimerrath in bairischen Staatsdiensten quiescirt.

dazu, und 1799 waren schon 10 Wohnhäuser und eben so viele Scheuern und Ställe erbaut, die Felder zu zwölf Besitzungen, jede von acht Aeckern abgetheilt, mit Obstbäumen besetzt, zwei Brunnen gegraben und eine Holzung angepflanzt. Diese Ansiedlung wuchs fortwährend, so daß 1809 acht und zwanzig Wohnhäuser mit Ställen und Scheuern erbaut waren. Von dieser Zeit an aber verfiel sie wieder, da die Belastungen des Kriegs nicht erlaubten, etwas von Bedeutung für den Ort zu thun, dessen Bewohner, dem Landbau fremd und in ihren heimischen Bergen an eine andere Lebensart gewöhnt, in ihrem neuen Wohnsitze nicht recht einheimisch werden konnten; daher nach dem Kriege die ganze Anlage, ohne die gehofften Früchte zu tragen, wieder eingegangen ist.

Indem Herzog August im Jahr 1805 Herrn von Thümmel mit einigen Geschäften für die gothaische Cammer beauftragte, durch die er mit den Bedürfnissen der untern Classen genauer als vorher bekannt wurde, kam er auf den Gedanken, durch Abtragung der Wälle und Ausfüllung des Stadtgrabens von Gotha nicht nur den Armen Verdienst zu verschaffen, sondern auch zugleich zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen beizutragen. Der Herzog ging gern auf diesen Plan ein; die Arbeit begann sogleich, und ob sie schon nicht mit demselben Eifer fortgeführt wurde, mit dem sie angefangen war, wurde sie doch nach wenigen Jahren, nach Thümmels Angabe, zum Ziele gebracht. So verdankt ihm also Gotha die heitern Anlagen, die es rund umher wie ein Garten umgeben, überall Spazirgänge eröffnen und auch den düstersten und dumpfsten Theilen der Stadt freie Luft und ein heiteres Licht verschaffen. So lange sich die Erinnerung an die vorige Ge-

ben ein Local für eine Zeichenacademie angebracht wurde.

Im April 1804 starb Herzog Ernst II., und sein Nachfolger Herzog August ernannte schon am 7. Mai desselben Jahres den Präsidenten von Thümmel zum Minister und wirklichen Geheimen Rath, eine Stelle, die ihm Herzog Ernst schon angeboten, er aber ausgeschlagen hatte. Von dieser Zeit an brachte er jedes Jahr einige Monate in Gotha zu.

Hier möchte es nun am schicklichsten seyn, auch dasjenige zu erwähnen, was Thümmel, während Altenburg sein Hauptwirkungskreis blieb, zu gleicher Zeit für die Stadt und das Fürstenthum Gotha gethan hat. Zuerst bietet sich hier die Anlegung der Colonie Neufrankenroda dar, die zwar im Laufe der Kriegsjahre wieder zu Grunde ging, deren Anlage aber doch den milden Gesinnungen Herzog Ernsts und Thümmels zum Ruhme gereicht. Die Ortschaften des Thüringerwaldes waren mit Menschen überfüllt; der Mangel an Erwerb und die Vermehrung des Holzdiebstahls war eine Folge der Uebervölkerung, so daß der Herzog für nöthig fand, eine Verordnung zur Vollziehung zu bringen, welche den Zuwachs der Bevölkerung in diesen Dörfern hemmen sollte; aber er besprach sich vorher mit Thümmel über die Mittel, bei dieser Maßregel in der Ausführung so viel als möglich alles Drückende zu vermeiden. Thümmel bewog den Herzog in einer wenig ergiebigen Flurmarkung des Cammerguts Frankenroda, zwei Stunden von Gotha, eine Colonie anzulegen, in welcher die aus den Walddörfern verdrängten Unterthanen aufgenommen werden könnten. 1798 wurde die Anlegung der Colonie beschlossen; der Herzog verwilligte 10,000 Thaler

dazu, und 1799 waren schon 10 Wohnhäuser und eben so viele Scheuern und Ställe erbaut, die Felder zu zwölf Besitzungen, jede von acht Aeckern abgetheilt, mit Obstbäumen besetzt, zwei Brunnen gegraben und eine Holzung angepflanzt. Diese Ansiedlung wuchs fortwährend, so daß 1809 acht und zwanzig Wohnhäuser mit Ställen und Scheuern erbaut waren. Von dieser Zeit an aber verfiel sie wieder, da die Belastungen des Kriegs nicht erlaubten, etwas von Bedeutung für den Ort zu thun, dessen Bewohner, dem Landbau fremd und in ihren heimischen Bergen an eine andere Lebensart gewöhnt, in ihrem neuen Wohnsitze nicht recht einheimisch werden konnten; daher nach dem Kriege die ganze Anlage, ohne die gehofften Früchte zu tragen, wieder eingegangen ist.

Indem Herzog August im Jahr 1805 Herrn von Thümmel mit einigen Geschäften für die gothaische Cammer beauftragte, durch die er mit den Bedürfnissen der untern Classen genauer als vorher bekannt wurde, kam er auf den Gedanken, durch Abtragung der Wälle und Ausfüllung des Stadtgrabens von Gotha nicht nur den Armen Verdienst zu verschaffen, sondern auch zugleich zur Verschönerung der Stadt und ihrer Umgebungen beizutragen. Der Herzog ging gern auf diesen Plan ein; die Arbeit begann sogleich, und ob sie schon nicht mit demselben Eifer fortgeführt wurde, mit dem sie angefangen war, wurde sie doch nach wenigen Jahren, nach Thümmels Angabe, zum Ziele gebracht. So verdankt ihm also Gotha die heitern Anlagen, die es rund umher wie ein Garten umgeben, überall Spazirgänge eröffnen und auch den düstersten und dumpfsten Theilen der Stadt freie Luft und ein heiteres Licht verschaffen. So lange sich die Erinnerung an die vorige Ge-

stalt der Stadt erhalten wird, werden die Einwohner von Gotha immer mit lebhaftem Danke an den geistreichen und rastlosen Urheber dieser anmuthigen Verwandlung denken.

Wir haben Thümmeln bisher nur in seinen Verhältnissen als Minister und Cammerpräsident dargestellt, und um seine Leistungen in diesen Stellen im Zusammenhange erzählen zu können, haben wir die öftern durch diplomatische Sendungen veranlaßten Unterbrechungen seiner eigentlichen Geschäfte nicht erwähnt. Um ihn also auch als gewandten Diplomaten kennen zu lernen, müssen wir in eine frühere Zeit zurückkehren.

Schon im Jahr 1792, als Herzog Ernst vom Reichstage aufgefordert wurde, das Dreifache des Reichscontingents zum Kriege gegen Frankreich zu stellen, sandte dieser Herrn von Thümmel als außerordentlichen Bevollmächtigten ins große Hauptquartier des Königs von Preußen nach Frankfurt, wo es ihm durch preußische Vermittlung gelang, den kaiserlichen Hof, der durch den Fürsten von Reuß-Greiz mit ihm unterhandeln ließ, dahin zu vermögen, daß der Herzog von Gotha, gegen Bezahlung einer bedeutenden Geldsumme, von der Stellung der verlangten Truppen freigesprochen wurde. Bald aber wurde der kaiserliche Hof durch den unglücklichen Gang des Krieges veranlaßt, diese Begünstigung wieder aufzuheben und es sollte von 1795 an ein Contingent von 1500 Mann Fußvolk gestellt werden. So viele seiner Unterthanen den Zufällen des Kriegs bloß zu stellen, schmerzte den Herzog. Neue Verhandlungen wurden angeknüpft; und er erlangte, daß, statt jener Anzahl, nur ein Regiment berittene Dragoner von nicht mehr als 500 Mann ins Feld rücken durfte.

Im Jahr 1803 schickte Herzog Ernst Thüm-

meln mit einem Auftrage an die königliche Familie nach Dänemark, die damals in Luisenlund, einem königlichen Lustschlosse unweit Schleswig, versammelt war. Sein Aufenthalt daselbst dauerte nur wenige Tage, und kaum war er wieder zurück gekehrt, als er sich angelegentlichst dem Geschäfte widmete, die schon lange zwischen Gotha und Coburg-Saalfeld bestehenden Irrungen auszugleichen und zu beseitigen.

Der Ursprung dieser Irrungen verliert sich in die frühere Geschichte des ernestinischen Hauses, und war eine Folge der Testamentsbestimmungen Ernst des Frommen. Dieser theilte bekanntlich sein Land unter seine sämmtlichen Söhne, sprach aber dem ältesten der neu entstehenden Häuser (Gotha) ein gewisses Directorium über die andern zu. Da dieses Verhältniß den andern Fürsten bald lästig wurde, kauften sie es dem Hause Gotha durch Abtretung einiger Aemter ab, durch die das gothaische Haus in der Folge in verschiedenen Streitigkeiten mit Coburg verwickelt wurde, welche an den Reichshofrath gekommen waren und hier schon nahe an hundert Jahre gedauert hatten. Herzog Ernst II. hatte schon lange die Beilegung dieser Streitigkeiten gewünscht; und dieser Wunsch wurde jetzt um so dringender, da der coburgische Minister v. Kretschmann vollkommen geeignet war, alles aufzufinden, was zur Vernichtung oder Entkräftung der etwa zum Nachtheile des Hauses Coburg geschlossenen Verträge dienen konnte. Herr von Kretschmann kam den Wünschen des Herzogs entgegen, indem er zu jener Zeit dem Geheimen Rathe von Thümmel den Vorschlag zu einem Vergleichsversuche über sämmtliche Streitpuncte thun ließ; und so wurde Thümmel nebst dem Geheimen Rath und Kanzler von Ziegesar zu diesen Unterhandlungen bevollmäch-

tigt. Der Herzog erlebte die Beendigung dieser Streitigkeiten nicht, da die Unterhandlungen erst 1805, ein Jahr nach seinem Tode, zum Schlusse kamen. Vermöge des damals geschlossenen Vergleichs ward die bisherige Gemeinschaft des Amtes Themar, das nun ganz an Coburg abgetreten wurde, aufgehoben, und Gotha erhielt den coburgischen Antheil von Römhild als Entschädigung. Außerdem aber trat Coburg, für die Cession gewisser Hoheitsrechte und die Entsagung der Befugniß Altenburgs, im Saalfeldischen Steuern aufzulegen, eilf Ortschaften an Altenburg ab. So endigte sich diese schwierige Sache zur Zufriedenheit beider Theile, und Thümmel hatte die Genugthuung, sich auch beim Herzoge von Coburg ein solches Vertrauen durch die Führung dieses Geschäftes erworben zu haben, daß ihn dieser bat, die zwischen ihm und seinem Oheim, dem Feldmarschall Prinzen Josias von Coburg, entstandenen Differenzen durch Vergleich zu schlichten; was ihm auch größtentheils gelang.

Die Nacharbeiten, die der coburgische Vergleich herbeiführte, waren kaum geendigt, als durch die Schlacht bei Jena der Norden Deutschlands eine andere Gestalt erhielt und die diplomatische Thätigkeit Thümmels von neuem in Anspruch genommen wurde. Den 15. December 1806 war das Herzogthum Gotha dem rheinischen Bunde beigetreten, und da alle Mitglieder dieser Conföderation Gesandte in Napoleons Hauptquartier schickten, so wurde Thümmel vom Herzoge beauftragt, sich ebenfalls dahin zu begeben. Den 12. Februar 1807 reiste er von Gotha, über Berlin um nach Warschau zu gehn; sah sich aber genöthigt, in Berlin zu bleiben, da der Herzog von Feltre (Clarke) ihm, wie allen andern Gesandten, die weitern Pässe

versagte, weil wegen der reißenden Fortschritte des französischen Heeres der Stand des Hauptquartiers nicht zu bestimmen war; und erst nach einem Aufenthalte von fünf Monaten erhielt er die nöthigen Pässe nach Tilsit, wo Napoleon bis zum Abschluß des Friedens verweilte.

Die Zeit in Berlin verfloß übrigens Herrn von Thümmel in stätem Verkehr mit den sämmtlichen Gesandten der mit Napoleon verbündeten Fürsten, im Kreise alter Freunde und neuer Bekannten, von denen wir nur Johannes Müller (der fünf und zwanzig Jahre früher seine Reisen der Päbste in Thümmels Hause schrieb) Iffland, Nikolai, Kersten, Wildenow und Denon anführen wollen, auf die angenehmste Weise, so sehr er sich auch oft an das Ziel seiner Bestimmung und in die ruhige Heimath zurücksehnte.

Die damalige Kurprinzessin von Hessen, Schwester des Königs von Preußen, hielt sich zur nämlichen Zeit in Berlin auf, und gewann durch ihr würdevolles und musterhaftes Benehmen die Hochachtung aller französischen Behörden, besonders des Gouverneurs Clarke. Da diesem bekannt war, daß Thümmel öfters Gelegenheit gehabt hatte, dieser Prinzessin seine Hochachtung zu bezeigen, so warf er kurz nach der Schlacht bei Eylau einmal die Frage an ihn hin, ob der Kurfürst von Hessen wohl geneigt seyn dürfte, in gewisse seinen Vortheil bezweckende Vorschläge einzugehen. Er wollte es aus Hochachtung für die Kurprinzessin übernehmen, die nöthigen Eröffnungen deshalb durch den dänischen Gesandten an Napoleon gelangen zu lassen. Einige Zeit darauf sagte ihm Clarke, man könne jetzt ohne Gefahr dem Kaiser wegen der Zurückgabe Hessens Vorschläge machen, und er sey überzeugt, daß sie erfolgen würde, wenn der

Kurfürst 8000 Mann zum französischen Heere stoßen lassen, und 10 bis 12 Millionen Thaler zahlen wollte. Herr von Thümmel theilte diese Eröffnungen sogleich der Kurprinzessin mit, die aber, als Schwester des Königs von Preußen, Bedenken trug, sich in eine Unterhandlung dieser Art einzulassen, und auch eine zweite Anfrage, die über Gotha gethan wurde, blieb ohne Erfolg. Seitdem hörte Thümmel bis zum Tilsiter Frieden von den hessischen Angelegenheiten nicht weiter sprechen.

Endlich gab der Waffenstillstand nach der Schlacht bei Friedland das Zeichen zur Abreise der Gesandten nach Tilsit. Mit einem Empfehlungsschreiben an Talleyrand, Prinzen von Benevent, versehen reiste Thümmel ab, und kam bis nach Königsberg; wo er aber von dem Prinzen die Weisung erhielt, nicht weiter zu gehen, sondern den Kaiser, dessen schleunige Rückkehr schon bestimmt sey, an Ort und Stelle zu erwarten. Kaum aber war Napoleon in Königsberg angekommen, als Thümmel beauftragt wurde, ihm nach Dresden voran zu eilen, und ihn dort zu erwarten.

Bei der ungewöhnlichen Schnelligkeit, mit welcher Napoleon zu reisen pflegte, würde es Herrn von Thümmel unmöglich geworden seyn, auch bei einigen Tagen Vorsprung, Dresden vor dem Kaiser zu erreichen, wenn er nicht bei General Savary Herrn Charles, den Chef der französischen Espionage, gewöhnlich der Schulmeister genannt, kennen gelernt hätte, der ihn mit einem Befehle an alle Postämter: seine Reise schnell zu befördern, versah. So langte er glücklich in Dresden, früher als Napoleon, an. Hier endlich gelang es ihm, eine Audienz beim Kaiser zu erhalten, und sich der Aufträge des Herzogs mündlich zu entledigen. Dieser kam wenige Tage darauf selbst

h Dresden, und wurde, so wie sein Gesandter, kaiserlicher Huld aufgenommen. Der Kaiser sich für seine Durchreise durch Gotha beim zoge zu Gaste, und so mußte Thümmel noch nal von Dresden nach Gotha als Courier rei-, um dort die nöthigen Anstalten zum Empfang hohen Gastes zu treffen.

Aber auch nach so langer Abwesenheit war ihm nicht vergönnt, sich länger als einige Tage dem Schooße seiner Familie zu erholen. Her- August schickte ihn unverzüglich mit neuen Auf- gen an den kaiserlichen Hof, wo er schon am August 1807 ankam, nachdem er sich kaum Wochen zuvor noch in der Nähe der russi- n Grenze befunden hatte. Am 10. August d er dem Kaiser Napoleon, und am 13. der serin Josephine vorgestellt. Auch hier in Pa- führte Thümmel in Gesellschaft berühmter und gezeichneter Männer ein so angenehmes Leben, es für einen liebenden Hausvater, entfernt dem Kreise der Seinigen, nur möglich ist. erfreute sich der genauern Bekanntschaft eines leyrand, Clarke, Berthier, Champagny, Maret, non, La Harpe und anderer vorzüglicher Ge- ter und Staatsmänner. Leicht einsehend, daß nders die Gunst des Fürsten von Benevent wichtig für einen Diplomaten sey, fand er einen Weg aus, sich in dieser festzusetzen. entdeckte nämlich, daß der Fürst Talleyrand m großen Werth auf seinen Stammbaum setze; daß er seiner Familie ein höheres Alter als Bourbonen zuertheilte. Thümmel sammelte jetzt er nur von genealogischen Nachrichten über leyrands Familie auftreiben konnte, und legte e in einem kleinen Memoire, Lettres à Clio, telt, nieder, die er in einem Städtchen des

Fürstenthums Altenburg drucken ließ und dem Prinzen überreichte, der, wie man glauben kann, durch diese Aufmerksamkeit auf das angenehmste überrascht wurde.

Es war dies indeß nicht das erstemal, daß Thümmel als Schriftsteller auftrat. Mehrere Biographien waren schon diesem Memoire vorausgegangen. Die erste war die des Ober-Consistorial-Vice-Präsidenten Klüpfel in Gotha; dann eine andere der im December 1800 verstorbenen Erbprinzessin von Sachsen Gotha, geb. Prinzessin von Meklenburg Schwerin, und die des Herzogs Ernst II. Nur die erstgenannte ist im Drucke erschienen *). Im Frühjahre 1808 wurde Thümmel endlich von Paris zurückgerufen, und seinen eigentlichen Amtsgeschäften, so wie seiner Familie wiedergeschenkt. Bis 1817 besorgte er diese Geschäfte ununterbrochen mit gewohnter Thätigkeit, nahm aber dann, als ein 73jähriger Greis, seinen Abschied aus dem Staatsdienste und lebte von nun an ausschließlich dem Kreise seiner Familie in patriarchalischer Ruhe, nachdem er 34 Jahre in Altenburg und 11 Jahre in Gotha, im Ganzen also 45 Jahre, für des Landes Wohl gearbeitet und gewirkt hatte. Und hier möchte es an dem Ort seyn, auch von dem Privatleben des verdienstvollen Mannes zu sprechen, den wir bisher blos als Staatsmann haben handeln sehen.

Schon in den ersten Jahren seiner Anstellung als Cammer-Vice-Präsident zu Altenburg, im Jahr 1785, vermählte er sich mit der Freiin von Rothkirch-Trath, der ältesten Tochter des damals schon

*) Von 1808 an bis zur Auflösung des Rheinbundes besorgte Thümmel auch die Redaction des gothaischen Hofcalenders.

verstorbenen Kanzlers von Rothkirch, die ihm sein Herz und die reinste Hochachtung in die Arme führte. Mit ihr lebte er bis zu seinem Tode in der glücklichsten Ehe und sie gebar ihm neun Kinder, von denen fünf vor ihm verstorben sind. Bald nach seiner Verheirathung erbaute er sein Wohnhaus in der Vorstadt Altenburgs, im Geschmacke der italienischen Villen und verband damit einen ganz neu von ihm angelegten Garten, der die Bewunderung aller erregt, die ihn sehen, und von mehreren Reisenden mit verdienten Lobe erwähnt worden ist. Seiner Verheirathung verdankte Herr von Thümmel die Güter Nöbdenitz und Untschen; später kaufte er auch noch Nobitz dazu. Jedes dieser Güter zeugt für den Schönheitssinn seines Besitzers. Wenn die großen Wirthschaftsgebäude von Untschen den Oeconomen in Erstaunen setzen, so werden die herrlichen Anlagen und besonders die Einsiedelei von Nöbdenitz jeden Freund der Natur angenehm überraschen. Sie würden eine Zierde jeder Gegend seyn, so wie sie es für die von Nöbdenitz sind. In der Nähe von Nobitz, dicht an der Pleiße, erbaute Thümmel ein Caffeehaus, das früher der beliebteste Vergnügungs-Platz der Altenburger war. Da sich an dem Tage der Einweihung dieses Hauses, gewöhnlich die polnische Hütte genannt, gerade die Herzogin von Gotha in Altenburg befand, und bei dieser Feierlichkeit gegenwärtig war, so hat von diesem Umstande der Ort den Namen Carolinens-Freude erhalten.

Thümmel war auch ein glücklicher Vater. Seine drei Söhne erfreuten ihn durch Talent und Thatkraft; sie haben sich Ruhm und Ehre in den Kriegen von 1813 und 1814 erworben und waren schon mehrere Jahre vor seinem Tode alle ehrenvoll in Civil-Diensten angestellt und ein Zwil-

lingsschwestern-Paar trug dazu bei, das häusliche Glück der vortrefflichen Aeltern zu erhöhen.

Die Ruhe und Zurückgezogenheit von allen Geschäften, wie genußreich sie auch immer war, konnte einem der Thätigkeit so gewohnten Manne, wie Thümmel war, nicht zusagen. Aber ein vielseitig gebildeter Mann findet leicht eine würdige Beschäftigung für sich aus; und Thümmel beschloß die Tage der Muße zur Ausarbeitung einer Geschichte Altenburgs und seiner Herzöge anzuwenden.

Entschluß und Ausführung folgten rasch auf einander, und schon 1818 erschienen von ihm „statistische, geographische, und topographische Beiträge zur Kenntniß des Herzogthums Altenburg," die auf seine Kosten gedruckt, und mit Kupfern versehen, blos zum Geschenk für seine zahlreichen Freunde und Bekannte bestimmt waren. Diese Beiträge beginnen mit dem ersten Markgrafen von Meißen Friedrich dem Streitbaren geb. 1369, gest. 1428, und endigen mit der Regierungsgeschichte Ernst des Zweiten. Bei der Geschichte dieses letzten edlen Fürsten, der in dem Verfasser nicht nur den treuen Diener, sondern den Freund liebte, verweilt er mit besonderer Liebe; und diese Beiträge sind das würdigste Denkmal, das dem trefflichsten Fürsten gesetzt worden. Später erschienen auch von ihm: „Aphorismen eines Sieben und siebenzigjährigen," die ebenfalls auf des Verfassers Kosten gedruckt und zum Geschenk an Freunde vertheilt wurden, eine Sammlung geistreicher Gedanken und trefflicher Erfahrungen.

Im Jahre 1820 hatte er den Schmerz, eine seiner liebenswürdigen Töchter ins frühe Grab sinken zu sehen, und 1822 betrauerte er den Tod Herzog Augusts, der, wie sein erhabener Vater, ihm stets sowohl theilnehmender Freund als gnä-

diger und wohlwollender Fürst gewesen war.

So wie sein ganzes Leben hindurch, so erfreute sich Thümmel auch noch im späten Alter einer guten Gesundheit. Er feierte am 17. Februar 1824 seinen 80. Geburtstag bei vollkommenem Wohlseyn, das sich auch bis zum 28. Februar erhielt, wo er plötzlich, nach einem schlagähnlichen Zufall, die Sprache verlor und anscheinend bewußtlos an nichts mehr Theil nahm. So blieb er bis zum 1. März, wo er sanft in ein besseres Leben hinüberschlummernd, seinen vorangegangenen fünf Kindern und zahlreichen Freunden nachfolgte.

Zu seinem Begräbnißplatze hatte er schon lange vorher eine alte Eiche — die sich mitten im Dorfe Möbdenitz erhebt und in deren kühlem Schatten er oftmals, auch in geselligen Kreisen, auf daselbst angebrachten Moossitzen ausgeruhet und manche seiner sinnigen aphoristisch dargestellten Lebenserfahrungen niedergeschrieben hatte — bestimmt; unter ihrem Stamme wollte er ohne Sarg, wie sein fürstlicher Freund Ernst II., ruhen. Sein Wille wurde genau befolgt. Der Leichnam, von Altenburg nach Möbdenitz gebracht, wurde dicht unter der Eiche in einer sitzenden Stellung eingesenkt; und blos der Baum bezeichnet den Ort, wo seine irdische Hülle schlummert. Ihm folgten die Segenswünsche seiner Familie, vieler Freunde, zahlreicher Untergebnen, die ihm zum Theil ihre Bildung zu Geschäften und ihr ganzes Glück verdankten, seiner Gutsunterthanen, und aller Einwohner des Landes, für dessen Wohl er so viele Jahre unermüdet, mit nie erkaltendem Eifer gearbeitet hatte.

Anhang zu Th. Biographie, bestehend aus einer Auswahl seiner Aphorismen.

(Aphorismen eines Sieben- und siebenzigers. Nöbdenitz 1820).

1.

Wie in jeder Pflanze ein gewisser Zuckerstoff vorhanden ist, so enthält ihn auch die Schmarotzer-Pflanze, Schmeichelei genannt. Der Kluge bäckt Zuckerbrot von verschiedenen Formen daraus und erreicht dann seine Absichten um so leichter.

2.

Strenge Rechtlichkeit hat nur gerade Linien in dem Gange ihres Lebens. Sie weicht weder rechts noch links aus.

3.

Wer über seine Gemüthsheftigkeit gebieten kann, dem gebe man in allen Geschäften den Commandostab. Er hat die Klugheit zur schönen Gehülfin. Ihre lieblichen Kinder heißen: Nüchternheit, Ruhe, Besonnenheit.

4.

Ich möchte wissen, ob vor Minos Richterstuhle die Vertheidigung angehört würde: das Unmenschliche, das ich vollführte, geschah auf Befehl; mein Beruf war zu gehorchen; an dem einmal gegebenen Worte hing meine Ehre.

5.

Hochmuth fordert Huldigung, auch da, wo er weder helfen kann noch will, und vergißt Vernachlässigungen nie.

6.

Wer streng richtet, erhält seine Ansichten aus dem kalten Verstande. Wer mild richtet, nimmt, seiner eigenen Schwächen eingedenk, seine Ansichten mit aus dem Herzen; daher ist Gutmüthigkeit nur Billigkeitsgefühl.

7.

Ein consequenter Fürstenhof wäre ein Perlenschmuck, kostbar wegen seiner Seltenheit. Die Reinheit müßte man dessen ungeachtet nicht so genau untersuchen.

8.

Die Bedenklichkeit könnte man den Beiwagen der Vernunft nennen. Wo diese den Menschen freundlich auf dem geradesten Wege zu seinem Glücke führt, da zaudert jene eine Menge „Wenn" und „Aber" nach.

9.

Mißverständniß ist in der Politik, wie in jedem bürgerlichen Verhältnisse der Sühnbock, auf welchem die Parteien die ärgsten Beleidigungen zum Lethe führen.

10.

Abtrünnige Freunde gleichen Insecten im Winterschlafe. In den Sonnenstrahlen des Glücks kriecht das Geschmeiß wieder hervor.

11.

Die feine Politik ist die verführerischste und betrüglichste Cokette. Nicht eher ruht sie, bis sie den Feind in ihre Tigerklauen und den Freund in ihre Katzenpfötchen gebracht hat.

12.

Die strenge Wahrheit wird gefürchtet, ja gehaßt; und doch steht sie dem Menschen, wie ein unwillkommenes Gespenst, stets zur Seite. Dem Ungezogenen droht sie mit der Ruthe; dem Widerspenstigen gibt sie die Geißel. — Schamröthe — Vorwürfe.

13.

Menschen, von Völkern zu ihren Herrschern erhoben, sollten bedenken, daß die ihnen zu leistenden Dienste keine Frohn- oder Sclavendienste

sind. Zöge man ihnen das Fürstenkleid aus, so würden sie als nackte Hülfsbedürftige da stehen.

14.

Dürfte ein Volk mit seinem verschuldeten, aber geliebten Fürsten offenherzig sprechen, so würde es ihm sagen: Wir wollen wohl deine Schulden bezahlen; sage uns nur, wodurch und womit du sie gemacht hast und sündige hinfort nicht mehr. Aber dieses sind Hofgeheimnisse.

15.

Eigenliebe will sich gut nähren und erhalten. Eitelkeit will glänzen. Die Erstere verlangt eine gute Tafel. Die Eitelkeit aber begnügt sich auch wohl mit einem prächtigen Deßert-Aufsatze.

16.

Das gewöhnliche Hofleben ist ein Maskenball, wo Grazien und Furien, mit Guirlanden falscher Blumen zusammengekettet, im gähnenden Einerlei um die Statue der Eitelkeit bis zum Schwindel herumwalzen.

17.

Nur in einsamen Stunden versucht man, die Flecken der Seele, die in der Zerstreuung leichtsinnig gemacht wurden, mit scharfer Lauge rein zu waschen. Eine stäte Einsamkeit ist aber nachtheilig. Sie erhöht das Nachdenken oft bis zur gefährlichen Schwärmerei, die die Mutter von den Grundsätzen Loyola's und anderer fanatischer Bösewichter ist.

18.

Es ist kein Stand in der Welt, in welchem die Pedanterei nicht eine herrschende Rolle spielte, und doch ist der Pedant selbst nur Sclav des Gefühls seiner Wichtigkeit.

19.

Undank ist eine Sumpfpflanze; sie hat männliche und weibliche Blüthen. Ihr Geruch ist widrig, und doch trifft man sie am häufigsten in den Gemächern der Großen an. Die Coketten kauen die Wurzel, um ihre alten, lästigen Anbeter damit zu vertreiben.

20.

Empfindelei ist die Aeffin der Empfindung. Sie ahmt ihr in allem nach; doch jede Miene wird Verzerrung.

21.

Der Despotismus legt seinen Unterthanen ein Schloß vor den Mund, um nicht hören zu müssen, daß die Peitsche weh thut.

22.

Die Helfershelfer eines Despoten sind oft zugleich seine Parforce-Jagdhunde. Sie werden von ihm auch, wie diese, mit Schweiß und Blut belohnt, wenn die gejagte Menschheit a hali gemacht hat.

23.

Der emporsteigende Zeitgeist ist die räthselhafte Sphynx, die mit der Hyder des Herkommens kämpft und gewöhnlich siegt.

24.

Theilnahme dauert gewöhnlich nur so lange als etwas zu theilen da ist.

25.

Der weise Mensch, der in allen Stücken Maas hält, zeigt seine Tugenden selten und nur da, wo es gilt. Die Schwächen aber bleiben in jeder moralischen Haushaltung im täglichen Gebrauch.

26.

Zufriedenheit mit sich selbst über eine gelungene Handlung ist ein freudiges Gefühl und der

verzeihlichste Egoismus. Leider! oft nur ein Kartenhaus, das beim geringsten Stoße zusammenstürzt.

27.

Die Menschen, deren Beruf es ist, das Schädliche auszukundschaften, verdienen unsere einstimmige beifällige Aufmerksamkeit, sind aber um so mehr zu beklagen, wenn sie sich dem gemeinen Wohl aus reiner Menschenliebe opfern. Der Spion hingegen, der sich Mühe gibt, die Schwächen seiner Nebenmenschen zu belauern oder ihre mißfälligen Meinungen zu behorchen, verdient Verachtung. Wer aber seine Spionerieen zum Unglück Anderer benutzt, gehört — an den Galgen.

28.

Thöriger Religionszwist! Auf den Feldern steht Waizen, Korn, Gerste und gedeiht neben einander. Jedes einzelne verbacken gibt ein gesundes, zusammenverbacken ein weißes und schmackhaftes Brot. Warum die Anfeindungen in verschiedenen Bekenntnissen? Anbetung dem großen Verwalter der Natur ist doch Aller Zweck.

29.

Der Mensch setzt gern seinem Mitmenschen nach dem Tode ein Denkmal — oft nur den Schein- und Worttugenden. In Erz gegossen, in Marmor gehauen, oder in die kurze Ewigkeit eines Sandsteins gegraben, enthalten alle solche Denkmale doch nur die eine Wahrheit: Erde soll wieder zur Erde werden. Das einfachste Holzkreuz, das die Thräne eines Dankbaren und Liebenden bethauet, ist, wenn Todte ein Gefühl haben, mehr als das kostbarste Mausoleum.

Ludwig Wilhelm Gilbert, *)

Doctor der Philosophie und Medicin, ordentlicher Professor der Physik an der Universität zu Leipzig, Mitglied der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem und zu Copenhagen, der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin, der Batavischen Gesellschaft der Naturkunde zu Rotterdam, der Jablonowsky'schen Gesellschaft zu Leipzig, der ökonomischen Gesellschaft zu Dresden und zu Potsdam, der mineralogischen Gesellschaft zu Dresden und zu Jena, der physikalischen Gesellschaften zu Frankfurt, Gröningen, Halle, Heidelberg, Leipzig, Marburg und Rostock; so wie der kaiserl. Academie der Wissenschaften zu Petersburg, der königl. Academieen der Wissenschaften zu Amsterdam, Berlin und zu München, und der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen correspondirendes Mitglied.

geb. den 12. August 1769.
gest. den 7. März 1824.

Wurde geboren zu Berlin als ältester Sohn des Advocaten und Hofffiscal am Kammergerichte, Ludwig Dietr. Gilbert aus Fehrbellin, dessen Vorältern, bei Aufhebung des Edicts von Nantes, Metz verlassen und sich nach Deutschland gewendet hatten. Schon als sechsjähriger Knabe (am 7. October 1775) verlor unser Gilbert seinen Vater, der ihm

*) Versuch über Ludwig Wilhelm Gilbert's Leben und Wirken von D. Ludwig Choulant, Prof. an der chirurgisch-medicinischen Academie zu Dresden — steht, nebst G. Bildniß von Krüger und Bolt, im 76. Band der Annalen der Physik.

bereits die Lust zu geographischen Studien, die er selbst sehr liebte, so weit mitgetheilt hatte, daß er auf der ihm vorgelegten Karte schon ziemlich bewandert war. Seine Mutter, eine höchst verständige, treffliche Frau, die ihn auch überlebte, übernahm nun seine alleinige Pflege und brachte ihn im Mai des Jahres 1776 auf das erst zwei Jahre vorher gestiftete Philanthropin zu Dessau, wo er den Unterricht Campe's, Basedow's, Wolke's und einiger jungen Schweizer genoß. Unter dem Professor Busse entwickelte sich seine Liebe zur Mathematik sehr bald und er machte darin bedeutende Fortschritte; auch zeigte sich dort schon der Grundcharacter seines spätern Lebens: Fleiß und Ernst in den Lehrstunden, Frohsinn in der Erholungszeit. Mit dem Kupferstecher Kolbe wohnte er dort auf einem Zimmer zusammen, wodurch sich wahrscheinlich seine fortwährende Liebe zu den zeichnenden Künsten, namentlich zum Kupferstich, entwickelte. Insbesondere aber nahm der Professor Neuendorf sich seiner damals und auch späterhin wahrhaft väterlich an. Im Frühling des Jahres 1786 bezog Gilbert, da seine Mutter ohne Vermögen mit seinen fünf Geschwistern geblieben war und er ein damals schon fälliges Stipendium zu genießen hatte, die Universität Halle, holte hier durch Privatfleiß nach, was ihm durch seinen zeitigen Abgang von der Schule noch mangelte, und benutzte in den Feierstunden weniger die ihm eröffneten vortheilhaften Familienbekanntschaften, als vielmehr den Umgang mit gebildeten Männern (namentlich Spatzier, Müller und Schwerin) beim Lustwandeln im Freien. Außer diesen Männern rühmte er noch in spätern Jahren die Belehrung und Unterstützung der Herren Eberhard, Bartels, Karsten, Richter, Madeweis, Voigtel, Reichardt und der beiden Sprengel, von

benen namentlich der verstorbene Sprengel ihn zu Correcturen brauchte und hervorzog. Seine Hauptstudien blieben immer Geographie und Mathematik und schwer wollte er sich zu einem Brotstudium entschließen. Am 15. December 1794 promovirte er als Doctor der Philosophie und fing im darauf folgenden Jahre an Vorlesungen über Mathematik, später auch über Physik zu halten, wurde Observator an der Sternwarte, noch in demselben Jahre (1795) außerordentlicher Professor, und im Jahre 1798 auch Unterbibliothekar. Nachdem der verdiente Gren am 26. November 1798 gestorben war, wurde Gilbert sein Nachfolger in den Lehrvorträgen über Physik und Chemie, in der Redaction der Annalen der Physik *) und im Jahre 1801 auch in der ordentlichen Professur der Physik und Chemie. Im Jahre 1808 erhielt er von der Universität Greifswalde das Diplom als Doctor medicinae und im Jahre 1811 den Ruf als ordentlicher Professor der Physik an der Universität Leipzig, den er auch annahm. **) In diesem Berufe,

*) Nach eigenhändiger Erklärung G. nahm er die Annalen der Physik ganz als sein Werk in Anspruch, da Gren bei dem Druck des 2. Bogens vom ersten Hefte schon starb; sein Schwager, der verstorbene Geh. Obergrath Karsten aber nur die Herausgabe des ersten Heftes besorgt hatte. H.

**) Schon nach Hindenburgs Tode, 17. März 1808, gab sich der damalige Dechant der philosophischen Facultät viel Mühe, ihn nach Leipzig an dessen Stelle zu bringen, und er würde da sehr gern die erledigte Professur der Naturlehre angenommen haben, aber des redlichen Dechants beste Absicht ward zum Nachtheil der Universität hintertrieben, die sich dann glücklich schätzen mußte, daß G. die ihm, nachdem Hindenburgs Nachfolger Professor an der Berliner Universität geworden war, angetragene Professur annahm, nun aber freilich Bedingungen vorschrieb.

den er am 26. September 1811 öffentlich antrat, blieb er ununterbrochen und unermüdet thätig bis zu seinem leider zu früh erfolgten Tode, der am siebenten März 1824, Sonntags Abends zehn Uhr, erfolgte. Er sollte in Kurzem als Deputirter der Universität zum Landtage nach Dresden abgehen; am Freitage Abend hatte er noch einer glänzenden Gesellschaft beigewohnt, am Sonnabend Vormittags noch seine gewöhnlichen Vorträge gehalten, und über nichts als eine geringe Unpäßlichkeit geklagt, die sich aber bald als eine schnell tödtliche Darmentzündung auswies, der sein ohnedies schwächlicher Körper schnell unterliegen mußte.

Wir haben geflissentlich diese äußern Verhältnisse von Gilberts Leben in eine so kurze Uebersicht zusammengefaßt, um uns nun desto ungestörter dem zuwenden zu können, was das stille Leben eines Gelehrten erst erwähnungswerth macht, nämlich zu dem, was Gilbert in der gelehrten Welt zu leisten versuchte, was er wirklich leistete und wie er dahin kam, es zu leisten. Sind diese Erörterungen überhaupt nothwendig bei jedem biographischen Versuche über einen Gelehrten, so werden sie bei Gilbert, dem Vielverdienten und Vielverkannten, um so unerläßlicher erscheinen.

Das Verdienst, welches sich der vieljährige academische Lehrer durch seine Vorträge erwirbt, und das in seinen Folgen als ein höchst wichtiges und wohlthätig in die fernsten Zeiten hinübergreifendes erkannt werden muß, wird seit dem allgemeinen Gebrauch der Presse häufig so verkannt, daß man dem Gelehrten gewöhnlich nur das als eigenes Verdienst anrechnet, was er als Schriftsteller geleistet hat, daher auch so mancher derselben den stillen Beruf des Lehrers über dem glänzenden des Schriftstellers versäumt. Gilbert erfüllte beides nach seinen

besten Kräften, wir sprechen aber zuvörderst von seiner öffentlichern Wirksamkeit als Schriftsteller, weil wir für diese das Gesagte mit Zeugnissen belegen können, und uns so für dasjenige Glauben zu verdienen hoffen, was wir von der stillern Wirksamkeit Gilberts als academischer Lehrer später zu berichten haben.

Es gibt aber einen doppelten Weg, sich durch schriftstellerische Thätigkeit Verdienste um die Wissenschaft und einen Ehrennamen in der gelehrten Welt zu erwerben; nur hängt es meistens nicht von dem Gelehrten selbst ab, den einen oder den andern zu betreten. Manchen führt der inwohnende schöpferische Genius dahin, einzelne Zweige seiner Wissenschaft mit Vorliebe zu erfassen, neue Ansichten ihnen abzugewinnen, sie durch wichtige Entdeckungen zu bereichern, durch neue Aufschlüsse zu beleuchten, und so vielleicht eine Umgestaltung mit ihnen vorzunehmen, oder eine solche vorzubereiten, die für längere Zeit eine herrschende bleibt und als wesentliche Verbesserung der Wissenschaft zu betrachten ist. Andre dagegen zieht es, ihrer geistigen Richtung gemäß, mehr an, das Ganze der Wissenschaft ins Auge zu fassen, für die formelle Ausbildung derselben zu sorgen, das Vorhandene zu sammeln und lichtvoll zu ordnen, Verbreitung des Neuen zu befördern, aber auch dasselbe zu prüfen und zu sichten, damit nur Geläutertes zum stattlichen Baue der Wissenschaft verwandt werde. Daß beide Wege sich Verdienst um die Wissenschaft zu erwerben, nothwendig und gleich achtbar sind, daß Reformatoren ganzer Wissenschaften auf beiden Wegen sich finden können, ist unläugbar und die Namen Newton und Baco von Verulam können allein schon das Gesagte erläutern. Vor allem kommt es aber darauf an, daß

der Gelehrte auf dem einen sowohl, als auf dem andern Wege seinen Beruf wahrhaft erkenne, und das unablässig verfolge, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Der Mann, welcher als Ordner der Wissenschaft sich ein stilles, aber großes Verdienst um Gestaltung, Ausbreitung und Förderung derselben erworben haben würde, wenn er seinen Beruf als solcher wahrhaft erkannt hätte, wird Verwirrung und Irrthum in die Wissenschaft bringen, wenn er, seiner Bestimmung zuwider, als Erfinder und Reformator auftreten will, er verliert den Ueberblick des Ganzen, ohne dies durch überwiegende Förderung des Einzelnen zu ersetzen, und eben so wird auf der andern Seite der, welcher Erfinder im Einzelnen seyn konnte, sich um dies Verdienst bringen, wenn er, statt einem einzelnen Zweige sich mit Vorliebe hinzugeben, Sammler, Ordner und Sprecher für das Ganze seyn will.

Wir mußten uns aber über diese Verhältnisse etwas ausführlicher verbreiten, weil gerade die Verständigung darüber uns den Schlüssel zu einer wahrhaften Beurtheilung Gilberts in die Hand gibt. Es muß nämlich als ein besonderes Lob des Verewigten ausgesprochen werden, daß er in allen seinen wissenschaftlichen Bestrebungen seinen wahren Beruf nie verkannte, und daß er sich durch keine Lockungen verleiten ließ, der einmal erkannten Bestimmung untreu zu werden, den vorgezeichneten Weg des Wirkens, so dornig und unfruchtbar er auch oft erscheinen mußte, zu verlassen. Gilbert erkannte klar, was er wollte und konnte, und diese, auf lichtvollem Selbstbewußtseyn, gegründete, feste Selbstständigkeit im wissenschaftlichen Wirken hat ihn in seiner verhältnißmäßig kurzen Lebenszeit zu einem Ziele geführt, das, so wenig es ihm auch selbst genügen mochte, doch auf eine dankbare An-

erkennung von Seiten der überlebenden Zeitgenossen und der Späterkommenden Anspruch macht.

Ohne einen besondern Zweig der physikalischen und chemischen Wissenschaften mit Vorliebe zu bearbeiten, hatte er sich das Ganze derselben vollkommen angeeignet, und wenn dies früher vorzüglich als gewissenhafte Vorbereitung für das Lehrfach dieser Wissenschaft geschah, so wurde doch, als er im Jahr 1798 seine Annalen der Physik begann, in einem sehr frühen Lebensalter es ihm völlig klar, daß er seine wissenschaftliche Thätigkeit darein setzen müsse, ein Organ für die Gestaltung der Physik und Chemie zu seyn, und daß er diesem mühseligen Berufe alle anderweitige Lieblingsforschungen, alle Freiheit im literärischen Wirken, ja selbst die Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens opfern müsse. Und dies hat er redlich bis an sein Ende gehalten. Nur der Sachkundige kann es beurtheilen, was es heißen wolle, in einer Zeitschrift die Riesenfortschritte der Physik und Chemie ausdauernd und auf eine solche Weise zu begleiten, wie es in den Gilbert'schen Annalen der Physik seit mehr als einem Vierteljahrhundert wirklich geschehen ist. Gilbert verschmähte es, seine Annalen zu einem dürftigen Notizenblatte für Neugierige und Vielwisser, oder zur parteiischen Stimme Einer Schule oder Einer Nation zu machen; er erhob es zu einem überall gültigen Sprecher über die gesammte Physik und Chemie, und diesen Werth derselben hat, mehr selbst als Deutschland, das Ausland fortdauernd anerkannt. Es werden die Annalen aber auch für den künftigen Forscher in diesen Fächern die schätzbarste Fundgrube bleiben, ein Denkmal deutschen Geistes und deutschen Fleißes. Und wahrlich, nicht leicht wurde dieser Kranz errungen, denn nicht leicht machte sich Gilbert selbst

seine Aufgabe, er wußte, daß der Mensch nach dem Besten streben müsse, wenn er das Gute erreichen will. Kein ihm eingesandter Aufsatz wurde, ohne von ihm durchstudirt und verbessert worden zu seyn, aufgenommen, wenn es gleich nicht überall bemerkt ist. Seine eigenen Arbeiten darin sind die mühseligsten und doch zugleich schön und klar geschriebenen Abhandlungen über die neuesten, streitigsten und wichtigsten Gegenstände der Physik und Chemie, die er aus den wissenschaftlichen Zeitschriften, Sammlungen und Werken des Auslandes nicht übersetzte und übertrug, sondern wahrhaft auf deutschen Boden verpflanzte. Und dennoch gab er diese mühevollen Arbeiten, die er mit vollem Rechte sein Eigenthum hätte nennen können, nie anders als unter der Verfasser Namen, mit dem bescheidenen Zusatze: „frei bearbeitet von G.“ Nichts Wichtiges und wahrhaft Wissenschaftliches auf dem weiten Gebiete der Physik und Chemie entging ihm, weil er unablässig bemüht war, das ganze Gebiet dieser Wissenschaften in vollständigem Ueberblicke zu behalten; ein Bestreben, wozu Arbeiten, Kosten und Aufopferungen gehörten, von denen die minder strengen Notizensammler und Journalisten, die sich ihm zur Seite stellen wollten, wohl kaum einen Begriff haben konnten. Er durfte mit vollem Rechte die gesammte Folge der unter seinem Namen erschienenen Annalen als sein rechtmäßiges, wenn gleich nicht unbestrittenes Eigenthum betrachten, und mit Recht konnte er wohl am Schlusse des fünf und zwanzigsten Jahrganges derselben in rührenden, ewig denkwürdigen Worten klagen, wie diese Riesenarbeit alle seine fernern Pläne verschlungen habe! Und dennoch begann er mit freudiger Zuversicht einen neuen Zeitraum der ungeheuern Arbeit, nicht ahnend, wie bald er davon durch den Tod abgerufen werden würde.

Aber die Arbeit selbst war gethan und ein ruhmvolles Denkmal hat er dadurch sich für immer gesetzt. Der Gang der chemischen und physicalischen Wissenschaften ist kräftig durch die Annalen gefördert, Liebe für ächte Wissenschaftlichkeit in diesen Zweigen ist genährt, der oberflächlichen und anmaßenden Afterphilosophie in diesen Fächern ist ein tüchtiger Damm entgegengesetzt worden und die Früchte wahrer und sorgfältiger Forschung finden sich dort, wie in einem sichern Archive, niedergelegt und für eine dankbarere Nachwelt aufbewahrt.

Daß ein Mann, welcher seit mehrern Jahren in academischen Vorträgen die gesammte Physik und Chemie abhandelte, und dessen Hauptbestreben es war, sich in fortwährendem Ueberblicke dieser Wissenschaften zu erhalten, den Wunsch fassen mußte, ein Compendium derselben auszuarbeiten, war wohl sehr natürlich. Und dennoch gelangte er nie dazu, dieses Vorhaben auszuführen. Im Jahr 1804 gab er den Verlegern des Schrader'schen Grundrisses der Experimental-Naturlehre (Hamburg 1797. 8.) in so weit nach, daß er sich entschloß auf ihr Verlangen, eine zweite verbesserte Auflage dieses Buches zu besorgen, die auch (Hamburg 1804. 8.) wirklich erschien; allein ausdrücklich verwahrt er sich in der Vorrede: „daß hiebei auf keine Weise von einem eigenen Compendium der Physik die Rede sey, auf das er sich aus mehreren Gründen noch nicht einlassen möge." Es blieb daher im Allgemeinen die Einrichtung des Originals, und Gilbert bezeichnete seine Zusätze und Verbesserungen dabei durch Klammern. Ganz dasselbe geschah, als im Jahr 1812 die dritte Auflage dieses Grundrisses von ihm (Leipzig, bei Gnobloch) begonnen, aber nur bis zum achtzehnten Bogen vollendet wurde. Er machte so große Forderungen an ein

Compendium der Physik und konnte so wenig selbst sich in dieser Arbeit genügen, daß er, auch bei einem viel längern Leben, wohl nie daran gekommen wäre, ein eignes Compendium zu schreiben. Immer wollte er bald diese, bald jene Entdeckung, Ansicht und Theorie erst mehr aufs Reine gebracht sehen, ehe er an eine so umfassende Arbeit ginge, und allerdings vermochte er auch bei der größten Sparsamkeit nicht so viel Zeit und Ruhe zu erübrigen, als dazu erforderlich gewesen seyn würde. Doch gab er selbst nie die Hoffnung dazu auf, wenn gleich seine nähern Freunde sie längst aufgegeben hatten.

Von Gilbert's anderweitiger literärischer Thätigkeit ist wenig zu sagen, eben weil die Redaction der Annalen und sein Lehramt seine ganze für Studien verwandte Zeit in Anspruch nahm. Sein Handbuch für Reisende durch Deutschland (1791 bis 1795) wurde von ihm geschrieben, um die Mittel zu seinen fernern Studien in Halle zu erwerben, da er hier, von allen Hülfsmitteln entblößt, auf sich allein gewiesen war. Er hatte diese Arbeit nur ungern übernommen, weil er glaubte, seinem bereits erlangten Rufe als Mathematiker durch ein rein geographisches Werk zu schaden, auch erwähnte er dieses Buches nie und schien keinen Werth darauf zu legen; indeß bewährt sich auch hier sein Streben nach Genauigkeit und Vollständigkeit wie sein Sammlerfleiß. Seine Inauguraldissertation (1794 und 1795), deren Hauptgrundsatz er aber späterhin wieder zurücknahm, und seine Darstellung der Geometrie (1798) beurkunden sein früher nur auf reine Mathematik gerichtetes Streben, welches als sichere Grundlage ihm zu seinen spätern genauen Arbeiten so heilsam war. Seine Antrittsschrift in Leipzig (1811) behandelt die wich-

tige Lehre von den constanten Verhältnissen der chemischen Verbindungen und wurde später von ihm in deutscher Sprache in den Annalen der Physik überarbeitet; merkwürdig sind im lateinischen Originale die angehängten Streitsätze über verschiedene physicalisch-chemische Gegenstände. Seine letzte selbstständige Arbeit war die Anweisung, bei bösartigen Fieberepidemien sich gegen Ansteckung zu schützen (1813). Sie hat bei dem damals besonders in Leipzig allgemeinen Drangsale der Kriegspest wesentlich genutzt und zur Verbreitung der so wohlthätigen Guyton-Morveauschen Räucherungen, so wie zur Abstellung des dabei möglichen Mißbrauches das Ihrige beigetragen. So war denn die erste und letzte von Gilbert's Arbeiten practischer Art; alle übrigen gehörten der reinen Wissenschaft selbst an.

Als academischer Lehrer befolgte Gilbert dieselben Grundsätze, wie bei der Redaction der Annalen. Auch hier dieselbe Sorgfalt, dieselbe Umsicht, dasselbe Bestreben, die Wissenschaft ganz zu geben und keinen einzelnen Zweig derselben auf Kosten der übrigen vorzugsweise zu begünstigen. Aus einer zahllosen Menge von Excerpten suchte er in einer sorgfältigen Vorbereitung auf jede Stunde seinen Schülern das Bewährte und Wichtige zusammenzustellen, und wußte durch einen völlig freien und klaren Vortrag die todte Masse zu ordnen und zu beleben. In den dafür empfänglichen Lehren gab er die nöthigen einfachen mathematischen Formeln an und wußte diese für die mathematisch Unmündigen (leider immer die größere Zahl!) allgemein verständlich zu entwickeln. Die nöthigen Experimente suchte er in den physicalischen sowohl als in den chemischen Vorlesungen, unterstützt durch den eignen und den reichen academischen Apparat zu

Leipzig, vollständig zu geben; doch war die experimentelle Seite seiner Vorlesungen keineswegs die gelungnere; Mangel an mechanischer Fertigkeit, Furchtsamkeit bei explodirenden Versuchen, Unterlassen der genauen Vorbereitung und der Vorversuche, das Arbeiten mit neuen, oft ungeprüften Instrumenten, hatten ein öfteres Mißglücken der Versuche zur Folge, das ihm oft Tadel zuzog, besonders bei der, allerdings zahlreichen, Classe von academischen Zuhörern, welcher ein electrisches Spielwerk mehr gilt, als die gelungenste Demonstration. *) Dafür aber entschädigte sein schöner, freier, immer fest am Faden haltender, nie verlegener oder wiederholender Vortrag, der auch die schwierigsten Gegenstände klar und allgemein verständlich zu entwickeln wußte. Dabei las er pünctlich und unausgesetzt und schickte jedem neuen Cursus eine geschichtliche Einleitung voran. In Leipzig las er täglich Eine Stunde Physik und Eine Stunde Chemie in ganzjährigem Vortrage, oft auch noch Privatcollegia über Optik, Mechanik, chemische Combination u. dgl. So geschah es, daß Gilbert bei dem bessern Theile seiner Zuhörer sich hohe Achtung und Liebe erwarb, weil das Streben, redlich durch seine Vorträge zu nützen, und die Sitte, sie als Hauptsache, nicht als lästige Dienstpflicht zu behandeln, jedem sichtbar einleuchtete. Dazu kam die Uneigennützigkeit, mit welcher er den wirklich Bedürftigern gern das für so kostspielige und zeitraubende Vorlesungen billige Honorar erließ.

So Vieles durch Wort und Schrift leistete Gilbert wirklich, wenn er gleich mehr zu leisten, den ernstlichen Willen hatte; wie es ihm möglich

*) Von dem besonders dazu besoldeten Experimentator Fuchs wurden die schwierigsten Versuche vorgezeigt.

war, das Gethane wirklich zu vollbringen, wird uns deutlich, wenn wir ihm in sein Privatleben folgen und zuletzt seine wissenschaftliche Denkungsweise überhaupt zu zeigen versuchen.

Bei einem schwächlichen, im Wuchs verunstalteten Körperbau und einer früher von Nahrungssorgen getrübten Existenz, hatte Gilbert wenig Gelegenheit zu rauschenden Vergnügungen gehabt und sich mehr an Zurückgezogenheit und einsame Thätigkeit am Studirtische gewöhnt. Diese Lebensweise führte er auch in Leipzig fort, und hier waren vorzüglich die Professoren Krug, Keil, Gehler, Mollweide, Heinroth, Clodius, der Finanzrath Campe, Hofrath Rochlitz, Cammerrath Anger, der Buchhändler Barth, Dr. Hillig, der Kaufmann Reichenbach, der Baron v. Uckermann auf Wesenstein u. A. seine gewöhnlichen Gesellschafter. Gilbert war unverheirathet, aber gern in Gesellschaft gebildeter und geistreicher Frauen. In seinem Aeußern im hohen Grade reinlich, immer anständig und geschmackvoll gekleidet, und sehr geeignet, eine gebildete gemischte Gesellschaft fein zu unterhalten, war er häufig in die bessern Cirkel gezogen und galt für einen angenehmen, von aller Pedanterei entfernten Gesellschafter, der oft durch geistreiche Durchführung paradorer Meinung und durch Bildung einer Opposition gegen die Mehrzahl auch hier seine Ueberlegenheit geltend zu machen wußte. Und so konnte auch Professor G. Herrmann in seiner Rede im academischen Cirkel von ihm sagen: „Gutmüthig übrigens und hingebend, ohne Falschheit und mit Niemand es böse meinend, war er ein heiterer und fröhlicher Gesellschafter, der so manchen freundschaftlichen Kreis durch Scherz und Aufforderung zum Scherz erfreute. Aber diese Scherze sind verstummt, diese Fröhlichkeit ist ent-

flohen, diese Heiterkeit ist verschwunden, wie ein flüchtiger Sonnenblick durch den schnellen Zug der Wolken erlischt, und unerwartet deckt unsern Freund das Grab." Als Unterhaltung zog ihn vor allem das Schachspiel an, das er gut, wenn gleich nicht meisterhaft spielte; nächstdem musicalische Unterhaltung und Schauspiel. Auch die Erzeugnisse der bildenden Kunst hatten Reiz für ihn, wenn er gleich diese Kunst selbst eben so wenig auszuüben versuchte, als die Tonkunst. Aber er hatte nach und nach eine reiche aus mehr als 7000 Blättern bestehende Samlung von werthvollen Kupferstichen, besonders aus der neuern Periode von Edelink bis Garavaglia u. s. w. zusammengebracht, der er manche im Stillen verbrachte genußvolle Stunde verdankte. Bei dem Ankaufe folgte er mehr dem eigenen Urtheile, als dem der Schule; er kaufte eigentlich, was ihm gefiel, ohne sich gerade an strenge Kritik zu binden, wenn nur der Gegenstand, die Lieblichkeit der Formen und eine der neuern Schule gewissermaßen eigene glänzende Außenseite ihn genugsam ansprach. Uebrigens war diese Liebhaberei an den Erzeugnissen der Kupferstecherkunst wohl zunächst durch das Zusammenleben mit Kolbe auf dem Philantropin zu Dessau veranlaßt.

Gilberts Sammlung von Mineralien, die bald nach seinem Ableben aus den Händen seiner Erben in die seines Freundes, des Finanzraths Campe überging, enthält ausgezeichnete, zum Theil einzige Stücke, doch kaufte Gilbert in den letztern Jahren zu wenig planmäßig dafür an, und konnte auch zu wenig Zeit auf das Ordnen verwenden, als daß sie ein wirkliches Ganze ausmachen könnte. Seine Instrumentensammlung ist nicht sehr bedeutend (nach dem gedruckten Catalog 357 Nummern), doch enthält sie einzelne wichtige Stücke, nament-

lich im electrischen und pneumatischen Apparate. Das meiste kaufte Gilbert im Auftrag der Universität Leipzig für den academischen Apparat. Die Büchersammlung, reich an geographischen, mathematischen, physicalischen und chemischen Werken, enthält nach dem Auctionscatalog (Leipzig, 15. November 1824) 3056 Nummern, wozu aber noch eine sehr reiche Sammlung von Landcharten, Plänen, Prospecten und astronomischen Tafeln kommt, die in demselben Catalog unter verhältnißmäßig wenig Nummern verzeichnet ist.

Bedeutendere Reisen hat Gilbert nur zwei unternommen, eine frühere mit dem damaligen westphälischen Bergdirector Heron de Villefosse, durch Westphalen an den Rhein, und eine spätere nach Paris und Lyon durch die Schweiz *). Von dem auf diesen Reisen Erlernten und Erfahrnen findet sich Vieles in den Annalen der Physik. Außerdem pflegte er jährlich einmal seine am 18. December 1824 in Potsdam ihm im Tode nachgefolgte ehrwürdige Mutter, an der er mit inniger Liebe hing, zu besuchen.

Nach allen diesen Angaben erscheint uns Gilbert's Leben als ein stilles, wenig bewegtes, reich an Thätigkeit und nicht ohne Genuß, denn er fand diesen in Arbeit und Geselligkeit. Bei einer einfachen, regelmäßigen Lebensart, war er fast nie krank, und durch eine weise Zeiteintheilung machte er es möglich, geräuschlos viel zu thun. Nur die frühen Morgenstunden, oft auch die spätern Abend-

*) Letztere im J. 1821. In Paris nahmen ihn die ausgezeichneten Mathematiker, Naturalisten und Physiker, wie La Place, Biot, Cuvier, Gay-Lussac u. s. w. um so freundlicher auf, als er der französischen Sprache mit seltener Gewandtheit mächtig war.

stunden waren für die Bearbeitung der Annalen vorzugsweise bestimmt, der Vormittag gehörte ganz dem Lehrfache, der Nachmittag den Studien, der Abend meistens der Geselligkeit. In der Unterhaltung über Gegenstände seines Faches war er beredt, eifrig, oft hartnäckig in Bestreitung entgegengesetzter Meinungen und schwer zu bekehren, nie aber bitter, schmähend oder hinterlistig, immer auch das fremde Verdienst hoch anerkennend, gerechter bisweilen gegen das Ausland, als gegen die deutschen Gelehrten, die freilich auch gegen ihn nicht gerade zum gerechtesten zu verfahren pflegten. Nichts erbitterte ihn mehr, als das ungründliche, oberflächliche Behandeln der Wissenschaften, das bodenlose Hypothesiren, die mystische Ansicht und die in die Wissenschaft übergetretene Poësie. So wenig er der letztern im Leben abhold war, so feindlich stellte er sich derselben gegenüber, wenn sie, ihr Gebiet überschreitend, die Träume der Phantasie in die Wissenschaft übertragen wollte. Und wer konnte ihm dies verargen? welcher ächte Verehrer der vorzugsweise sogenannten exacten Wissenschaften muß ihm hier nicht mit voller Seele beistimmen? Dieses Vermengen von Dichtung und Wahrheit, von Poësie und Wissenschaft, dieses Spielen mit gehaltlosen, halbwahren Analogien, dieses Errathen und Andeuten statt des Wissens und Erkennens, hat uns Deutschen im Auslande den guten Namen verdorben, uns von der gründlichen Wissenschaft abgeführt und uns dahin gebracht, daß wir alles zu wissen glauben, während wir im wirklichen Wissen zurückgekommen sind. Diesem verderblichen Treiben in der deutschen Wissenschaftlichkeit stellte sich Gilbert mit aller Ueberlegenheit entgegen, welche ihm seine gründliche mathematische Bildung, sein umfassendes ernstes Studium

der Physik und Chemie, und die Gewandtheit seines Geistes darboten, und dies war es, was ihm die Herren von der poetischen Schule nie vergeben konnten. Unfähig ihm mit gleichen Waffen zu begegnen, und zu bequem eine ähnliche Ueberlegenheit sich zu eigen zu machen, griffen sie zu Schmähungen und Persönlichkeiten, auf welche aber Gilbert nie einging, sondern in solchen Fällen, wo keine Ehre mehr zu holen war, sie ruhig gewähren ließ. Daß bei allem diesen ihn doch sein Eifer für Gründlichkeit und für mathematische Bearbeitung der Physik und Chemie bisweilen zu weit führte, daß er seine atomistische Ansicht von der Körperwelt bisweilen zu sehr geltend machte, und daß seine Begriffe von dem Leben der organischen Körper zu wenig geläutert waren, um in diesen, ihm übrigens fremden Forschungen glücklich zu seyn, wird niemand läugnen; auch er theilte hier das allgemeine Loos der Sterblichen, zu irren. Eines Umstandes dürfen wir hier zum Schlusse dieser biographischen Skizze zu erwähnen nicht vergessen, die Sorgfalt nämlich, die er auf einen reinen, schönen und angemessenen Ausdruck in der deutschen Sprache verwandte, der daher auch allen seinen Schriften im hohen Grade eigen ist, und sehr zu seinem Vortheil unterschied sich Gilbert auch hier von seinen schmähsüchtigen Gegnern, die jede hingeworfene undeutsche Sudelei für druckenswerth hielten, ja es wohl für das Kennzeichen des großen Geistes ausgaben, die Muttersprache zu vernachlässigen. Während sie ihn schonungslos der parteiischen Vorliebe für das Ausland bezüchtigten, beschämte er sie durch das sorgfältigste Bemühen für die Reinheit des deutschen Ausdruckes in seinen sämmtlichen Arbeiten. Uebrigens war er nächst der französischen, auch der englischen, holländischen

und italienischen Sprache wenigstens so weit kundig, daß ihm jedes in diesen Sprachen geschriebene Werk vollkommen verständlich war; für das Studium und die Uebung der alten Sprachen gab ihm sein Wirkungskreis weniger Veranlassung.

Und so können wir diese schwache Schilderung eines ausgezeichneten, vielwirkenden und vielverkannten Mannes in vollem Rechte mit den Worten schließen, die Herder (Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschh. IV. Th. 19. Buch, Cap. V.) von dem ebenfalls unermüdet thätigen und wenig belohnten Reiske brauchte: „— sanft ruhe seine Asche! in langer Zeit aber kommt uns seine verschmähete Gelehrsamkeit gewiß nicht wieder!" — Der Gedächtnißtafel an seinem Grabe aber gab sein Freund Hermann die Inschrift:

Naturae leges doctis ubicunque retectas
Cognosse impiger et tradere notitiae.

Vollständiges Schriftenverzeichniß.

I. Eigene Arbeiten.

1) Ludwig Wilhelm Gilbert, Handbuch für Reisende durch Deutschland, enthaltend: 1) Regeln für Reisende, 2) einen topographisch-statistischen Abriß von Deutschland, 3) eine ausführliche Darstellung des deutschen Münzwesens, 4) eine Darstellung des deutschen Postwesens, 5) vollständige tabellarische Post- und Reiserouten von jeder größern Stadt Deutschlands zu allen übrigen. Erster Theil, welcher das erste Capitel und als Anfang des zweiten die österreichischen und preußischen Besitzungen in Deutschland enthält; nebst einer Postkarte von Deutschland. Leipzig, bei Schwickert, 1791. gr. 8. — Zweiter Theil, welcher als Fortsetzung des zweiten Capitels die pfalzbairischen und kursächsischen Staaten enthält. Leipzig 1792. 8. — Dritter Theil, welcher als Fortsetzung des zweiten Capitels die Lausitz, die kurhannöverschen Staaten und eine umständliche Topographie des ganzen Harzes enthält. Leipzig 1795. 8.

(Dieſes Werk ſollte mit dem fünften Bande geſchloſſen werden, es ſind aber nur die erwähnten drei Bände erſchienen, welche 6 Rthlr. 16 gr. koſten.

2) — — de natura constitutione et historia matheseos primae vel universalis seu metaphysices mathematicae commentatio I. et II. Halae 1795. 8.

(Dieſe Schrift war Gilbert's Inauguraldiſſertation und erſchien als ſolche ſchon 1794. Preis 8 gr.)

3) — — die Geometrie nach Legendre, Simpſon, van Swinden, Gregor a St. Vincentio und den Alten dargeſtellt. Erſter Theil. Halle, bei Renger 1798. gr. 8. Mit Kupf.

(Außer dieſem erſten Theile iſt nichts weiter erſchienen. Preis 1 Rthlr. 12 gr.)

4) — — kritiſche Aufſätze über die in München wieder erneuerten Verſuche mit Schwefelkiespendeln und Wünſchelruthen. Halle 1803. 8. Mit 1 Kupf.

(Bekanntlich gehörte Gilbert zu den Gegnern des Glaubens an Rhabdomantie und ähnlichen, bis jetzt noch ganz unerwieſenen Tand.)

5) — — Dissertatio historico-critica de mistionum chemicarum simplicibus et perpetuis rationibus earumque legibus nuper detectis. Sectio I. et II. Lipsiae, in bibliopolio Schwickertiano, 1811. 4.

(Beide Schriften, zuſammen 40 Seiten in 4., erſchienen am 24. und 25. September bei dem Antritte ſeines dortigen Lehramtes; es werden darin zuvörderſt die Verdienſte Bergmann's, Lavoiſier's, Berthollet's, Prouſt's und Richter's um die ſtöchiometriſche Chemie gewürdigt, endlich die von Berzelius hierüber gelieferten Arbeiten erläutert und geprüft; das Ganze erſchien umgearbeitet und in deutſcher Sprache in den Annalen der Phyſik, Bd. 39. Stück 4.)

6) — — für jeden verſtändliche Anweiſung, wie man es anzufangen habe, um bei bösartigen Fieber-Epidemieen aller Art ſich gegen Anſteckung zu ſchützen, und der Verbreitung derſelben durch mineralſaure Räucherungen Einhalt zu thun, belegt durch eine Sammlung von Erfahrungen im Großen. Leipzig, bei Baumgärtner (1813). gr. 8.

(Populäre Zuſammenſtellung der beſten Erfahrungen über die Wirkſamkeit der mineralſauren Dämpfe oder der Guyton-Morveauſchen Räucherungen. VIII und 112 Seiten, Preis 12 gr.)

II. Fremde von Gilbert herausgegebene Arbeiten.

1) Johann Gottlieb Friedrich Schrader's, Grundriß der Experimentalnaturlehre nach den neuesten Entdeckungen, zum Leitfaden academischer Vorlesungen und zum Gebrauch für Schulen. Zweite Auflage, ergänzt und großen Theils umgearbeitet von L. W. Gilbert. Mit eingedruckten Holzschnitten. Hamburg, b. Bachmann und Gundermann 1804. gr. 8. — Dritte Auflage. Leipzig, b. Gnobloch 1812. gr. 8. unvollendet.

(Das meiste in derselben ist von seiner Hand gearbeitet. Zweite Aufl. VIII und 308 Seiten. 1 Rthlr. Dritte Aufl. S. 1—288.)

2) Heron de Villefosse, Nivellement des Harzgebirges mit dem Barometer. Aus den Papieren des Verfassers gezogen und herausgegeben von L. W. Gilbert. Mit einem Profil des Harzes. Halle, bei Renger, 1808. 8.

(Preis 10 gr.)

3) Annalen der Physik. 1. B. Halle, b. Renger 1798. gr. 8. Vom eilften Jahrgange (1809) an bei Joh. Ambr. Barth in Leipzig, unter dem Titel: Annalen der Physik. Neue Folge; seit 1819 in demselben Verlage: Annalen der Physik und der physikalischen Chemie.

(Erschien als Fortsetzung von F. A. C. Gren's Annalen der Physik, seit 1798 ununterbrochen. Monatlich ein Stück, jährlich drei Bände. Sehr viele der wichtigen Aufsätze daraus sind auch besonders abgedruckt.)

Außerdem besorgte noch Gilbert die Vorrede zur eilften Ausgabe von Wolf's Anfangsgründen der mathematischen Wissenschaften (Halle, b. Renger 1800. 8.), ferner mehrere Aufsätze in (Rüdiger's) Hallischem Wochenblatte für Neu- und Wißbegierige, in K. Sprengel's Gartenzeitung, und Recensionen in mehreren kritischen Blättern. Auch wird er als Mitarbeiter am Conversationslexicon genannt. (Zu den frühesten Arbeiten des Verewigten gehört auch noch ein Aufsatz vom Jahre 1794, im Bergmännischen Journal von Köhler und Hoffmann. Th. I. p. 237, welcher eine Berichtigung über die bei einem Göpel vorkommenden Rechnungen zum Gegenstande hat.

Dr. Wilhelm Anton Ficker,

Doctor der Arzneikunde und der Wundarzneikunst, fürstlich lippischer Hofrath, Professor der Chirurgie und Hebammenkunst in Paderborn, Brunnenarzt zu Driburg, correspondirendes Mitglied der k. k. medicinisch-chirurgischen josephinischen Academie in Wien, Mitglied der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde, ingleichen des Apothekervereins im nördlichen Deutschland.

geb. den 28. October 1768.
gest. den 8. März 1824.

Wenn ein kräftiges und unermüdetes Wirken in seinem Berufe, verbunden mit ausgebreitetem Wissen, durchdringendem Verstande und erprobter Redlichkeit, Anspruch geben kann auf ein wohlwollendes Andenken, so verdient dies der Verstorbene im hohen Maße. Unter seinen nächsten Umgebungen ist es ihm geblieben, und dauert unverändert fort; es wird aber auch bei seinen fernen Geistesverwandten nicht untergehen, da er ihnen durch zahlreiche Schriften die Gelegenheit gegeben hat, ihn in die Reihe der Männer zu stellen, welche sich durch rastloses Forschen und unermüdetes Beobachten eine Wissenschaft zu fördern bemühet haben, die das Leben erhalten, und wenn dies nicht mehr möglich ist, wenigstens die Beschwerden desselben erleichtern und sich so als das hauptsächlichste Ergebniß der Kenntniß der Natur darstellen soll.

F. erhielt seinen frühern Unterricht auf den Gymnasien zu Paderborn und Osnabrück, und demnächst die höhere wissenschaftliche Ausbildung auf den Universitäten zu Münster und Göttingen, an welchem letztern Orte ihm schon im Jahr 1791 für seine Abhandlung, de temperamentis quatenus ex fabrica corporis et structura pendent, der von der medicinischen Facultät ausgesetzte Preis zu Theil wurde. Erst in dem folgenden Jahre 1792 nahm er in Erfurt den Doctorgrad an, dessen er sich durch seine Dissertation de tracheotomia et oesophagotomia würdig bewies. Mehrere Reisen und Besuche von österreichischen und preußischen Feldlazarethen in den Jahren 1792 bis 1794 und sein Aufenthalt zu Wien und zu Würzburg hatten den besondern Zweck, sich zu seiner künftigen Bestimmung als Oberwundarzt und Lehrer der Chirurgie und Hebammenkunst, weiter vorzubereiten; auch nahm er an dem letztern Orte als Mitarbeiter Theil an den würzburger gelehrten Anzeigen und an der oberdeutschen Literaturzeitung. Er kehrte indeß im Mai 1794 nach Paderborn zurück, um das ihm von dem damaligen Landesherrn bestimmte Amt zu übernehmen und erwarb sich bald in seinem neuen Wirkungskreise das allgemeine Zutrauen als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer, welches nach zwei Jahren mit dem Titel eines Professors und mit einer ansehnlichen Gehaltszulage geehrt wurde. Schon in diesem Jahr gab er zum ersten Mal den „Unterricht für Hebammen" heraus, welcher in der Folge mit seiner Bewilligung für das Erzstift Salzburg und das Fürstenthum Anhalt-Dessau besonders abgedruckt und nachher noch dreimal aufgelegt worden ist. Auch erschien in eben diesem Jahre der erste Band seiner „Beiträge zur Arzneiwissenschaft, Wundarz-

nei- und Entbindungskunst," welchem der zweite Band im Jahr 1802 nachfolgte.

Schon lange hatte ihn der Gedanke beschäftigt, eine Krankenanstalt für Unvermögende zu errichten, und er hatte das Glück, seinen Lieblingswunsch, durch die Unterstützung der damaligen Landstände und vieler Menschenfreunde, deren freiwillige Beiträge 1797 den ersten Grund legten, zur völligen Ausführung zu bringen. Dieses Institut erweiterte sich durch sein fortgesetztes Bemühen mehr und mehr und wurde noch im Jahr 1824 durch die Gnade des Königs mit einem bestimmten Grundbesitz versehen. Er stand ihm, als seiner Lieblingsschöpfung, bis zu seinem Ende als Director und Arzt unentgeltlich vor. Vielen Tausenden armer Kranken (4659) hat es Hülfe und Trost gereicht, und zugleich dadurch manchen geschickten Wundarzt gebildet. Durch seine Bemühungen erhielten ebenfalls die Schutzblattern eine weitere Verbreitung, indem er mit unermüdeter Ausdauer die Belehrung der Impfärzte auch in den schwierigsten Zeiten und bei mehrmaligem Regierungswechsel zu bewirken wußte. Eben so sind auch seine Bemühungen um den Unterricht der Hebammen, welchem er sich selbst bis an sein Ende unterzog, noch im fortwährenden segensreichen Andenken. Als Mitglied der Municipalität suchte er auch im Jahr 1806 die langgehegte Idee einer bessern allgemeinen Armenpflege in dasiger Stadt einzuführen; der vollständige Erfolg hat auch dieses Werk gekrönt.

Bei einer rastlosen Thätigkeit in seinen Berufsgeschäften wußte er indessen noch immer Zeit zu seinen schriftstellerischen Arbeiten zu gewinnen und fand in ihnen so wie in den Armen seiner Familie die süßeste Erholung nach den heilbringen-

den Mühen des Tages. So erschien von ihm im Jahr 1804 der erste Band seiner „Aufsätze und Beobachtungen mit jedesmaliger Hinsicht auf die Erregungstheorie," welchem im Jahr 1806 der zweite folgte. In diesem letzten Jahre erhielt er von der medicinisch-chirurgischen josephinischen Academie in Wien für eine eingesandte Abhandlung „über die Hüftgelenkskrankheit" einen Ermunterungspreis und späterhin die Preismedaille. Der Gegenstand dieser Abhandlung war nämlich die Preisfrage: „Worin eigentlich das Uebel bestehe, welches unter dem sogenannten freiwilligen Hinken der Kinder bekannt ist; ob dagegen eine Heilung statt finde und durch welche Mittel sie erzielt werde?" Durch die Ausarbeitung dieser gediegenen Schrift, mit seinem gleichfalls schon verewigten Freunde Albers, wurde ihm das belohnende Bewußtseyn, die Aufmerksamkeit der Aerzte auf jene gefährliche Krankheit mehr gerichtet, und die von Ford zuerst empfohlene Heilart, zum Nutzen vieler solcher Kranken in Deutschland bekannt gemacht zu haben. Er war übrigens noch thätiger Mitarbeiter an der medicinisch-chirurgischen Zeitung und an der Hallischen Literaturzeitung, lieferte viele Aufsätze für die Journale von Loder, Hufeland, Harleß, Gräfe und Walther, für Barthel von Siebold's Sammlung chirurgischer Beobachtungen, für die medicinischen Annalen und für Fenner von Fennebergs Taschenbuch für Brunnengäste; so wie er auch bereits im Jahr 1811 den ersten Band seines „Oriburger Taschenbuchs" herausgab und diesem im Jahr 1816 noch den zweiten folgen ließ.

Bei diesem fortgesetzten Bestreben, eine höhere Gewißheit in der Heilkunde zu befördern, konnte es nicht fehlen, daß sein thätiges Wollen auch auswärts mit gerechter Würdigung anerkannt wer-

den mußte. Schon im Jahr 1803 erhielt er den Character eines fürstlich lippischen Hofraths von der nun verewigten Fürsten Regentin Pauline für die dem fürstlichen Hause geleisteten Dienste. Im J. 1806 wurde er correspondirendes Mitglied der medicinisch-chirurgischen josephinischen Academie in Wien. Kurz nach der Errichtung des Königreichs Westphalen versuchte man ihn als ersten Arzt bei dem Krankenhause in Cassel anzustellen, er lehnte indeß dieses Anerbieten ab, so wie auch den im Jahr 1810 an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf als Professor der Chirurgie und chirurgischen Clinik in Halle. Seine Verhältnisse und seine Vorliebe für die Schöpfungen, welche unter seinen Händen hervorgegangen waren, und vielleicht auch das wohlthuende Gefühl des unbedingten Vertrauens bei seinen nächsten Umgebungen, vermochten ihn ebenfalls die ihn ehrenden Aussichten unbenutzt zu lassen, welche ihm von verschiedenen Seiten in den Jahren 1815 bis 1820 als Leibarzt in Detmold, Regierungs- und Medicinalrath in Minden ꝛc. eröffnet wurden. Indessen fühlte er sich noch im Jahr 1821 angenehm überrascht, als ihn die niederrheinische Gesellschaft für Natur- und Heilkunde und der Apothekerverein im nördlichen Deutschland mit den Diplomen eines auswärtigen Mitgliedes beehrten.

Ein Mann dieser Art kann schon nicht zu den gewöhnlichen Berufsmenschen gehört haben, welche durch pflichtmäßige Vollbringung ihres Geschäfts innerhalb den gesetzlichen Schranken, jeder Art von Forderung ein Genüge geleistet zu haben glauben, ohne dem Leben je eine höhere Ansicht abzugewinnen und ihren Blick über den gewöhnlichen Kreis zu richten. Man mag über den Menschen und sein Handeln urtheilen, wie man will, so liegt es doch

schon in der Organisation seines geistigen Wesens, daß er dem Vorzüglichern vor dem Gemeinen den Vorzug geben und folglich das Treffliche anerkennen muß, wo es sich findet. Daher kann denn auch dem Manne, welchen sein Gemeinsinn über die Niederungen des gewöhnlichen Lebens erhebt und ihn mächtig zu ungewöhnlichem Wirken antreibt, der Beifall nicht entstehen, und besonders, wenn sein Wirken nur helfend und nie zerstörend erscheint; und es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß hierin die edlere Menschennatur fast immer den Sieg erringt. Es ist also auch wohl natürlich, daß das Streben des Verewigten nach hellerem Lichte und nach Wahrheit, von wissenschaftlichen Männern und Vereinen anerkannt worden ist und daß man auch gesucht hat, ihm durch äußere Zeichen Achtung zu beweisen. Der Verfasser dieser Zeilen ist nicht im Stande über den wissenschaftlichen Werth der Forschungen seines verewigten Freundes ein genügendes Urtheil zu fällen. Er weiß nicht, welches System der Heilkunde derselbe befolgt, oder ob er überhaupt sich auf dergleichen unhaltbare Stützen nur einen Augenblick verlassen hat. Er hat in ihm blos den demüthigen Lehrling und Diener der Natur gefunden, der nie vergaß, daß sich ihre Wirkungen in unendlichen Modificationen offenbaren und daher jeden menschlichen Organismus als eine besondere Welt ansah und die Störungen desselben in einzelnen gegebenen Fällen mit stäter Hinsicht auf das Individuum, nach seiner geistigen und körperlichen Beschaffenheit, zu beurtheilen suchte. Die Natur hatte ihm hiezu die Gabe einer schnellen Beobachtung, die scharfen äußern Sinne und den durchdringenden Verstand verliehen, verbunden mit einem seltenen Combinationsvermögen, welches ihm leicht die rechte Spur

finden ließ. Die Mittel, deren er sich zur Heilung der Kranken bediente, waren gewöhnlich höchst einfach, aber wohl wissend, daß die mechanische Wirkung derselben durch eine höhere dynamische unterstützt werden könne und müsse, wußte er durch seine Heiterkeit und durch sein trostvolles Erscheinen im rechten Augenblicke das unbegränzte Zutrauen des Leidenden sich zu erwerben und dadurch die kräftig fördernde geistige Crisis herbei zu führen, ohne welche das Bemühen des Arztes so oft vergeblich erscheint. Eben so war er als Operateur und Geburtshelfer schnell entschlossen und unerschrocken, und theilte dadurch dem Leidenden oft den Muth mit, welcher ihm sonst gefehlt haben würde und der gleichwohl auch in Fällen dieser Art von wesentlichem Erfolg ist.

Gern nützte er fremde Erfahrungen und die Resultate der Forschungen seiner Kunstgenossen, wenn solche auf überzeugenden Gründen beruhten, aber eben so fest war er auch in der Vertheidigung seiner Ansichten, wenn ihm solche durch hinreichende Gründe unterstützt schienen. Er würde in jedem Felde des menschlichen Wissens eine ausgezeichnete Stelle eingenommen haben; indessen war er gewiß von der Natur zum Arzte bestimmt, wenn man eine solche Bestimmung annehmen will, da er die vorhin genannten seltenen Eigenschaften in sich vereinigte, welche nur allein den Arzt als heilbringenden Helfer erscheinen lassen. Dies Urtheil muß wohl allgemein gewesen seyn, da er unter seinen Mitbürgern ein Vertrauen genoß, wie es selten einem Arzte zu Theil wird; und daher denn auch die allgemeine ängstliche Besorgniß, als seine aus einem organischen Uebel entstandenen krankhaften Beschwerden, die ihn schon vielfach gedrückt hatten, ihn doch nie zurückhalten konnten, dem mühseligen

Berufe mit gewohnter Selbstverläugnung nachzugehen, sich ungleich vermehrte.

Er hatte schon im August 1823 den Badeort Driburg früher als gewöhnlich verlassen müssen, und sollte nicht an einem Ort zurückkehren, den er besonders in den letzten Jahren seines Lebens als seinen Lieblingsaufenthalt ansah, da auch diese Heilanstalt unter seiner pflegenden Hand herrlich gediehen war. Was Kunst und Wissenschaft vermochte, wurde von seinen Collegen, mit welchen er immer in der schönsten Harmonie gelebt hatte, und besonders von seinem Sohne und von seinem Neffen angewandt, welche mit unbegrenzter Liebe an ihm hingen, und die er als diejenigen ansah, auf welche sein Geist vererbt werden würde. Indeß mußte alle menschliche Hülfe nach und nach vergeblich erscheinen, da das zerstörte Organ, nämlich die Leber, wie er selbst seinen Zustand richtig beurtheilte, nicht herzustellen war, und nach langen, mit Standhaftigkeit erduldeten Leiden, verließ sein Geist die körperliche Hülle in der frühen Morgenstunde am 8. Mai, beweint von einer Gattin und sechs Kindern und zahllosen Freunden.

Dr. Christian Gottlieb Haubold,

ordentlicher Professor des vaterländischen Rechts, Ritter des königl. sächs. Civilverdienst-Ordens, des Hochstifts Merseburg Capitular, königl. sächs. Oberhofgerichtsrath, der Academie Decemvir, der Juristen-Facultät Beisitzer und Senior, Collegiat des größern Fürstencollegiums, Deputirter der Universität bei dem vereinigten Criminal- und Policeiamte der Stadt Leipzig und Mitglied der Academie der Wissenschaften zu Erfurt.

geb. den 4. November 1766.
gest. den 14. März 1824.

Wenn das allgemeine Loos der Sterblichkeit so unvermeidlich als oft vor unsern Augen sich erneuend in gewöhnlichern Fällen uns minder schmerzlich überrascht, so sehnen wir uns um so lebhafter, (und wie wir glauben, ist dieses gerechte Ausnahme und würdiger Lohn des Verdienstes) daß wenigstens ausgezeichnete Geister, der Welt theuer und fast unentbehrlich, von diesem endlichen Verhängnisse noch lange verschont bleiben möchten, und ihnen vor allen das Maß der Lebenszeit zugelegt werden dürfte, das so Manchem sich verkürzt; aber hinsichtlich eben dieser werden wir am ehesten vom Gegentheil schmerzlich überzeugt.

Die unaufhaltsame Sorge für ihren unsterblichen Theil, das nie sich völlig genügende Streben nach einem Ideale, das ihrem rastlosen Forschergeiste immerdar vorschwebt, der unermüdete hochherzige Berufseifer, der über des Lebens Be-

deutung, des Lebens Kürze leicht und edelmüthig übersieht, läßt sie nur zu bald der Ewigkeit heimfallen, für welche sie lebten und wirkten.

Aber diese bleibt ihnen auch um so gewisser selbst hienieden gesichert, als ihr unsterblicher Name und die unverwelklichen Blüthen und Früchte gesegneter Wirksamkeit ihr unvergängliches Andenken der Mit- und Nachwelt bewahren und auf unsichtbarem Wege allmälig den Schmerz lindern, welchen das Verschwinden ihres sichtbaren Theils, in allen Zweigen ihrer frühern Verbindungen und Wirkungen, wehmuthsvoll bereitete.

Wie anwendbar diese Wahrheit sich auf den würdigen Todten darstelle, den wir hier zu schildern gedenken, sagt am ausdrucksvollsten ein Gelehrter und sein Freund Hofrath Prof. Beck, der ihn mit wenigen Worten in der im Namen der Universität Leipzig abgefaßten in die dasige Zeitung aufgenommenen öffentlichen Todesanzeige also zu würdigen wußte: „sein Name deutet schon die Größe seines Verlustes an.“ Darum der laute und innige Schmerz, daß einer solchen kräftigen geistigen Natur nur ein so kurzer Zeitraum irdischer Wirksamkeit vergönnt war, und daher erhob sich auch, wie selten, eine allgemeine Klage über sein frühes Scheiden durch ganz Deutschland und wohl über dessen Grenzen hin, wo irgend Kenner seines Werthes, Zöglinge seines Geistes und seines Lehramtes wohnen. So sprach tief ergriffen von dem unersetzlichen Verluste der würdigste Zögling des Verstorbenen und nun der Nachfolger in seiner Professur, Oberhofgerichtsrath Dr. Wenck in einer Anrede an seine innig bewegten Zuhörer sich aus, und stellte darin Haubold, den stets ruhmvoll genannten Rechtsgelehrten, als Musterbild auf für alle Studirende. Dr. und Prof.

Otto, ebenfalls sein geliebter Zögling, ließ bald darauf eine nähere Entwickelung seiner trefflichen gelehrten und menschlichen Eigenschaften nachfolgen; die Universität Kiel machte durch einen öffentlichen Anschlag *) den erfolgten Tod dieses großen Ge-

*) Dieser Anschlag von Seiten der Kieler Juristenfacultät lautet also:

Facultas juridica Kiliensis

S.

Commilitonibus.

Cladem Vobis denunciamus, Commilitones, qua hi memoria hominum vix acerbiorem funestioremque disciplinae, quam una nobiscum profitemini, accidisse, uno ore clamabunt; quibuscunque de literatorum hominum meritis datum est, iustum ferre iudicium. Heu! occubuit his proximis diebus

Christ. Gottl. Haubold

cuius titulos docere inutile est, cum virtus loquatur. Occidit, heu! magnum illud Lipsiae, magnum Germaniae suae ornamentum et decus, in cuius morte, si patria urbs ingens damnum fecit, maiorem iacturam accepisse literas, literarumque per orbem terrarum cultores, si ultro novoque exemplo publice profitemur, neminem futurum credimus, qui nos iustos moeroris terminos dicat migrasse. Neque enim Ille, quem lugemus ereptum, tantum aut lingua aut consilio per multos annos ita praefuit iuventuti Germanicae, ut comparari possit cum Melanchtone, quem proavi nostri Germaniae Praeceptorem appellarunt, sed scriptis quoque tot tantisque praetor invidiam incaruit, ut merito inter principes illos censendus sit, quorum immortali beneficio effectum est, ut abhinc decem lustra hodieque, ars nostra paulatim in augustiorem speciem mutata, tot tantaque ceperit incrementa, quanta vix ulla ante in hominum memoria. Auxit famam viri incomparabilis, praeter doctrinam multifariam et in nostram disciplinam merita amplissima, virtus quoque numeris omnibus absoluta, ut qui neque facundiam, qua polleba, neque ingenium, quo utebatur, ad male aut faciendum, aut dicendum unquam exerbuerit, sed pietate, sed modestia, sed liberalitate, qui propius eum norant, omnibus facem praetulerit, quo ipso id ei donum

lehrten ihren Zöglingen bekannt, und beinahe kein öffentliches Blatt, auch aus weiter Ferne, konnte schweigend an solch' einem Verluste vorübergehen, der Deutschland und die ganze gelehrte Welt betroffen hatte und, was sich selten also begibt, wie die Klage, gleich einhellig, war auch das Lob, das dem Hingeschiedenen einmüthig gezollt wurde. Um so gerechter mußte das Bemühen des Verfassers dieser Denkschrift dahin gerichtet seyn, zwar noch ein unvollkommenes Bild, wie es die Gegenwart, oder kaum erst eingetretene Vergangenheit uns bieten kann, aus allen den vorliegenden einzelnen Darstellungen unparteiisch und gewissenhaft zu entlehnen, das nur mindestens andeute, was die von Dr. Otto uns verheißene ausführlichere Biographie nach größerer Muße für Sammeln und Ordnen zu Verherrlichung desselben leisten werde.

Christian Gottlieb Haubold wurde zu Dresden geboren, wo sein Vater, Georg Gottlieb, Aufseher des kurfürstlichen mathematischen und physicalischen Museums war; doch schon in früher Kindheit sollte er seinem Vater nach Leipzig folgen, der im Jahre 1771 als ordentlicher Professor der Physik dahin berufen wurde, aber leider im nächsten Jahre darauf den über seinen frühen Tod tief betrübten Sohn in der neuen Fremde verwaiset und schutzlos zurückließ; und eigen trifft es sich, daß

datum acceptumque est, ut non solum sine dedecore, sed summa omnium existimatione integer egerit nomenque suum ad posteros absque labe ulla transmiserit. Have bona anima!

Hunc talem tantumque virum, Vobis, Commilitones, in memoriam exemplumque proponere ius fasque et re Vestra, patriae, literarum esse iudicavimus.

P. P. Kiliae d. VII. Kal. Apr.
MDCCCXXIV.

auch dieser gerade zu der Zeit hinwiederum scheidet, in welcher man zugleich den sonst vom Vater betretenen Lehrstuhl durch den beklagenswerthen Verlust Gilberts von neuem erledigt sah. Doch suchten der Professor der Geschichte Hofrath Böhme, der sein gastfreundliches Haus den würdigsten Männern Leipzigs stets offen hielt und späterhin Dr. Krause, als seine Vormünder, ihm den Verlust zu ersetzen; und wenn der zum Jüngling heranreifende Knabe in dem Hause seiner Vormünder, besonders bei Hofrath Böhme, die Muster feiner Lebensart und Bildung kennen lernte und sich aneignete, so sorgten sie auch, gleich wachsamen Vätern, für seine gelehrte Bildung, indem sie ihn dem trefflichen Privatunterrichte des nachherigen Domherrn und Professors Dr. Keil und des als Tertius an der Nicolaischule verstorbenen M. Held, übergaben, welchem letztern der Verewigte wegen seines bis zum Abgange auf die Universität genossenen Unterrichtes auch in dem eignen Lebenslauf, der dem bei seiner Doctorpromotion erschienenen Programme beigefügt ist, das dankbare Zeugniß öffentlich gab: cui inprimis a me deberi profiteor, si quid in literarum studiis profecerim.

Auch leitete ihn mit wohlwollender Liebe sein Stiefvater Saalbach, der Besitzer einer ansehnlichen Buchdruckerei, mit welchem seine Mutter, Johanne Sophie, geb. Bätke im Jahr 1780 sich wieder verheirathet hatte.

Vom Jahre 1774 an besuchte er die Nicolaischule; er war von seinen vorhergenannten Privatlehrern so gut vorbereitet worden, daß er, obgleich erst $7\frac{1}{2}$ Jahr alt, schon in die fünfte Classe aufgenommen werden konnte; und da er mit seinen trefflichen Naturanlagen eine in diesem Alter seltene Aufmerksamkeit und einen stets regen Fleiß

verband, so machte er so außerordentlich schnelle Fortschritte in den Kenntnissen, daß er schon nach 3 Jahren in die zweite Classe aufrückte und zu Ostern 1781 noch nicht 15 Jahre alt, für reif zur Universität erkannt werden konnte. Unter den damaligen Lehrern jener Schule: Forwerk, Behringer, Hübschmann, Forbiger, Martini, fühlte er sich dem hochverdienten Rector Forbiger mit ganz besonderm Danke verpflichtet.

Von seinem Stiefvater Saalbach war unser Haubold bestimmt worden, dessen Buchdruckereigeschäft dereinst zu übernehmen und fortzusetzen und er hatte auch deshalb während seiner Schulzeit täglich einige Stunden in der Buchdruckerei gleichsam als Lehrling gearbeitet ja sogar diese Beschäftigung bis ins 2. Halbjahr des academischen Lebens fortgesetzt und wie weit er sich bereits in dieser Kunst ausgebildet hatte, dies ist bei allen seinen in Druck erschienenen Werken zu erkennen, die wahre Musterbilder in Betreff ihrer typographischen Einrichtung genannt werden können.

Wohlausgerüstet bezog er im Jahre 1781 die Universität und hatte Seidlitz, Pezold, Platner, Wieland, Wenck, Beck und Gehler in der Philosophie, Geschichte und Mathematik zu Lehrern, er hörte bei Morus, Aug. Wilh. Ernesti, Clodius und Reiz, über einige griechische und lateinische Schriftsteller und der letztere, dem er noch von Böhme ganz empfohlen war, übte ihn auch im Lateinischreden und schreiben, was der dankbare Zögling noch in spätern Jahren rühmte.

Ueberhaupt beschäftigte er sich auch auf der Universität nicht wenig mit den humanistischen Wissenschaften, zu welchen er Liebe und Neigung vom Gymnasium mitgebracht hatte; wie er denn auch als gereifter Mann diese Beschäftigung nie ganz

unterließ, und sie den studirenden Jünglingen immer eifrig zu empfehlen pflegte. Ihr verdankte er aber auch nicht nur den schon im Gymnasium angeübten ächtrömischen Ausdruck, durch den er sich vor so vielen Rechtsgelehrten auszeichnete, sondern auch das noch höhere Verdienst eines gründlich gelehrten und geschmackvollen Civilisten, oder, wie man zu sagen pflegt, eines eleganten Rechtsgelehrten.

In den einzelnen juristischen Wissenschaften waren seine Lehrer: Biener, Kind, Hebenstreit, Christian Gottlieb Richter, Sammet, dessen Geschick, bei vielen Sonderbarkeiten gute Köpfe zu erwecken, ihm stets erinnerlich blieb, Stockmann, Junghans, Schott, Seger, Püttmann und der damalige Ordinarius C. G. von Winckler; der ihn an den practischen Uebungen, die er mit seinen Söhnen anstellte, Antheil nehmen ließ, und ihm hierdurch so wie durch den nähern Zutritt, welchen er ihm gestattete, überaus nützlich wurde.

Am 30. Decbr. 1784 vertheidigte unter des ebengedachten von Winckler Vorsitz Haubold sein erstes gelehrtes Werk, die Abhandlung: de differentiis inter testamentum nullum et inofficiosum. In der ihr beigefügten Epistola sagt schon damals unter andern von Winckler: Hoc certum est, Te eruditionis, assiduitatis et diligentiae Tuae monumentum magis apparens aedificare non potuisse.

In demselben Jahre nahm auch Haubold die Magisterwürde an, bestand 1785 das Baccalaureats-Examen und habilitirte sich den 30. September 1786 durch seine Diss. de legibus majestatis populi Romani latis ante legem Iuliam. — Im Winterhalbjahr desselben Jahres las er sein erstes Collegium über die Geschichte des römischen Rechts und von da an mit wachsendem Beifall

außer mehrern Collegien, die z. B. über Cic. pro Murena, de Legibus, Tacitus de moribus Germanorum von seiner ächt classischen Bildung Zeugniß geben, ferner über die 12 Tafeln, die Fragmente des Pomponius, das edictum perpetuum, den Gajus, über die Institutionen, das angewandte römische Recht nach Struv und Schmid, Encyclopädie, Rechtsantiquitäten, Hermeneutik, Pandecten, deutsches Recht, seit 1792 auch über sächsisches und lausitzisches Recht, gewöhnlich in einem jährlichen Cursus, über die Institutionen, verbunden mit Rechtsgeschichte und Antiquitäten, im Sommerhalbjahre; über Pandecten, im Winterhalbjahre, außerdem abwechselnd über Hermeneutik, Quellenkunde und civilistische Literärgeschichte.

Am 10. Juli 1788 wurde er Doctor der Rechte, vertheidigte hiebei das Spec. I. seiner gelehrten Abhandlung: de consistorio Principum und erhielt an einem Tage Doctorwürde und Anwartschaft auf eine Beisitzerstelle in der Juristenfacultät mit seinem vertrauten bis an das Ende des Lebens ihm herzlich zugeneigten Jugendfreunde, dem Oberhofgerichtsrathe und Stadtrichter Dr. Brehm in Leipzig, weshalb auch in dem vom Ordinarius von Winckler zu dieser Feierlichkeit geschriebenen Programme: Animadversio VII. juris antiqui beider Lebenslauf zusammengestellt sich befindet und von ihnen beiden, was die Zukunft so glanzvoll bewährt hat, am Schluß gesagt ist: „unus erat singulorum nostrorum animus, esse hos tales viros, a quibus ob singularem ipsorum eruditionem ac fidem respublica optima quaeque exspectare possit.“ Schon 1789 erhielt unser Haubold die außerordentliche Professur der Rechtsalterthümer, zu deren Antritt er in demselben Jahre durch das Spec. II. de consistorio

rincipium einlud. Im Jahre 1791 wurde er Beisitzer des Oberhofgerichts und erlangte 1796 die ordentliche Professur des sächsischen Rechts, eine damals neue Stiftung, deren Antritt er am 23. August durch ein Programm: de origine atque gradibus usucapionis rerum mobilium Saxonicae bekannt machte.

Im Juli 1802 rückte er als Substitut des Hr. J. W. Bauer in die Juristenfacultät und im Mai des Jahres 1809 mit Beibehaltung der Professur des vaterländischen Rechts in das Collegium der Professoren alter Stiftung in der fünften Stelle ein, wurde dem zu Folge am 1. Juni desselben Jahres in das concilium Professorum aufgenommen, nachdem er zuvor das Programm: Leges judiciariae utriusque, qua Saxonia Regia utitur, origines betreffend herausgegeben hatte. Nach Erhards und Rau's Tode stieg er zur vierten, dann zur dritten und endlich nach dem Aberben des Dr. Stockmann, zur zweiten Professur, welche aber die des sächsischen Rechts blieb, am 0. Juli 1821 empor, wodurch er zugleich Decemvir der Universität und Domherr zu Merseburg wurde.

Im Jahre 1816 hatte er schon von der Huld eines wahre Verdienste gerecht anerkennenden Königs, und wie das darüber ausgefertigte königliche Diplom lautet, wegen seiner Verdienste als academischer Lehrer den Orden des Civilverdienstes empfangen; zum Collegiaten des größern Fürstencollegiums, nachdem er die zuvor innen gehabte Stelle im kleinern Fürstencollegium aufgegeben hatte, wurde er am 4. Juli 1818 erwählt und den 25. Juli dasselbe aufgenommen.

Zweimal führte er, Würde und Nachdruck mit schonender Milde und Billigkeit vereinend, mit musterhafter Pünctlichkeit und rastloser Thätigkeit

das oft beschwerliche und Zeitaufwand erfordernde Rectorat, im Sommer 1811 u. 1819 und erhielt deshalb allgemeinen Beifall; er gewann ferner gleiche Achtung im Jahre 1821 als Landtagsdeputirter in Dresden und wurde endlich im Jahr 1822 zum academischen Deputirten bei dem vereinigten Criminal- und Policeiamte ernannt.

Dies war der treffliche Mann den äußern Veränderungen seiner regen und wissenschaftlichen Lebensthätigkeit nach; doch so ausgezeichnet er auch in dieser Hinsicht dasteht, ungleich höher erhebt ihn sein innerer Gehalt, der Geist, welcher sein vielseitiges Wirken belebte, dessen Resultat in seiner Größe und Mannichfaltigkeit der Welt vor Augen liegend, allgemeine Bewunderung, ja fast eine selten zu nennende Aufmerksamkeit erregte, und den glanzvollen Ruhm der Universität so ungemein erhöhte.

Zu näherer Anerkenntniß dessen müssen wir ihn von der Gerichtsstätte zu dem Hörsale bis in die stillen Mauern seines Hauses begleiten. Hier tritt uns der Rechtsgelehrte, der academische Lehrer, der sprachkundige Forscher, der Schriftsteller, der practische Jurist, und endlich der Mensch, überall derselbe Ehrwürdige in einem Geiste, gleich anziehend entgegen.

Schon in erstgenannter Hinsicht können wir auch zur Entschuldigung, wenn wir unwillkührlich Eins zu dem Andern fügen, nicht umhin, den treffenden Ausspruch eines der sachkundigsten und geistreichsten seiner Collegen, des verstorbenen Oberhofgerichtsraths Erhard vorauszusenden: „Man weiß nicht, soll man in Haubold mehr den Rechtssprecher oder den Rechtslehrer bewundern.“ So innig durchdrang sich in ihm tiefe Kenntniß mit practischer Einsicht! Durch seine classische Bildung gelang es ihm in sonst ungenießbare Lehren

Geschmack und Zusammenhang zu bringen. Bei klarer Deutlichkeit seines Vortrags war daher alles Resultat des durchdringendsten Scharfsinnes und der bewunderungswürdigsten Combination der mühsamsten Selbstforschung und zum eignen Nachdenken und Forschen aufregend. Bei dem Systeme, das er aufstellte, ließ er das unsystematische Wesen einer Zeit, in welcher unsere Rechtsbücher zusammen geschichtet wurden, ganz vergessen. Er stand freiordnend über ihnen, wo andere davon erdrückt, nur fortkeuchen, die Frucht des Geistes aus der schönen Blüthenzeit der Römer zum dauernden Kranze vereinigend.

Er zeigte überall mit den gründlichsten Beweisen den Ursprung der jetzigen Rechtsinstitute, ihre allmälige Ausbildung und führte sie mit ihren Veränderungen fort bis auf die neueste Zeit. In ihm waren die vielgegliederten Rechtswissenschaften ein einziges und unzertrennliches Ganzes. Wie wenig aber sich hiebei Haubold selbst genügte und mit welcher Umsicht derselbe in allen Stücken zu Werke ging, dies ist zwar allen bekannt, die seines nähern Umgangs sich erfreuen durften; allein ein Beispiel wird hinreichen, die fast unglaubliche Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit zu zeigen, die er seinen Vorlesungen zu widmen pflegte. Im Jahre 1809 hatte er den Entschluß gefaßt, seine bis dahin getrennt gewesenen Vorlesungen über die Institutionen und Rechtsgeschichte in einen einzigen Vortrag umzuschmelzen und weil er nun wußte, daß der dem Vaterlande ebenfalls zu früh entrissene Domherr u. Professor Dr. Keil die Dogmengeschichte und Dogmatik in seinen Vorlesungen ebenfalls zu verbinden pflegte, so studirte er das von dem damaligen Hauslehrer seiner Kinder, dem hochverdienten Prof. Behr in Gera, dar-

über in Keils Collegio nachgeschriebene Heft mehrere Wochen ganz emsig, ehe er die Ausarbeitung seines Vortrags nach einem neuen Plane anfing, und seine Ausführung fand dann auf allen Hochschulen sofort allgemeinen Beifall, und bereitwillige Nachahmung.

Nie maßte sich indeß Haubold an, in allen Theilen der Rechtswissenschaft als Forscher und Lehrer aufzutreten, weil er dies Bemühen bei dem Reichthum der Literatur zu unserer Zeit für ein eitles und erfolgloses Bestreben erkannte. Römisches Recht war von seinem ersten Auftreten an der Hauptgegenstand, dem er sich widmete, womit er späterhin das sächsische vereinigte; doch blieb ihm kein Theil der Rechtswissenschaften fremd, die Quellen einer jeden suchte er zu erforschen und gewann eben durch diese allseitige Bildung jene ausgezeichnete Sicherheit und Gründlichkeit in den Feldern seiner Wissenschaft. Um auf jede noch dunkle Partie der Rechtswissenschaft wo möglich einen Strahl des Lichts zu werfen, ließ er nichts unbenutzt liegen, was durch frühere Fortsetzung etwa gewonnen worden, und schritt um so kräftiger auf dem Felde der Literatur fort, als er sie im Gebiete des römischen Rechts und Alterthums und alles dessen, was damit nur entfernt zusammenhängt, in einem Umfange und mit einer Klarheit beherrschte, wie selten einer. Auch legte er zu diesem Ende, und weil Leipzigs öffentliche Bibliotheken gerade in seinem Fache am dürftigsten besetzt sind, mit schweren Kosten eine an den seltensten Schätzen reiche Büchersammlung schon in den Tagen an, wo ihrer Anschaffung manche Aufopferung vorangehen mußte, und wo die Berücksichtigung seines Privatinteresse vielleicht mehr Sparsamkeit hätte anempfohlen mögen. Was ihm daher auf anderm

Wege nicht zugänglich war, oder nicht vollständig sich benutzen ließ, das wurde für ihn abgeschrieben, und so finden sich in seiner Sammlung Abschriften, die für ihn in Neapel, Rom, Paris und Upsala gemacht sind, oder die er selbst fertigte, wenn ihm von diesen Plätzen auf seine Kosten solche Schätze eine Zeitlang geliehen wurden. Der entschiedene hohe Werth dieser Sammlung dürfte sich übrigens daraus auch am deutlichsten abnehmen lassen, daß die Universitäten Dorpat und Bonn, ingleichen die Advocatenbibliothek zu Edinburg sich dazu als Kaufliebhaber nach Haubolds Ableben meldeten, und wahrscheinlich würde mit einer dieser Behörden auch ein Kauf darüber bereits zu Stande gekommen seyn, wenn nicht durch ein deshalb ergangenes Reskript aus dem hohen Kirchenrathe zu Dresden gerechte Hoffnung erweckt worden wäre, daß diese im Betreff des röm. und sächsischen Rechts ausgezeichnet vollständige Bibliothek durch die angestammte Freigebigkeit des Königs von Sachsen der Universität Leipzig erhalten werden sollte, wodurch natürlich den bereits im Auslande angeknüpften Kaufunterhandlungen Stillstand geboten worden ist.

Glücklicher Weise fiel Haubolds wissenschaftliche Thätigkeit in einen Zeitraum, wo gleiches Bedürfniß ihm gleichgestimmte Geister zuführte, wo die Aufmerksamkeit der Rechtsgelehrten auf die Behandlung der Quellen und ihre historische Benutzung mit neuem Eifer sich wendete, so daß hierdurch die Rechtswissenschaft in den letzten Jahrhunderten eine wesentliche Umgestaltung erhielt, die nur den verbundenen Kräften solcher Geister möglich wurde.

So war er auch, wie das 60. Stück der Göttingischen gelehrten Anzeigen v. J. 1825 dank-

bar bekennt, 1797 der erste, der den civilistischen Professoren das Beispiel gab, Aufsätze für das immer mit zunehmendem Ruhme von Hugo in Göttingen redigirte civilistische Magazin zu liefern und seit dieser Zeit schloß er auch um so inniger an den zu einem bessern und zweckmäßigern Quellenstudium des Rechts anregenden hochverdienten Gründer der historischen Rechtsschule, Hugo in Göttingen sich an, ohne jedoch die scharfsinnigen Gegner derselben gering zu schätzen und bildete mit diesem und dem geistreichen und verdienstvollen von Savigny in Berlin in inniger Befreundung indem er zugleich ihre beiderseitigen Bestrebungen, vorzüglich durch den Besitz tiefer Sprachkenntniß wesentlich unterstützte, ein würdiges Triumvirat, das gleich wohlthätig auch auf alle übrigen Rechtsdisciplinen wirkte, insofern auch sie zu den oft vernachlässigten Quellen zurückgeführt wurden; doch blieb auch der Lohn dieses vereinten Strebens nicht zurück.

Eben hatten sie gemeinsam eine critische Sammlung der Quellen des vorjustinianeischen Rechts mit der größten Planmäßigkeit veranstaltet, da wandelte eine wichtige Entdeckung jene für vollständig gehaltene Quellensammlung unvermuthet in eine unvollständige um.

Der tiefaufschauende Niebuhr spürte unter Veronas Pergamentrollen das Werk eines classischen Juristen auf, und da nun plötzlich Gajus ächte Institutionen an das Licht traten, so ward der Wissenschaft ein nicht zu berechnender Gewinn, der von allen wissenschaftlichen Rechtsgelehrten mit Freuden aufgenommen wurde, von Haubold aber schon im Voraus geahnet worden war. Denn gleichzeitig mit Niebuhrs entscheidendem Aufenthalt in Verona hatte er aus einem von den

Rechtsgelehrten fast vergessenen Werke Maffeis nachgewiesen, (S. sein Programm Notitia Fragmenti Veronensis Lips. 1821. Vergl. Göschens Vorrede zu Gajus S. 12. u. von Savigny in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtsw. III. Bd. S. 133 ff.) welche Schätze sich zu Verona befänden und die dort mitgetheilte Stelle von den Interdicten in das Gedächtniß zurückgerufen. Schnell machte sich übrigens der hocherfreute Haubold diese Entdeckung zu eigen und verfolgte mit gleichem Eifer jedes Werk, das durch Mai's so schätzbaren Forschergeist zum erstenmale in die gelehrte Welt eintrat, besonders die Fragmente von Reden des Cicero mit dem alten Scholiasten, die trefflichen Trümmer des Werkes de republica und die vaticanischen Bruchstücke eines räthselhaften juristischen Werks.

Doch dies war eben eine vorzügliche Erweckung mehr, sich dem römischen Rechte mit wissenschaftlicher Tiefe hinzugeben, weil er der Sprache dieses alten Volks im schriftlichen und mündlichen Vortrage sich trefflich zu bedienen wußte, und Griechenlands Classiker vollkommen verstand, er lebte und webte im Geiste bei den großen Geistern dieser Völker; von Jugend an bis zu den letzten Tagen seines Lebens blieb er in fortgesetzter und sinniger Vertrautheit mit jedem Einzelnen ihrer classischen Schriftsteller, die er zu durchforschen und auf seinen nächsten Berufskreis mit Geist und Leben anzuwenden verstand.

Die nämliche gründliche Methode, die ihm bei dem römischen Rechte Bedürfniß und Gewohnheit worden war, wandte er zu Gunsten des sächsischen Rechts mit glänzendem Erfolge auf die zerstreuten Quellen dieses Particularrechts an, indem er die allmälige Entwickelung der sächsischen Gesetzgebung besonders aus den Berathungen der

Landes-Fürsten mit den Landständen in der Fülle seines literärischen Reichthums nachwies, was durch eine Bearbeitung eines Lehrbuchs des königl. sächs. Privatrechts unter seinen Händen entstand, wie sie noch keinem andern Particularrechte Deutschlands zu Theil geworden war. Zu diesem Endzwecke hatte er oft sehr mühsam, auch sehr oft durch die bereitwilligen Dienste seiner treuesten Freunde in Dresden, unter den die ruhmwürdigen Namen Curtius, Gottschalk, Kind und Winckler hervorstrahlen, viele Schätze besonders über die ältern Gesetze, Gutachten der damaligen Behörden, so wie Auszüge aus den ältesten jetzt kaum mehr herauszufindenden oder zugänglichen Landtagsacten an sich gebracht, die darum nur wenige zu benutzen vermögen und auf diese Weise griff seine Wirksamkeit ganz eigentlich in das Leben ein und bereitete dadurch ungemein *verdienstvoll die neuen* Unternehmungen im Gebiete der Gesetzgebung vor, und seine darauf Bezug habenden Rathschläge bewährten sich stets als zweckmäßig und gediegen.

Für die Würdigkeit Haubolds als academischer Lehrer spricht schon die Menge der Zuhörer, welche der Hörsaal kaum zu fassen vermochte, die um seinen Vorlesungen beizuwohnen aus ganz Deutschland, so wie bei Werner in Freiburg oder bei Platner aus dem fernen Auslande herbeigeströmt waren, und noch jetzt das freudigste Zeugniß ablegen können von seinen gediegenen, tief durchdachten und vielumfassenden Vorträgen, von seinen fortwährend verbesserten Systemen, die er fast jedes Jahr neu ausarbeitete, weil er unablässig auf Vervollkommnung seiner Vorträge bedacht war und von jeder neuen Entdeckung im Gebiete des römischen Rechts seinem Zuhörer genaue Nachrichten zu geben sich beeilte. Wie er nach und nach über die

Geschichte, Hermeneutik und Literatur der Rechtswissenschaften eigene Lehrbücher herausgab, die durch wohlgeordnete Gelehrsamkeit und alles erschöpfende Literatur auf allen deutschen Universitäten sich ein entschiedenes Ansehen erwarben, so gab er auch für die Vorlesungen in den Institutionen und Pandecten seinen Zuhörern neue Monogrammata in die Hände, die Zeit herbeiwünschend, wann er die ausführlichen Institutionen dazu in den Druck geben könnte. Um die Anschauung seltener Werke und größerer Sammlungen zu fördern, und um das Selbstforschen und Quellenstudium zu ermuntern, pflegte er bei den Vorlesungen, die sich ganz mit den Rechtsquellen beschäftigten, seinen Zuhörern Stunden zu bestimmen, wo sie ihn in seiner Wohnung besuchen konnten und dort öffnete er ihnen dann mit freundlicher Anleitung alle Schätze seiner reichen Bibliothek mit den interessantesten Mittheilungen, die ihm von allen Seiten zukamen; wie er denn überhaupt jedes Vornehmthun und die Geheimnißkrämerei, welche manche mit der Wissenschaft treiben, ganz vermied und bereitwillig und offen nicht selten das Resultat langwieriger mühsamer Forschungen andern mittheilte, ohne für seinen Ruhm zu fürchten, wenn diese nun seine Ideen früher sich aneigneten. Wo er aber hauptsächlich Jünglinge gewahr wurde, von deren Eifer für irgend eine Rechtsdisciplin in der Folge Nutzen für die Universität zu versprechen seyn dürfte, da suchte er sie für das academische Lehramt zu gewinnen und faßte das Wohl der Nachwelt ins Auge, fern von jener Mißgunst, die eigennützig und kleingeistig etwa besorgen könnte, durch einen sorgfältig herangezogenen Jüngling in Zukunft verdunkelt, oder in dem zeitlichen Gewinn beeinträchtigt zu werden, und mit gerechtem Stolz konnte

er mehrere seiner Zöglinge bereits als angesehene und verdienstvolle Lehrer auf berühmten Hochschulen und somit als diejenigen bezeichnen, die seinen Namen, seine Schule auf immer verherrlichen würden. Auf alle nur mögliche Art unterstützte er daher auch alle hoffnungsvolle und fähige Zuhörer, stand jedem mit Rath und That zur Seite, ermunterte sie zu stätem Fortschreiten, indem er sie bei voller Kraft auf die Zeit aufmerksam machte, wo er nicht mehr würde wirken können, damit sie einst fähig wären, seine Stelle dann zu vertreten, führte die Früchte derselben durch den Glanz seines Namens und durch lobende Empfehlungen in der Welt ein und überließ jungen Docenten unentgeltlich seinen Hörsaal, daher denn auch ein warmes Dankgefühl und die innigste Verehrung fortdauernd in den Herzen seiner frühern und spätern Schüler wohnt, von denen tausend einzelne Züge zu sammeln seyn dürften, welche den academischen Lehrer trefflich bezeichnen würden, der sich auf diese Weise fast ungesucht eine eigene Schule von jungen Rechtslehrern und gründlich unterrichteten Geschäftsmännern gebildet hatte, welche das Andenken ihres geistigen Wohlthäters auch in fernen Landen feiern.

Nicht minder lebhaft war aber auch sein Antheil an der Verbesserung der Gelehrtenschulen. Wie er in dieser Hinsicht durch seine Verbindungen in Dresden und Leipzig indirect wohlthätig wirkte, davon können nicht nur die Männer Auskunft geben, denen die Aufsicht über diese Schulen obliegt, sondern auch manche Lehrer selbst werden es bezeugen müssen, daß Haubold sich gern über Schulangelegenheiten unterhielt und daß besonders die Methode des Unterrichts im lateinischen Styl ein Lieblingsthema seiner Unterhaltung gewesen ist. Seine Theilnahme an den gelehrten Schulen be-

wies er insbesondere 1819 und 1820 der Nicolaischule in Leipzig, der er die Grundlage seiner Gelehrsamkeit verdankte, indem er zur Verbesserung und — man kann sagen — Wiederherstellung dieser damals an einigen Uebeln kränkelnden Lehranstalt, zwar still und geräuschlos, wie in allem was er Gutes that, aber darum nicht weniger kräftig mitwirkte, und gewiß, wenn nicht ganz dringende Berufsarbeiten ihm hinderlich waren, jeden Redeactus in dieser Schule besuchte, weil, wie er zu sagen pflegte, veterem disciplinam Nicolaitanam wieder zu finden ihm herzliche Freude mache. Als er unter andern von den Fortschritten, welche der deutsche Sprachunterricht auf den sächsischen Schulen in dem letztern Decennium gemacht hatte, hörte, so war seine Freude darüber um so unverstellter und inniger, je öfterer er frühерhin Klage führte, daß die Examinanden, ja oft auch die Advocaten gerade in diesem Fache eine auffallende Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit zu zeigen pflegten und fand er einmal in irgend einer Proberelation des Erstern, oder in einem Actenstück einen auffallenden Beleg für solch einen undeutschen Vortrag, so mußte Haubold gegen jeden, der ihn hiebei zufällig besuchte, seinen Unwillen unverholen aussprechen. Dies dürfte zugleich ein deutlicher Beweis seyn, daß jede wissenschaftliche Einseitigkeit auch in den practischen Lebensverhältnissen ihm fremd war.

Wie seine Vorträge lichtvoll durchdacht, geistreich und literaturreich ausgestattet waren, so sind es auch seine Schriften, und besonders zeichnet sie neben dem überall hervorleuchtenden Scharfsinn und dem tiefen Umfange der hier ausgebreiteten Kenntnisse die geschmackvolle Darstellung aus, der feine Tact, womit er die Werke seines Fleißes zugleich angenehm und genießbar zu machen verstand, zer-

streuete Notizen in einen wohlthätigen Lichtpunct zusammen zu fassen, fremdartiges auszuscheiden, seine Gelehrsamkeit auf das Leben überzutragen und das Verschiedenartige in einem Erguſse wohlgefällig zu verschmelzen wußte, so daß ihm, dem das classische Alterthum hier wesentlich vortheilhaft zur Seite stand, der Beiname eines eleganten Juristen im höhern Sinne gebührt; denn in leere nutzlose Untersuchungen verwirrte er sich nicht, ein eitles Prangen mit Buchstabengelehrsamkeit, ein pedantisches Haschen nach dem Sonderbaren und Auffallenden, ein immerwährendes Auskramen seiner unermeßlichen Gelehrsamkeit war ihm fremd und verhaßt, und eben die schlichte Einfachheit und die schickliche Auswahl, die er zu treffen verstand, das Ort- und Zeitgemäße, das er allein hervorhob; die höchst passende Verbindung, in welche er auch Kleinigkeiten mit dem Ganzen der Wissenschaften zu bringen wußte und dadurch auch jenen den ihnen zugehörigen Werth ertheilte; der richtige Blick, mit welchem er alles würdigte und erwog, ohne deshalb eine andere Wortstellung, eine veränderte Namensschreibung für mehr als eine Kleinigkeit anzusehn, ließen den Mann von Geschmack in allen seinen Geistesproducten offen erkennen.

Dahin konnte nur zugleich nebst dem angebornen feinen Gefühle und der zart organisirten Seele der unermüdetste Forschergeist, der fast unnachahmliche Fleiß führen. Mit nie sich selbst genügendem Eifer und immerdar die Lücken der eignen Kenntnisse, so wie alles menschlichen Wissens fühlend und seiner Einsicht mistrauend, doch nie mit vornehmer Geringschätzung die Leistungen Anderer etwa von sich weisend, prüfte er sorgsam, und ließ das Unbedeutendste in seinem Fache nicht unbemerkt, fast mit einer an Aengstlichkeit streifen-

den Genauigkeit, und sollte sie sich auch auf die Berichtigung einer Jahrzahl erstrecken, die ihn Tagelang beschäftigen konnte.

Hieher gehört, daß ihm fast kein Theil des menschlichen Wissens ganz fremd oder gleichgültig war. Er umfaßte vielmehr den ganzen Kreis der Gelehrsamkeit mit Achtung und Liebe, widmete bei dem Lesen gelehrter Zeitschriften und anderer neu erschienenen Bücher (und er las deren sehr viele,) seine Aufmerksamkeit der Thätigkeit der Gelehrten in allen Wissenschaften, und nahm mit sichtbarem Vergnügen Theil an den immer mehr hervortretenden Fortschritten in denselben.

Daher war denn auch seine Unterhaltung allen Gelehrten von jeder Art und von jedem Fache so angenehm; denn mit einem jeden wußte er etwas von dessen Hauptwissenschaft zu sprechen. Der Physiker und Chemiker liebte es eben so sehr von seiner Wissenschaft mit ihm zu reden, wie der Forscher der altdeutschen Sprache bei ihm seine Rechnung fand. So sahe er z. B. mit gespannter Erwartung dem Nibelungenliede entgegen, ehe es ganz im Drucke erschienen war, wiewohl er nachher gestand, daß er die vorgefaßte hohe Meinung von demselben doch etwas herabzustimmen sich veranlaßt fände.

Was er aufzufassen pflegte, wollte er auch vollkommen sein nennen können und dahin gehörte alles, was irgend an seine Wissenschaft grenzte; dem einseitigen Gesichtspunct feind, dem die Wissenschaften wie die Zimmer eines Hauses erscheinen, deren jedes aber durch Schloß und Riegel von einander getrennt seyn soll. Wie wäre es ohne diesen rasch um sich greifenden Eifer und diese emsige Zeitbenutzung ihm sonst möglich worden, bei so überhäuften Berufsarbeiten, als Facultist,

als Mitglied mehrerer Collegien, als Mitarbeiter bei mehreren Literaturzeitungen als Verfasser vieler wichtiger Privatgutachten, als academischer Lehrer, der täglich drei Stunden wenigstens mit angestrengtester Kraft las, noch so viele gehaltreiche Werke, die seinem Namen Unsterblichkeit verbürgen, in die gelehrte Welt ausgehen zu lassen? Dazu kommt die ausgebreitetste Correspondenz, da er mit allen ausgezeichneten Rechtsgelehrten, nicht nur Deutschlands, sondern mit vielen des Auslandes in freundschaftlichen Verhältnissen und fortwährend geistigem Verkehr, in gegenseitigem Austausch der Ideen und der Mittheilung alles die Wissenschaften fördernden Neuen stand, wie sehr auch zuweilen die Meinungen und Ansichten von einander abwichen. Es beeiferten sich daher alle, die Erstlinge ihres Fleißes, neue Ansichten oder Entdeckungen ihm zur Prüfung und Begutachtung vorzulegen, sich seines ermunternden Beifalls, seines weisen Rathes zu versichern, oder durch Mittheilung jeder neuen Erscheinung in seinem Lieblingsfache ihm Freude zu bereiten. Desungeachtet entzog er sich nicht seinen Berufspflichten und versagte sich eher eine gesellige Freude, um jener edlen Geistesbereicherung mehr Zeit widmen zu können. Er besaß die seltene Kunst, an alltäglichen Gesprächen Theil zu nehmen und zu gleicher Zeit einen ernsten Gegenstand im Geiste zu verfolgen, oder eine interessante Bemerkung in seine Adversarien einzutragen.

Dabei unterstützte ihn aber mit wesentlicher Erleichterung die größte Genauigkeit, eine nie fehlende Ordnungsliebe und endlich auch sein unermüdeter Fleiß, der jeden Augenblick zu benutzen, selbst nach unangenehmen Störungen den abgerissenen Faden leicht und schnell wieder aufzunehmen verstand. Was ihn umgab, sein ganzer gelehrter

Apparat war in der strengsten bis ins kleinste hinabgehenden Ordnung und vorzüglich seine reichen Collectaneen, die er frühzeitig methodisch angelegt hatte und daher ihrem ganzen Umfange nach zu jedem Augenblick zu benutzen wußte. Auf ähnliche Weise war seine reiche Büchersammlung aufgestellt, so daß er jedes einzelne Buch ohne Mühe fand. Dieselbe Pünctlichkeit, wie sie ihm als Lehrer auf gleiche Weise eigen war, findet sich in seinen Schriften bei den reichen Literärnotizen vor, die er darinnen mittheilt, so daß man sich auf die Angabe derselben mit einer sonst nicht immer begründeten Zuversicht verlassen kann.

Und nur auf diesem Zeit ersparenden und weise geordneten Wege konnte es ihm gelingen, auch als Staatsbürger und Geschäftsmann den mannichfaltigen Berufspflichten volle Genüge zu leisten. Seine lautere Vaterlandsliebe, die treueste Verwaltung der ihm übertragenen wichtigen Staatsämter und die strengste Gewissenhaftigkeit erwarben ihm nicht nur das Ritterkreuz, das nicht leicht auf einer verdientern Brust ruhen konnte, sondern selbst die Freundschaft der ersten und hochverdientesten Staatsmänner Sachsens, wie man ihm dann auch, als er von der Universität Leipzig zu der Landtagsversammlung in Dresden deputirt war, von Seiten der höchsten Staatsbeamten und der sämmtlichen Landstände vielfältige Beweise des unbegrenzten Vertrauens, der größten Aufmerksamkeit und Anhänglichkeit gab und dort sogar von seinem Geburtstage Anlaß nahm, ihm ein glänzendes Maurerfest zu bereiten, das der Hof- und Justizrath Scharfschmidt mit dem dieser Skizze unten angefügten so sinnvoll als gemüthlichen, lateinischen und von Dr. med. Polack in Leipzig ins Deutsche

überſetzten Gedichte *) verherrlichte und wobei Hawkold noch außerdem mit einem großen ſilbernen Pokal und mehrern andern Beweiſen inniger und dankbarer Ergebenheit ſeiner verbrüderten Freunde beglückt wurde.

---

*) *Mod. Gaudeamus igitur etc.*

Pristinorum temporum
Iuvat meminisse!
Quis non memor inter nos,
Hosce quondam modulos
Laetum cecinisse?

Alia jungunt castra nos.
Hunc, commilitones
Ex quo nos Latomia
Ad sua sancta opera
Habuit tirones.

Verum Haic militia
Utraque nos jungit!
Nullam tempus, hactenus
Quaecum hoc contraximus
Nomina expungit.

Have, Tibi dicimus,
Qui agis natalem!
Auditorum grata mens
Te salutat gestiens
Nostrum Te sodalem!

Patris instar antea
Nobis Tu fuisti,
Et ad templa Themidos
Fida manu comes nos
Quondam adduxisti.

Undique Te segetes
Tuae laetae cingunt;
Grata usque memorum
Verba Tibi pectorum
Undique contingunt.

Es wurde aber auch Haubold im Vaterlande nicht blos als academischer Lehrer, sondern auch als einer der gründlichsten Urtheilssprecher, sowohl in seiner Facultät, als im Oberhofgericht hochgeschätzt. Was er dort leistete, war gediegen und entsprach

Mel. *Gaudeamus igitur etc.*

Singt die alten Zeiten! singt!
Wie wir einst gesungen!
Wer gedenket nicht mit Lust,
Wie der jugendlichen Brust
Froh die Weise entklungen!

Andern Fahnen haben wir
Brüder! jetzt geschworen
Seit die Kunst der Maurerei
Uns durch Weisheit, Schönheit, Treu,
Wieder hat geboren.

Doch, wie ehmals, sind wir Dein
Auch im neuen Bunde.
Denn der alten Liebe Band,
Die verschlungne Brüderhand
Löst nicht Zeit noch Stunde.

An dem Festtag, der Dir heut
Wieder froh erscheinet,
Grüßet Dich der Schüler Zahl,
Die Beruf und freie Wahl
Eng mit Dir vereinet!

Väterlich hast Du vor dem
Dich zu uns geneiget,
Und, durch Lehr' und treuen Rath
Uns der Themis Sitz und Pfad
Liebevoll gezeiget.

Schau', wie rings um Deine Saat
Freudig Dich umkränzet,
Wie der Wunsch der treuen Brust
Und des Dankes süße Lust
In dem Auge glänzet.

den ſtrengſten Anforderungen, welche man an einen ſolchen Mann in einem ſo hohen Berufe nur irgend zu machen berechtigt war. Haubold zeigte ſich ferner ſtets als der überall rathende und wohlthätig eingreifende Mitverwalter der academiſchen Aemter, und wenn es Univerſitätsſachen betraf, ſo

---

Et honestus Tua est
Omnibus comperta,
Et, virtutis praemia,
Rex in Te et patria
Sua locant serta.

Fratrem Te amplectimur
Candidis lacertis,
Inter laeta pocula
Sume nostra oscula
Brachiis consertis.

Merum Tibi fundimus
Latomorum more,
Grates Tibi debitas
Solvit nostra pietas
Consonante ore.

Floreat alma Lipsia
Musarumque castra!
In extrema tempora
Ejus crescat gloria
Protinus ad astra!

Et, quae florent Lipsiae
Summe veneranda
Tria sodalitia
Nobis conjunctissima,
Pie memoranda!

Macte, fratres, utinam
Fido simus cuncti,
Donec archilatomus
Stipem dat operibus
Nos amore juncti!

war er der von den obersten Landesbehörden fast allemal befragte und beauftragte dienstwillige Geschäftsmann. Als daher, um nur einige Belege anzuführen, Napoleon im Juni 1813 die Handhabung einer strengern Polizei in Leipzig, obwohl ohne Grund, gefordert hatte, so berief man Hau-

---

Recht und gut ward'st Du von uns
Jederzeit befunden;
Und der Tugend Ehrenband
Haben Fürst und Vaterland
Willig Dir gewunden.

In verschlung'ner Kette küßt
Dich der Kuß der Brüder,
Und bei frohem Gläserklang
Tönen Dir im Rundgesang
Maurergruß und Lieder.

Diesen Becher weihn wir Dir
Nach der Maurer Sitte
Und des Herzens frommer Drang
Zollt Dir wohlerword'nen Dank
Hier in unsrer Mitte.

In die spät'sten Zeiten soll
Unser Leipzig leben,
Als der Musen Heiligthum
Stolz und freudig seinen Ruhm
Zu den Sternen heben.

Und der Schwestern Dreiblatt soll
Fürder dort gedeihen!
Eine Arbeit eint uns hier,
Drum mit Lieb und Achtung wir
Dieses Glas ihm weihen.

Auf, laßt Brüder Lieb und Treu
Nimmer von uns weichen!
Bis, wenn unsre Sonne sinkt,
Einst der Oberbauherr winkt,
Uns den Lohn zu reichen!

bolden mittelst Specialrescripts nach Dresden, um bei der hierdurch nothwendig gewordenen Errichtung eines Polizeiamtes in Leipzig seinen Rath und seine Erfahrungen benutzen zu können; an der Ausarbeitung der im Jahre 1822 erschienenen neuen academischen Gesetze hatte er den größten Antheil und bei der Besetzung der Stellen in den höhern Landescollegien, so wie im Betreff der wichtigsten Lehrämter der Universität, ja selbst auch von Seiten auswärtiger Höfe, bediente man sich häufig, wie die Privatcorrespondenz des Verewigten ausgewiesen hat, seines einsichtsvollen Rathes, der sich durch Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit auszeichnete und als zweckmäßig sich stets bewährt hat. Allein alle diese Verhältnisse waren es auch, die auf mannichfache Weise seine Zeit in Anspruch nahmen und so konnte es nicht fehlen, daß eben dieser ihm zu Theil gewordene Einfluß, so segensreich er der Universität oder dem Staate seyn mußte, so ersprießlich er den Empfohlenen wurde, so groß auch der Ruhm und der Dank war, den Haubold sich dadurch im In- und Auslande erwarb, das vorzüglichste Hinderniß wurde, auch als Urthelsverfasser in Ansehung der Menge von Arbeiten so viel zu leisten als er seinem eignen Willen nach geleistet haben würde, wenn er es hätte über sich gewinnen können, diesen Theil seines Berufes als den höchsten anzusehen. In der That können alle, die den edeln thätigen Mann näher gekannt haben, nur das traurige Geschick anklagen, das ein solches Zerreißen seines innern und äußern Lebens von ihm forderte, ihn selbst aber nur innig bedauern, da das Bewußtseyn, hierin nicht ganz den Erwartungen anderer Genüge zu leisten, ihm um so peinigender war, je weniger er die Arbeit selbst gering schätzte. Er kannte die Wichtigkeit

von dem Berufe eines Urthelsverfassers und selbst seine Gewissenhaftigkeit hinderte ihn, sich die Arbeit leicht zu machen, um viel zu liefern. Obschon er daher zuweilen, wiewohl nur leise andeutete, daß ihm als Mitglied der Juristenfacultät nicht alle Verhältnisse und die diesem Posten zugehörigen Pflichten gleich angenehm seyen, daß sie ihn seinen gelehrten Forschungen oft nur zu schmerzlich oder zu rücksichtslos oder zu gebieterisch entzögen und obschon ihm mehrmals von Seiten der höchsten Behörden Anträge geschehen sind, ihm einen Theil der Actenarbeiten abnehmen zu lassen und die hierdurch entstehende Verminderung seines Einkommens auf andere Weise vollständig aus den Staatscassen zu decken, so konnte er sich doch nie entschließen, solch einen Vorschlag anzunehmen, indem, was auch seine vertrautern Hausfreunde wissen, er, bei voller Kraft seines Geistes, eine solche auf jene Weise noch keinem seiner Collegen jemals zu Theil gewordene, vielleicht hie und da mißzudeutende Begünstigung für eine ihn selbst drückende Auszeichnung erklärte. Ein ähnlicher Beweis, wie wenig unser Haubold anmaßend, und welche seltene Bescheidenheit ihm eigen war, läßt sich davon entnehmen, daß er von einem ihm zu Theil gewordenen Rufe nach Berlin, wo ihm als dasiger Professor der Rechte volle reichliche Entschädigung für seine sämmtlichen Einkünfte in Leipzig, derselbe Rang wie dort, gänzliche Befreiung von allen Actenarbeiten und seiner Wittwe eine beträchtliche Pension zugesichert worden war, daß er diese Anträge nicht etwa benutzte, um für Ausschlagung jenes Rufes im Vaterlande Ehrenstellen oder pecuniäre Vortheile sich zu verschaffen. Hieher gehört endlich wohl auch noch seine Mäßigung, die er im Betreff des Honorars für seine literärischen Arbei-

ten zu beobachten pflegte, und weshalb er oft den Vorwurf über sich ergehen lassen mußte, daß er hiebei nur die Buchhändler bereichere und sein finanzielles Interesse wenig oder richtiger gar nicht berücksichtige. Er konnte nämlich in dieser Beziehung ganz das von sich sagen, was Ruhnken nach Wyttenbachs Versicherung von sich selbst erzählt hat: Sunt qui scribendis edendisque libris divites fiant, quod de Ernestio aliisque fertur: hanc mihi viam ingredi non licuit; quippe quam bibliopolae nostri non sequuntur in hoc literarum genere.

Denn obwohl Haubolds Werke zum Theil mehrere Auflagen erlebt haben und sogar seine Tabellen über die Rechtsgeschichte in Paris nachgedruckt worden sind, so hat er doch bei den meisten seiner Schriften nur fünf Thaler für den Druckbogen und erst in der neuesten Zeit das Doppelte dieses Betrags als Honorar bekommen; er hat sich aber dennoch gern damit begnügt, weil, wie er meinte, seine Schriften doch nur von wenigen gekauft würden, und er selbst auch der Wissenschaft hierbei ein Opfer zu bringen und den Verleger mit vor Schaden zu bewahren habe. Rechnet man nun die Summen zusammen, die er den Buchhändlern auf diese Weise erließ, und die er zur Anschaffung seines kostbaren Bücherschatzes verwendete, und berücksichtigt man, daß er bis zum Jahre 1809 nur ein sehr geringes Einkommen vom Staate genoß, daß die anständige und sorgfältige Erziehung einer zahlreichen Familie ihm großen Aufwand verursachte und einen noch größern die Kriegsjahre durch außerordentliche Besteuerung und enorme Bequartirung seiner Grundstücke herbeiführte, so ist es leicht erklärlich, daß er die Seinigen in beschränkten Vermögensumständen zurückließ.

Aber reichlich ersetzte er diesen Verlust durch sein häusliches Leben, durch seine Tugenden als Hausvater, durch den Reichthum seines edlen Gemüthes. Wie oft ereignet es sich im Gegentheil, daß neben das glanzvolle Licht auch ein dichter dunkler Schatten fällt, daß durch die so ganz vorzügliche Ausbildung eines Theils unserer Seelenkräfte ein anderer Vernachlässigung erleidet, daß sich der überladene Geschäftsmann manchen andern Pflichten entfremdet, und derselbe als Gelehrter vor dem erweiterten Kreise der wissenschaftlichen Welt hochgerühmt, in dem stillern Kreise des engern Lebens sich dieses Beifalls weniger zu erfreuen hat, wohl selbst tadelnswerth erscheint und zu mancher wehmüthigen Klage Veranlassung gibt, als Gatte, Vater und Freund die hohen Erwartungen plötzlich herabstimmt, sogar gänzlich darnieder schlägt, die wir von ihm unter den günstigsten Vorzeichen gefaßt hatten. Nicht also bei unserm Haubold! Die Humaniora, welche er so emsig betrieb, hatten auch den Geist der Humanität in ihm getreulich bewahrt und trefflich ausgebildet. Schon an dem, was wir von ihm als academischer Lehrer anführen konnten, schon an der nie ermangelnden Gewissenhaftigkeit, der genauesten Ordnungsliebe und der geschmackvollen Klarheit und Tiefe, ließ sich die reine Harmonie, die sich über alle Theile seines ganzen Wesens verbreitete, ahnen und sie erweisen uns ungekünstelt, er sey wie ein tüchtiger Gelehrter und Geschäftsmann, auch ein so wackerer, edler Mensch gewesen. Daher denn der oben genannte Biograph unsers Haubold einige Tage nach seinem Tode offen bekannte, „er sey zwar bemüht, auch seiner „etwaigen Schwächen zu gedenken, damit die Dar„stellung nicht einem täuschenden Roman, oder „einseitiger Lobrede gleiche, aber sie seyen seinen

„Augen so gänzlich entgangen, daß er auch bei „dem geflissentlichen Vorsatze, sie schildern zu wol„len, diese zu nennen sich unvermögend fühle.“ Haubold besaß eine seltene Herzensgüte und vermöge derselben eine so liebenswürdige Menschenfreundlichkeit und herablassende Bescheidenheit, daß er mit seiner reichen Fülle von Gelehrsamkeit absichtlich in den Hintergrund zurücktrat, nicht nur fremde Meinungen ehrte und duldete, sich auch in sie leicht zu fügen wußte, seine Zweifel, wo Andere streng absprachen, mit Milde äußerte und wirklich dadurch Andere, die sich doch geringer fühlten als er selbst, in Verlegenheit hätte setzen mögen, oder zur Vermuthung leiten können, als sey dies aus unlauterer Quelle hervorgegangen, so rein auch ihr Ursprung war. Daher war er bei so vieler und so gründlicher Kenntniß ein desto lebendiger Zeuge, daß wahres und *nützliches* Wissen sich stets bescheiden erhält, ächt classische Bildung der Urbanität nie entbehrt.

Diese Urbanität äußerte sich auch dann, wann in einem Kreise von Gelehrten über solche wissenschaftliche Gegenstände gesprochen wurde, über welche er ein Urtheil zu fällen sich nicht anmaßte. Gewöhnlich hörte er blos aufmerksam zu, und bezeigte gelegentlich seinen Beifall mit vieler Artigkeit; kam aber etwa eine Behauptung vor, die gegen seine eignen Ansichten von den Dingen gar zu grell abstach, so widersprach er denn wohl, aber mit der größten Humanität und einer fast furchtsam erscheinenden Bescheidenheit; oder wenn er es mit einem Manne zu thun hatte, der sich in seinen Urtheilen für untrüglich hielt, so schwieg er lieber ganz, als daß er ihn durch Widerspruch beleidigte. Daher kam es denn auch, daß er eigentlich nie in literärische Fehden verwickelt worden ist und uns

ist nur ein einziger Angriff auf seine literärische Ehre in einer neuen Auflage des Hellfeldischen Pandectencompendiums bekannt geworden, deren damaliger Herausgeber, in der irrigen Meinung, durch Haubold an einer bedeutenden Anstellung behindert worden zu seyn, sich einer leidenschaftlichen Bitterkeit überließ, die, anstatt den Schuldlosen, Edlen zu verwunden, auf den ungerechten Gegner selbst beschämend zurückgefallen ist. Ja wäre überhaupt Haubolden in obiger Beziehung ein Vorwurf zu machen, so würde es blos das Uebermaß jener Tugenden seyn, indem es für seine Ruhe und gelehrte Thätigkeit zuweilen ersprießlicher gewesen wäre, manche Zudringlichkeit und Anzüglichkeit abzuwehren, und wenn er namentlich gegen solche, die von ihm blos Urthel gefertigt haben und dadurch seinen Leistungen als Schriftsteller und academischer Lehrer keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollten, sein Ansehen bei Hofe und im ganzen Lande nachdrücklicher geltend gemacht hätte. — Aber es war einmal Streben seines edlen Herzens, Keinem zu nahe zu treten, Niemand wehe zu thun und lieber zu dulden, als anzugreifen; es war seine Freude, Niedergebeugte zu erheben, Hülflosen beizustehn, den Wünschen Anderer zuvorzukommen, selbst wenn es ihm auch schwere Opfer kostete. Es stand diese Herzensgüte in einem schönen Vereine mit seinem Gefühl für Recht und Billigkeit. Absichtlich ist er gewiß niemals den Rechten eines andern zu nahe getreten, doch dürfen wir auch nicht verschweigen, daß er von seinem Rechte nichts nachließ, auch nicht zurückstand, wenn er unverschämte Anmaßung bemerkte. In solchen Fällen konnte er überaus heftig werden. Die Unverschämtheit leider mancher Studirenden, die keineswegs arm und zu Ver-

gnügungen stets hinlänglich mit Geld versehen waren, um Erlaß oder Verminderung des für die Vorlesungen zu bezahlenden Honorars mit ihm förmlich zu handeln versuchten, entrüstete ihn, der Bedürftige so gern unterstützte, ungemein und gab ihm oft zur Klage über eine Sitte Anlaß, die die Würde eines academischen Lehrers so sehr herabsetze.

Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich aber nicht blos auf Studirende, sondern auch auf andere hülfsbedürftige Personen. Zu welchen Aufopferungen hiebei seine Herzensgüte sich willig entschließen konnte, davon nur das einzige Beispiel, daß er laut des von seiner Mutter zu einer Zeit errichteten Testamentes, wo die ihr gehörigen Grundstücke in Leipzig noch den höchsten Werth hatten, mehrere 1000 Thaler Legate an dürftige Verwandte zu entrichten hatte und sie wirklich bezahlte, obschon die Kräfte der mütterlichen Erbschaft kaum zu Deckung der darauf lastenden durch den Krieg herbeigeführten Verbindlichkeiten hinreichten —!

Wie viele arme Familien in Leipzig und auswärts erhielten ferner von ihm und seiner, wie er zum Wohlthun geneigten Gattin, alljährlich beträchtliche Unterstützungen! Wie vielen Armen wurden in seinem Hause Nahrungsmittel und Geld gereicht!

Auch in der Besorgung häuslicher Angelegenheiten bewies er Gewissenhaftigkeit und Pünctlichkeit; Verpflichtungen, die er zu leisten hatte, erfüllte er mit dem Tage; aber eben diese fast unglaubliche Pünctlichkeit hieß ihn die einmal übliche äußere Form der conventionellen Höflichkeit streng beobachten, jede Verletzung derselben durch andere sah er ungern und bemerkte sie sogleich, ohne sich jedoch, zu Folge der Milde seines Urtheils, hart darüber auszusprechen. Sparsam zugemessen wa-

ren ihm die Stunden der Erholung bei so eisernem Fleiße, der daher auch wohl die Kräfte seines Körpers vor der Zeit erschöpfte.

Im Sommer begann seine Thätigkeit gewöhnlich gegen 6 Uhr, im Winter etwas später; hierauf las er meist 3 Stunden Collegia; die übrige Zeit des Vormittags, wenn sie nicht der Beruf des Oberhofgerichts, oder die academischen Angelegenheiten in Anspruch nahmen, ward den Wissenschaften gewidmet und in welchem Umfange dies geschehen ist, das zeigen seine hinterlassenen zahlreichen Manuscripte. Nur mit Mühe konnten ihn daher seine Freunde zu einer kurzen Erholung im Garten nach dem Mittagsessen bewegen. War es ihnen gelungen, so nahm er auch Antheil an körperlichen Uebungen durch Kegelschieben oder Ballwerfen, wobei er in der Regel der Gewandtheit der übrigen unterlag.

An den gewöhnlichen Facultätstagen waren auch die Nachmittagsstunden den Arbeiten dieses Berufes zuerkannt, wenn ihn nicht wissenschaftliche Beschäftigungen davon abzogen. Die übrigen Tage hatte er für diese ausschließlich bestimmt und setzte sie gewöhnlich bis 8 Uhr Abends ununterbrochen fort.

Im Winter pflegte er Sonnabends gegen Abend die Gesellschaft der amicitia und später die der Harmonie zu besuchen und sich daselbst meist durch L'hombre-Spiel zu zerstreuen, allein in den letzten Lebensjahren mußte er wegen Geschäftsdranges auch diesem Vergnügen entsagen. Die liebste Erholung genoß er beim Mittagstisch im Kreise der Seinigen, der regelmäßig Sonntags durch den Zutritt älterer Bekannten, Freunde und junger Studirender erweitert wurde und wobei er durch die heiterste Unterhaltung, die in den politischen

Ereignissen reichliche Nahrung fand, das Mahl zu würzen wußte. Haubolds politische Ansichten begünstigten früher sehr die französische Partei, waren aber einzig und allein hervorgegangen aus seinem Interesse für die Wissenschaften. Denn nur von dem Obsiegen der Franzosen hoffte er eine schnellere, das weitläuftige Actenwesen beschränkende und folglich die Masse der zu fällenden Urtheilssprüche vermindernde Justiz. Er freute sich daher schon im Geiste auf die glückliche Veränderung der Dinge, die ihm die auf Urthelsverabfassung zu verwendende Zeit einzig und allein den Wissenschaften zu widmen gestatten werde. Als aber später diese Erwartung fehlschlug und die Bürde des Actenwesens auf ihn lasten blieb, so suchte er seinen Pflichten nachzukommen, obschon mit Aufopferung seines finanziellen Interesses und seiner Erholung. Doch wenn er dann sich geselliger Erheiterung zu überlassen über sich gewonnen hatte, da zeigte er Sinn für Fröhlichkeit und Lebensgenuß; da war er der angenehme mit dem feinsten Ton vertraute Gesellschafter und wurde mit Recht für die Zierde jedes geselligen Zirkels gehalten; wo er erschien, da trat auch mit ihm die anständigste und reinste Freude ein.

Im Umgange mit seinen Collegen übte er ein stets friedliches Verhalten und zeigte die größte Gefälligkeit, seinen Freunden blieb er mit unveränderlicher Anhänglichkeit und Treue ergeben. Auch der ehrwürdige Verein der Freimaurer zu Leipzig bewies bei mehr als einer Gelegenheit, welch ein würdiges Mitglied er in ihm ehrte, und daß er auch in diesem engern Kreise in dem Geiste wirke, der ihm in seinem öffentlichen Leben eigen blieb. Ein ächter Christ im Geiste des Glaubens, den er bekannte, beobachtete er auch musterhaft die Ge-

bräuche der Kirche. Mehr als Gewohnheit, innige Ueberzeugung leitete ihn dahin, wie er oft mit Wärme über Wahrheiten der Religion sich aussprach, und an sich selbst klar bewährte, daß beide, Kirche und Staat, Pflege des Rechts und des Heiligsten, da beider höchstes Ziel die Wahrheit ist, nicht nur füglich neben einander bestehen können, sondern stets wesentlich und innig mit einander verbunden seyn sollten.

Am alleruntrüglichsten offenbart sich jedoch die Würdigkeit eines Menschen in denjenigen Räumen, dahin kein Schein noch äußerer Zwang uns begleitet; da wir uns unverholen und in aller Natürlichkeit darstellen, wie wir sind, in unserm Hause. Wer aber Gelegenheit fand, Haubold in dem Kreise seiner Familie wahrzunehmen, wo er die kurzen Augenblicke seiner Muße am liebsten zuzubringen pflegte, wie er hier ein dankbarer und aufmerksamer Sohn, (seine Mutter starb erst im Jahre 1809) ein liebevoller Gatte, ein zärtlicher Vater, der aufrichtigste und theilnehmendste Freund seiner Verwandten, ein wahrhaft väterlicher Freund seiner Schüler war und durch Lehre und Beispiel auf die Seinen heilsam einwirkte, der ward von noch höherer Achtung und herzlicherer Liebe zu ihm erfüllt und schied mit den angenehmsten Eindrücken aus einem Familienzirkel, den er so wohlthätig zu beseelen wußte, und der ihm hinwiederum mit aller Innigkeit sich ergeben fühlte. Im November 1793 hatte er sich mit seiner jetzigen Wittwe, Christiane Florentine, Tochter des verstorbenen Dr. Jacob Thomas Gaudlitz, Oberhofgerichts- und Consistorial-Advocat wie auch Mitglied des Magistrats zu Leipzig, verheirathet. Von seinen aus dieser Ehe entsprossenen Kindern leben noch drei Söhne: Carl, geb. 1796, seit 1821 als practicirender Arzt

in Leipzig rühmlich bekannt; der zweite, Gustav, geb. 1803, welcher jetzt Baccalaur der Rechte ist, der jüngste, August Eduard, geb. 1817; seine Tochter, geb. 1794, ist seit dem 15. Juli 1810 mit M. Carl Christian Friedrich Siegel, jetzigem Subdiacon und Mittagsprediger an der Thomaskirche verehelicht, mit welchem der Abgeschiedene in den innigsten Verhältnissen lebte, und dessen Kinder an dem großväterlichen Herzen mit zärtlicher Liebe hingen.

Er hatte noch kurz vorher die Freude, daß er als Decan der Juristenfacultät seinem großen Gönner und bewährten Freunde, dem verstorbenen Conferenzminister Grafen von Hohenthal-Königsbrück, zum Andenken an dessen vor 50 Jahren überstandenes juristisches Examen, das Doctordiplom übersenden durfte — seine letzte in der Facultät errungene Arbeit! — Schon sah er mit inniger Freude seines dankbaren Herzens einer Feierlichkeit entgegen, auf die er unter würdigen Vorbereitungen sehnlich gehofft hatte. Den 4. März 1824 sollte das Magisterjubiläum seines hochverdienten ehemaligen Lehrers, des Rectors Forbiger an der Nicolaischule, festlich begangen werden und er gedachte, als der älteste seiner Schüler, im Namen einer bedeutenden Anzahl früherer, jetzt durch die Verwaltung wichtiger Staatsämter, oder Verdienste anderer Art ausgezeichneten Zöglinge desselben, den würdigen Jubelgreis mit einer lateinischen Anrede freudig zu begrüßen, und ihm einen Festbecher zu überreichen. Auch war der erwünschte Monat, in in welchem jene Festlichkeit fiel, bereits angebrochen und der Hoffnungerfüllte hatte den zweiten März noch über das sächsische Recht eine Vorlesung gehalten, als er plötzlich erkrankte. Eine Lungenentzündung brach aus, und da Haubolds

Kräfte schon in den letzten Monaten vor seinem Tode bedeutend gesunken und selbst sein Körper äußerlich zusammen gefallen war, so wurde die Krankheit gleich lebensgefährlich; doch hoffte der thätige Arzt, Dr. und Prof. Haase, ihn noch zu retten; allein die rastlose Anstrengung der bisherigen Jahre, die Aufopferung, mit welcher er seinem Berufe gelebt hatte, hatten seine Lebenskraft früh geschwächt, der nagende Kummer über unfreundliche und bittere und dennoch collegialisch seyn sollende Verhältnisse hatte vielleicht schon seit Jahren seine Gesundheit untergraben, alle diese Umstände vereinigten sich und beschleunigten leider auch sein Ende. So ging der friedliche, neidlose Mann, dessen Frieden im Leben gestört zu wissen, jedem gefühlvollen Menschen ein empörender Gedanke seyn wird, mit dem reinsten Wohlwollen gegen alle seine Umgebungen ohne Schmerz und ohne Ahnung seines Todes aus dieser Welt, in der er als Gelehrter, als Lehrer, als Staatsbürger, als Mensch zum Segen des Vaterlandes weit über das Grab hinaus für späte Zeitalter gewirkt hatte, er ging heim, um jenseits seinem reinen, treuen, geist- und gemüthreichen Streben eine volle Anerkennung zugetheilt zu sehen.

Dort wird die Waage der Themis, deren ungewisse Schwingungen er hienieden so rein rechtlich in das richtige Gleichgewicht zu stellen verstand, sich neigen mit der einen gewichtvollen Schaale, auf welcher seine Thaten liegen, und der ungetäuschte Weltrichter auf die entgegenstehende zweite zu gerechter Ausgleichung die reiche Vergeltung legen, den Lohn des Himmels für die, welche in Thränen hier säeten um jenseits in Freuden zu ärnten! —

So allgemeine Trauer, so rührende Theilnah-

me die Nachricht seines Todes verbreitete, so feierlich war auch seine Beerdigung.

Sein Leichenbegängniß war gleichsam der letzte Tribut innigster Verehrung, den, ungeachtet des unfreundlichsten Wetters, das dankbare Leipzig ihm zollte und durch die Anordnung der ganzen Todtenfeier sprach sich ein edler und hoher Sinn aus und manche Thräne gefühlvoller Betrübniß über den unersetzlichen Verlust floß damals seinem Sarge, dem die zahlreichste und feierlichste Procession der Academie und Studirenden, der Freimaurer, wie einer Menge seiner Verehrer und Freunde folgte. Ueberall der tiefste Ernst, die innigste Wehmuth, der gerechteste Schmerz.

Vermöchte aber etwas die beklagenswerthe Familie des Entschlafenen bei dem erlittenen unbeschreiblich großen Verluste zu trösten und aufzurichten, so waren es außer der Theilnahme bewährter Freunde die herrlichen Beweise wahrhaft landesväterlicher Huld und Gnade, die den Hinterlassenen zu Theil wurden. Bald nach Hauboldś Tode verordnete nämlich ein königliches Rescript, daß, wie es darinnen ausdrücklich heißt, seiner Wittwe „in gnädigster Erinnerung der vieljährigen und mannichfachen Verdienste des Verstorbenen" ein jährlicher Gnadengehalt von Dreihundert Thalern, auch für dessen jüngsten Sohn bis zur Volljährigkeit eine Erziehungsbeihülfe von jährlich 25 Thlrn. ausgezahlt werden sollte.

Es hat ferner Se. Majestät der König von Sachsen, um seine Schätzung der Verdienste Hauboldś öffentlich zu erkennen zu geben, es genehmigt, daß den Hauboldischen Werken, welche unter dem Titel: Hauboldi opuscula academica minora von dem bewährten Freunde der Hauboldischen Familie, Oberhofgerichtsrath Dr. Wenck her-

ausgegeben, nächstens im Druck erscheinen, der Name Sr. königl. Majestät vorgedruckt werden darf.

Hiernächst haben auch seine Verehrer, Freunde und Zöglinge bereits eine silberne Denkmünze in Dresden auf ihn prägen lassen, die auf der einen Seite sein Bildniß, seinen Namen so wie das Geburts- und Sterbejahr zeigt, und auf deren andern Seite ein Postament mit einer Säule steht, auf der ein Januskopf zu sehen ist; auf dem Postamente ruhen zwei Rollen mit der Inschrift: Jus saxonicum — romanum, und die Umschrift lautet: Juris nodos legum que aenigmata solvit, und im Sockel sind die Worte: Pietas aequalium eingegraben.

Sein Bildniß, das übrigens noch zweimal in Kupfer gestochen worden und im Buchhandel erschienen ist, wie es nebst einem Abdruck seiner Handschrift mit dem möglichsten Bestreben nach vollkommener Aehnlichkeit, diesem Buche des Gedächtnisses vorsteht, bezeichnet näher den Verewigten und gibt ein männliches Ansehn und eine eigenthümliche Geisteskraft und Würde zu erkennen, dessen theuere Züge allen seinen Freunden, nahen und fernen Zöglingen eine wehmüthig-frohe Erinnerung bereiten werden.

Verzeichniß der Hauboldschen Schriften.

1. Dissert. I. de differentiis inter testamentum nullum et inofficiosum (Praes. Car. God. de Winckler.) Lips. 1784. 4.
2. Exercit. I. de Legibus majestatis populi Romani, latis ante legem Juliam, Lips. 1786. 4.
3. Comment. de ritu obvagulationis apud Romanos. 1787. 8.

4. De consistorio Principum. Spec. I. iuris Romani publici. 1788. 4.
5. Diss. de causis cur idem et testato et intestato decedere nequeat. 1788. 4. (Respond. Jo. Frid. Hermann.)
6. De consistorio Principum. Spec. II. juris Romani publici. 1789. 4.
7. Diss. de tutore incerto. 1790. 4. (Respond. Car. Traug. Hennig.)
8. Diss. quatenus tutor excusatione usus legatum adscriptum amittat? 1790. 4. (Respond. Christ. Aug. Stoelzer.)
9. Historia juris Romani tabulis synopticis secundum Bachium concinnatis illustrata. 1790. 4.
10. Caji Institutionum sive potius epitomes Institutionum lib. II., adjectis genuinis Caji fragmentis undique collectis, ex recensione Ant. Schultingii, cum animadversionibus criticis Ger. Meermani, in usum praelectionis academicae seorsim editi. 1792. 8.
11. Sexti Pomponii de origine juris et omnium magistratuum et successione prudentium fragmentum: ex recensione Gebaueri, in usum praelectionis academicae seorsim editum. 1792. 8.
(Die in demſelben Jahre erſchienene Diss. Jo. Frid. Hermanni de mortis causa donatinum conjecturis ex mortis mentione capiendis. Lips. 1792. 4. wird in Meuſel's gelehrtem Teutſchland ebenfalls dem Verſtorbenen zugeeignet).
12. Diss. de legato nominis 1793. 4. (Respond. Aug. God. Laurentius.)
13. Diss. de jure offerendi, ex quo in priorum creditorum locum succeditur. 1793. 4. (Respond. Frid. Reinh. Wilgenroth.)
14. Progr. Successionem in priorum creditorum locum, jure offerendi apud Romanos nixam, e foro Saxonico recte exsulare. 1794. 4.
15. Aug. Frid. Schott Institutiones juris Saxonici electoralis privati. Editio tertia, multis locis auctior et emendatior. Post b. auctoris mortem curavit etc. Lips. 1795. 8.
16. Ueber die Verſuche, das prätoriſche Edict herzuſtellen. Ein Beitrag zur civiliſtiſchen Literärgeſchichte, in Hugo's civiliſtiſchem Magazin, 2ten Bds. 3tes Heft (1796). Nach der dritten Ausgabe von 1812. S. 295—326.

17. Praecognita juris Romani privati novissimi; in usum auditorum scripsit et elementis ejusdem olim edendis speciminis loco praemisit etc. 1796. 8.
18. Diss. de emendatione jurisprudentiae ab Imp. Valentiniano III. A. instituta, ad leg. un. Cod. Theod. de respons. prud. 1796. 4. (Respond. Frid. Dan. Geissler.)
19. Progr. de origine atque fatis usucapionis rerum mobilium Saxonicae. 1797. 4.
20. Diss. de dotalitio necessario, conturbata re mariti familiari, non exigendo 1797. 4. Respond. Jo. Andr. Chr. Stephan. (Die Diss. de jure civili a M. Tullio Cicerone in artem redacto deſſelben Jahres ſchreibt Haubold ſelbſt in ſeinen Lineam. Instit. von 1814. S. 101. dem Reſpondenten Johann Gotth. Hornemann zu.)
21. Elementorum juris Romani privati novissimi Pars generalis. 1797. 8.
22. Historiae juris civilis Romani de rebus eorum, qui sub tutela vel cura sunt, sine decreto non alienandis vel supponendis. Spec. I. 1798. 4. (Respond. Godof. Guil. Hermann.)
23. Handbuch einiger der wichtigſten Churſächſiſchen Geſetze von allgemeinem Inhalte, herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet u. ſ. w. 1800. 8.
24. Jo. Henr. de Berger Oeconomia juris ad usum hodiernum adcommodati. Editio octava, denuo revisa, et post Jo. Aug. Bachii, ac Car. God. de Winckler curas, observationibus aucta etc. Tom. prior. 1801. 4.
25. Doctrinae Pandectarum monogrammata. Ad. Jo. Aug. Hellfeldii jurisprudentiam forensem, in usum scholae suae accommodavit etc. 1801. 8.
26. Lineamenta institutionum historicarum juris Romani maxime privati. 1802. 8.
27. Lineamenta Instit. Editio II. 1803.
28. Lineamenta Instit. Editio III. 1804. Edit. IV. 1805.
29. Diss. de edictis monitoriis ac brevibus. Lips. 1804. 4. (Respond. Jac. Ludw. Gaudlitz.)
30. Diss. de responsorum mediorum in Digestis obviorum interpretatione. Lips. 1805. 4. (Respond. Ad. Gottl. Aegid. Geissenhöhner.)
31. Doctrinae Pandect. monogrammata. Edit. II. 1807. 4.
32. Diss. de quantitate laudemii recte computanda. 1807. 4.
33. Abriß des Eherechts, als Probe eines Lehrbuchs des

Königl. Sächs. Privatrechts; in den Annalen der Gesetzgebung und der Rechtswissenschaft in den Ländern des Königs von Sachsen, herausgeg. von Carl Sal. Zachariä. Band II. S. 102—131. 1807.

34. Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtssachen, nach dem Königlich Sächsischen Rechte, nebst einem Anhange auswärtiger, diesen Gegenstand betreffender Gesetze. 1808. 8.

35. Institutiones juris Romani litterariae. Tomus I. partem biographicam et bibliographicae capita priora, maxime quae ad jus Antejustinianeum spectant, continens. 1809. 8.

36. Progr.: Legis judiciariae utriusque, qua Saxonia Regia utitur, origines. 1809. 4.

37. Doctrinae Pandect. monogrammata. Edit. III. 1809.

38. Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum lineamenta, observationibus maxime literariis distincta. In usum praelectionum adumbravit etc. 1814. 8.

39. Zwölf ungedruckte Briefe von Pet. Burmann, Dav. Ruhnken, Wilh. Otto Reitz, Joh. Aug. Bach und Gerh. Meerman an Joh. Dan. Ritter, aus den Jahren 1736, 1747, 1748, 1750 und 1751, nebst einer Einleitung und Anmerkungen, in Hugo's Civil. Mag. 5tem Bande S. 333—378.

40. Progr.: Notitia Fragmenti Veronensis de interdictis. 1816. 4.

41. Kleine deutsche Aufsätze, größtentheils civilistischen und antiquarischen Inhalts, von Albert Dietrich Trekell, ehemaligem Rechtsgelehrten zu Hamburg. Gesammelt und herausgegeben u. s. w. 1817. 8.

42. Ueber die Stelle von den Interdicten in den Veronesischen Handschriften, in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswiss. von Savigny, Eichhorn und Göschen, 3tem Bande, S. 358—388. (1817).

43. Progr.: Fragmentum Graecum de obligationum causis et solutionibus, imprimis de stipulatione Aquiliana, ab Angelo Majo nuper in lucem protractum, nunc iterum editum et brevi adnotatione illustratum. 1817. 4.

44. Anleitung zur genauern Quellenkunde des römischen Rechts, im Grundrisse. 1818. 8.

45. Das Literärische in der unter Haubold's Praesidium (Respond. Theod. Alex. Platzmann) vertheidigten Diss.: Juris Romani testimoniis de militum ho-

nostra visiones, quae in tabulis aeneis supersunt, illustrati specimen. 1818. 4.

6. Frolus: Ex constitutione Imp. Antonini, quomodo, qui in orbe Romano essent, cives Romani facti sint? 1819. 4.

7. Manuale Basilicorum, exhibens collationem juris Justinianei cum jure Graeco Postjustinianeo, indicem auctorum recentiorum, qui libros juris romani e graecis subsidiis vel emendaverunt vel interpretati sunt, ac titulos Basilicorum cum jure Justinianeo ac reliquis monumentis juris graeci Postjustinianei comparatos. Digessit etc. Lips. 1819. 4.

8. Beitrag zur Literärgeschichte des Novellen-Auszugs von Julian, in d. angef. Zeitschr. für geschichtliche Rechtswissenschaft, 4tem Bande, S. 133—188 (1819) und Berichtigungen und Zusätze zu diesem Aufsatze, ebendas. S. 491—494 (1820).

9. Lehrbuch des Königlich Sächsischen Privatrechts. 1820. 8.

10. Doctrinae Pandect. lineamenta cum locis classicis juris imprimis Justinianei et selecta literatura, maxime forensi. In usum praelectionum adumbravit etc. 1820. 8.

11. Rogerii Beneventani de dissensionibus Dominorum sive de controversiis veterum juris Romani interpretum, qui Glossatores vocantur, opusculum. Emendatius edidit et animadversionibus atque adcessionibus locupletavit etc. 1821. 8.

12—54. Progr.: Exercitationum Vitruvianarum, quibus jura parietum communium illustrantur, Spec. I. II. III. 1821. 4.

55. Institutionum juris Romani privati historico dogmaticarum denuo recognitarum epitome: Novae editionis prodromus. Adumbravit et sententias legum duodecim tabularum, nec non edicti praetorii atque aedilitii, quae supersunt, denique breves tabulas chronologicas adjecit etc. 1821. 8.

56. Jo. Gli. Heineccii Antiquitatum Romanarum Jurisprudentiam illustrantium Syntagma, secundum ordinem Institutionum Justiniani digestum. Contextum auctoris et adlata ab eo antiquorum scriptorum testimonia diligentissime castigavit, accessiones editionum aliquot recentiorum, animadversiones Herm. Cannegieteri, praefationem, argumentum titulorum ablegationibus ad Gajum aliosque fontes, quibus Heinec-

cius usus non est, tum ad Gust. Hugonis historiam juris romani distinctum, denique Epicrisin operis Heinecciani adjecit etc. Francof. ad Moenum, 1822. 8.

57. Progr.: Praetermissorum inprimis ad Breviarium Alaricianum pertinentium e codicibus a Gust. Haenelio, Professore Lipsiensi, novissime collatis Promulsis I. 1822. 4.

Von diesem möglichst vollständigen Verzeichnisse sind die fast jährlich mit veränderter Ordnung gewöhnlich unter dem Titel: „Argumentum Tomi I. Institutionum Juris Romani historico-dogmaticarum" in den Druck gegebenen Auszüge aus dem größeren Institutionenwerke, ferner alle unter einem fremden Namen erschienene Schriften Haubold's, so wie die unter ihm vertheidigten academischen Gelegenheitsschriften, die er vor dem Drucke blos durchgesehen hat, ausgeschlossen worden; wie denn überhaupt aus demselben seine gesammte schriftstellerische Thätigkeit in so fern nicht ersichtlich seyn kann, als er fast an allen bedeutenderen literärischen Unternehmungen, besonders an der Herausgabe des Ius civile Antejustinianeum und des Gajus, thätigen Antheil genommen, überdies auch, besonders früherhin, viele gründliche und gehaltreiche Recensionen in die hallische und leipziger Literatur-Zeitung geliefert hat.

Stanford University Libraries
3 6105 013 415 372

C
10.
NE
V.2
PT.1

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305